vgl. W. Hosäus in Allg. Deut-
Biogr. 1884. XIX. 717 f



N. d. Pariser Photographie gest. v. Sichling.

Verlag von H. Neubürger in Dessau.

Der Mensch kann was er will —
Doch muß er glauben und vertrauen!

Arthur Lutze.



Arthur Lutze's

Selbstbiographie.

Woher ich kam, wohin ich gehe, weiß ich nicht;
Doch dies: von Gott zu Gott! ist meine Zuversicht.

Ich steh' in Gottes Hand, und ruh' in Gottes Schoß,
Vor ihm fühl' ich mich klein, in ihm fühl' ich mich groß.

Friedrich Rückert.

Mit Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Cöthen.
Verlag der Lutze'schen Klinik.
1866.

Widmung.

Meinen alten und neuen Freunden widme ich dieses Buch.

Der Entschluß, dasselbe zu schreiben, entstand dadurch, daß im Jahre 1854 eine Schrift unter dem Titel: „Arthur Lutze's Leben und Wirken" erschien, welche solche Irrthümer und Unrichtigkeiten enthielt, daß eine mir verwandte Familie sich bitter darüber beklagte.

Dessenungeachtet wäre es mir, bei meinen überhäuften Geschäften, dennoch unmöglich gewesen, ein solches Werk zu schreiben, wenn ich nicht meine „Selbstbiographie" zum fortlaufenden Artikel in der von mir herausgegebenen populären homöopathischen Zeitschrift, betitelt: „Fliegende Blätter für Stadt und Land über Homöopathie", bestimmt hätte.

Alle 14 Tage nun zeigte mir der Buchdrucker an, daß einige Tage darauf eine neue Nummer erscheinen müßte. Dann schrieb ich in der nächsten Nacht eine Fortsetzung, und so entstand, seit dem Jahre 1861, nach und nach dieses Buch,

welches bei Freunden um eine freundliche Aufnahme nicht vergeblich bitten wird.

Eins muß ich noch erwähnen, daß ich stets bestrebt gewesen bin, nur die reine, ungeschminkte Wahrheit zu erzählen.

Cöthen, am 28. December 1865,
dem Geburtstage meiner Mutter.

Dr. Arthur Lutze,
Sanitätsrath.

Inhalt.

Meine Jugendgeschichte.

(Niedergeschrieben im Jahre 1837.)

Trage die Welt mit Geduld,
Gott mit Freuden!

Lieben Freunde! wollt Ihr aus treuem Herzen mir eine Thräne weihen, so leset diese Zeilen, wenn ich gestorben bin. Aber warum Thränen? — Nein, weinet nicht — denn ich bin glücklich gewesen! Wenn auch des Schicksals harte Kette mich oft schwer belastete; — ich bin dennoch glücklich gewesen, — Mißgeschick und Leiden haben mich gelehrt, glücklich zu sein, und die Freuden, die mir lächelten, erfüllten mein Herz mit unvergänglichem, ewigem Balsam, und streueten Rosen auf meine Pfade, die alle Dornen bedeckten und vergessen machten, sodaß ich das Leben ertragen, es lieben lernte, und mit sanfter Freude und dankerfülltem Herzen vergnügt auf dasselbe hinblicken kann.

Ich habe erkennen gelernt, daß das Leben mehr Rosen als Dornen, mehr Freude als Leid, mehr Glück als Mißgeschick bietet; wenn der Mensch nur immer darauf bedacht ist, das Glück, welches als treue Gefährtin ihn fortwährend umschwebt, zu ergreifen, es festzuhalten, zu bannen versteht! Jedes Ding, es scheine noch so gering und unbe-

deutend, etwas Gutes findet sich immer, das man ihm abgewinnen kann; wie in der ganzen Schöpfung nichts ist, das nicht zu Etwas nützlich und nothwendig wäre.

Darum freuet Euch, lieben Freunde, daß ich so glücklich war, glücklich zu werden — durch Leiden, daß die frühe Thränensaat eine reiche Freudenernte gebracht hat! —

Erster Abschnitt.

Geburt und Kindheit.

Am 1. Juni 1813 ward ich in Berlin, mitten in der bewegten schrecklichen Kriegszeit geboren. Nur auf einige Zeit hatten meine Eltern zu ihrem Aufenthalte Berlin bestimmt, nachdem sie 3 Jahre in England zugebracht und so auf mehrere Jahre ihre anmuthige Landbesitzung in Zülchow bei Stettin verlassen hatten.

Zwei Jahre war ich alt, als sie dahin zurückkehrten, wo ich den Tummelplatz meiner ersten kindlichen Freuden, die bei meiner großen Lebhaftigkeit und Wildheit meiner liebevollen, ängstlichen Mutter oft Sorge und Angst bereiteten, in einem großen, unabsehbaren, reizenden Garten fand, den mein Vater selbst angelegt und bei seiner Lust zum Bauen mit einem Landhause nebst Zubehör, einem Orangerie-Gebäude, Treibhause und mehreren Lusthäusern und Pavillons geschmückt hatte, was sein damals nicht unbedeutendes Vermögen, welches er als thätiger Kaufmann erworben und vermehrt, gern auch zuließ. Er wurde zum Amerikanischen und später zum Großbritannischen und Hannöverschen Consul mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt, und führte ein recht glückliches und glänzendes Leben. Er mochte seine Liebhabereien zu neuen Anlagen und Bauten zu weit getrieben und dadurch das Glück in seiner Freigebigkeit stör-

risch gemacht haben, denn plötzlich drang das Mißgeschick von allen Seiten auf ihn herein. Ein großer Theil seines Vermögens ging durch Stranden und Zertrümmern einiger seiner beladenen Schiffe, sowie durch den dreijährigen, kostbaren Aufenthalt in England verloren, und nach der Rückkunft füllte das Unglück die Schale bis zum Rande, indem im Jahre 1811 eine blühende Tochter von 17 Jahren (Ulrike), eine jüngere von 9 Jahren (Auguste) und ein hoffnungsvoller Sohn von 12 Jahren (Wilhelm), von dem Plamann, sein Erzieher, schreibt: „er war ein Juwel unter den Andern, zu gut, zu rein für diese Welt!" durch den Tod an schweren Krankheiten auf einmal den unglücklichen Eltern, der untröstlichen, innigliebenden, und nun so tief gebeugten Mutter entrissen wurden. Endlich nach vielen heißen Wünschen und Gebeten erschien ich im Sommer 1813, gleichsam als Ersatz für den großen Verlust, der bis an's Lebensende dem zarten, fühlenden Mutterherzen eine nie heilende Wunde geschlagen hatte. Darum war ich nun auch ihre einzige Sorge, ihr ganzes Leben!

Bis zu meinem zwölften Jahre, glaube ich, hat sie es nie gewagt, mich nur auf eine Nacht zu verlassen und lieber dem größten Vergnügen aufopfernd entsagt, als hierin nur einmal den Vorsätzen ihres Herzens untreu zu werden.

Wenn nur das Kind immer fühlte, welch eine Mutter es hat! Wenn es nur die Größe der Opfer, die der Mutterliebe nur leicht fallen, anzuerkennen vermöchte! Leider empfängt das treue Mutterherz nur selten den Lohn für diese grenzenlose Liebe und Aufopferung, und erst wenn das kühle, stille Grab die treue Brust, das liebende Mutterherz deckt, dann erst erkennt das gereiftere Kind, welch ein Herz unter dem schweren Hügel erkaltet ist, welch eine Liebe es belebt, erfüllt hat, und wie wenig erkannt, wie gering belohnt diese Liebe im Leben geblieben ist. Meiner guten Mutter verdanke ich, neben unzähligen anderen Wohlthaten,

auch die höhere Richtung meines Geistes, zu welcher sie früh den Samen ausgestreut und den jungen Keim treu und sorglich gepflegt und vor Sturm und Unwetter behütet hat. Oft wenn sie des Morgens in der Bibel oder im Andachtsbuche gelesen hatte, nahm sie mich auf den Schoß und sprach von Gott, dem lieben Vater, der im Himmel wohnte und alle guten und artigen Kinder herzlich lieb hätte; auch lehrte sie mich kleine einfache Gebete, die ich jeden Abend vor dem Schlafengehen sprach und dann von meiner Mutter den Segen empfing. So fachte sie eine heilige Gottesfurcht und Verehrung des Höchsten und Heiligen früh in meinem Herzen an, welche Eindrücke ich tief in mir aufnahm und sie gern in meinem Herzen auffrischte und wiederholte. Ich hatte gehört, meine Geschwister wären schon im Himmel bei dem lieben Vater, weil sie so gut gewesen wären — und stand oft stundenlang am Fenster und betrachtete die Wolkenbildungen am Firmament, glaubte dann Figuren und Treppen zum Himmel zu entdecken, und fragte öfters: Mutter, sieh, ist da der gute Wilhelm und Ulrikchen zum Himmel hinaufgestiegen? —

Den ersten Unterricht empfing ich auch von meinen Eltern, und erst im 7ten Jahre wurde ich zu Herrn Rendel in Stettin in die Schule gebracht und zu ihm in halbe Pension gegeben, d. h. daß ich Mittags dort aß und Morgens und Abends den Feldweg von einer Stunde nach meiner Heimath zurücklegen mußte. Gegen andere Knaben meines Alters war ich etwas zurück, und besonders wurde mir das Lesen sehr schwer, woran ich noch viele viele Jahre zu laboriren hatte. Zehn Jahre war ich alt, als ich unter dem Schulrath Dr. Koch in's Gymnasium zu Stettin nach Septima kam. Das war ein großer Verderb für mich, indem ich unter eine Horde roher ungezügelter Jungen kam, die mehr an Tollheiten, als an's Lernen dachten und mich bei meiner großen Lebhaftigkeit leicht mit sich fortreißen konnten. Einige Ein-

drücke aus der Kindheit blieben aber dennoch unerschütterlich fest in meinem Herzen, so z. B. die Ehrfurcht vor dem Heiligen und vor meinen Lehrern. Empört war ich, wenn ich in der Religionsstunde Jemanden lachen sah, oder wenn die muthwilligen Knaben nicht selten Faxen hinter ihren Lehrern machten; das habe ich nie gethan, sondern nur mit Unwillen gesehen.

Als ich langsam bis Quinta vorgeschritten war, faßten meine Eltern den glücklichen Entschluß, mich in Pension und zwar nach Bunzlau in die Königliche Erziehungs-Anstalt zu bringen. So ungern ich mich auch vom elterlichen Hause trennen mochte, so freute ich mich doch im Herzen und dankte Gott, da es mir selbst unter dieser Gesellschaft im Gymnasium nicht gefiel und ich mir nun vornahm, in dem neuen Kreise mich recht tüchtig und brav zu zeigen, um meinen Eltern für ihre Sorge auch einige Freude zu bereiten.

Zweiter Abschnitt.

Arthursberg.

Vorher muß ich noch bemerken, daß mein Vater sich bereits vor mehreren Jahren noch eine Besitzung näher an Stettin, unmittelbar an der Oder, gekauft, indem er Züllchow hatte verkaufen wollen. Es war ein hoher Berg, dessen Fuß, mit einem Birkenwäldchen umkränzt, von der Oder bespült wurde. Eine Terrasse an demselben, von der man die ganze Oder mit ihren unzähligen Böten und Seeschiffen und dahinter den Damm'schen See, in grauer Ferne von einem Walde und der Stadt Damm begrenzt, übersehen konnte, war vor jedem Nord- und Ostwinde geschützt und bot immer einen interessanten, durch Naturschönheit und mannigfaltige Betriebsamkeit der Menschen

belebten angenehmen Aufenthalt dar. Von der Höhe des Berges hatte man die reizendste Rund-Ansicht: vorn die Oder und den See, durch eine blühende Wiese getrennt, in noch größerer Ausdehnung, als von der Terrasse zu überschauen; rechts Grabow und die Festung mit ihren grauen Wällen, dem Schlosse und dem Jakobi-Kirchthurm, dem sogenannten Vierspitzer; nach hinten zu Bredow mit den benachbarten Auen, Triften und Dörfern; links die romantische Ansicht von Züllchow, Fraundorf und dem Julow, einem hohen Waldberge an der Oder, dessen höchster Gipfel über jene Dörfer und Landhäuser weit emporragt und einen schönen Hintergrund bildet. Im Damm'schen See bemerkt man noch eine Insel mit Gebäuden, die Försterei Bodenberg, ein angenehmer Ruhepunkt für das herumschweifende Auge. Nicht unberührt darf ich die Podjuch'schen Berge lassen, eine aufsteigende, bewaldete Hügelreihe jenseit des Sees zur rechten Hand, die besonders in der Abendbeleuchtung, bei der mannigfaltigen Schattirung der verschiedenen Laub- und Nadelholz-Arten, einen reizenden Anblick gewährten. Dieser Landsitz, den mein Vater mit geschmackvollen Anlagen, einem englischen Gartenhause (Cottage) und andern Gebäuden verzierte, wurde nach mir „Arthursberg" genannt und unter diesem Namen von der Königl. Regierung bestätigt.

Den Stettinern war jene Cottage sehr bekannt, denn jedes vorüberfahrende Boot sah sich in drei großen Spiegeln, welche den Fenstern gegenüber angebracht waren, und grüßende Freunde, welche das bloße Auge nicht gleich erkannte, wurden schnell durch das stets bereitstehende Teleskop erkannt und wieder begrüßt. Manchen Besuchern aus Stettin oder Umgegend bot die Cottage auch ein gastliches Nachtlager, wenn ein Unwetter sie übereilt hatte. Ein junger Dichter, Fritz Redepenning, der älteste Sohn

der intimsten Freundin meiner Mutter, hinterließ einst bei solcher Gelegenheit folgenden Dichtergruß:

Am 3. September 1826 auf Arthursberg.

Gewitterwolken eilen
Am schwarzen Himmel fort
Und Sonnenblicke weilen
Nur sparsam hier und dort.
Der Strom wälzt seine Wogen
Hin durch der Wiesen Grün,
Die fern in weitem Bogen
Den grauen See umziehn.

Aus Wällen, die sie schirmen,
Steigt düster und entsonnt
Die Stadt mit ihren Thürmen
Am schwarzen Horizont.
Und immer dunkelgrauer
Hebt sich der Berge Kranz,
Bald trüb' im Regenschauer,
Bald hell im Sonnenglanz.

Und immer schneller eilen
Die Wolken schon vorbei: —
Doch Ihr könnt ruhig weilen
In Eurem Sorgenfrei!
Da, wo die kleine Hütte
Ihr wirthlich Dach erhebt,
In junger Birken Mitte
Von Epheu zart umwebt.

O selig, wer in Frieden
Bei Sturm und Ungemach
Von jedem Leid geschieden
Sich selber leben mag!
Wohl währt der Menschen Sorgen
Ohn' Rast und ohne Ruh:
Doch Ihr seht ihm geborgen
Vom Hafen lächelnd zu.

Dritter Abschnitt.

Bunzlau.

Im Jahre 1827 brachten mich meine Eltern nach Bunzlau, woselbst ich am 27. April in der Königl. Waisen- und Schul-Anstalt aufgenommen und der speciellen Aufsicht des Oberlehrers Karow aus Stettin übergeben wurde. Zwei eben so glückliche als segensreiche Jahre verlebte ich in diesem Hause, die einen entscheidenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausübten. Von dem Augenblicke meines Eintrittes an war ich wie umgewandelt, und ich sehe daran, welche Macht der feste Entschluß und Wille auf den Menschen ausübt. Meine Tollheiten und Narrenspossen des Gymnasiums hatte ich vergessen, und suchte mir durch Fleiß und gutes Betragen die Liebe und das Zutrauen meiner Lehrer und besonders meines Erziehers zu erwerben, welches mir auch im vollsten Maße gelang.

Schon in Stettin hatte ich einige Jahre den Religionsunterricht des Predigers Riquet genossen, eines wahrhaft frommen Mannes, dem ich auch mit Herz und Seele zugethan war und mich oft durch seine eindringenden Vorträge tief ergriffen und zu heißen Thränen hingerissen fühlte. Ein ähnlicher Sinn herrschte in der Bunzlauer Anstalt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich in einen solchen Kreis frommer, und doch frischer und froher Menschen führte. Weit entfernt von aller Kopfhängerei lebt dort derjenige fromme Sinn, der in allen Lagen des Lebens Noth thut und ohne welchen man beim geringsten Windhauch der Noth des Lebens wankt und schwankt und fällt.

Was ich in Bunzlau zwar an gelehrtwissenschaftlichen Kenntnissen, als dem Studium der Alten und der allgemeinen klassischen Literatur, verlor, das gewann ich an reellem Wissen und äußerer Gewandtheit. Angewandte Mathematik, mathematische Geographie und Naturwissen-

schaft trieb ich mit ganz besonderer Liebe. Stunden-, ja nächtelang grübelte ich über mathematische Aufgaben, bis ich sie fand, worin ich ziemlich glücklich war, baute mir Tellurien und Planetarien; legte mir ein Herbarium an und dergl. mehr. Im Zeichnen brachte ich es bis zum Aufnehmen von Landschaften nach der Natur, die ich dann in Tusche oder Sepia ausführte. Täglich hatten wir gymnastische oder Exercir-Uebungen, wozu der König ausrangirte Gewehre und Patrontaschen, auch Fahnen, Trommeln und Musik-Instrumente geliefert hatte, so daß wir im Herbste wöchentlich ein kleines Manoeuvre machten, zu welchem wir mit Sang und Klang auszogen, und auch einige Mal die Ehre hatten, vom General-Feldmarschall Grafen von Gneisenau gemustert und kommandirt zu werden; derselbe besuchte bisweilen seinen Sohn Bruno, welcher gleichfalls in der Karow'schen Familie erzogen wurde. Familie wird nämlich die jedem Oberlehrer zu seiner speciellen Aufsicht überwiesene Anzahl Knaben genannt. Karow, früher selbst Militär, und für seine bewiesene Tapferkeit in den Befreiungs-Kriegen mit dem eisernen Kreuz und dem Russischen St. Georgenorden geschmückt, behandelte seine Familie, bei einem weichen Herzen und milden Sinne, mit militärischer Strenge. Auf Ordnung, Wahrheitsliebe und strenge Sittlichkeit hielt er mit unermüdlichem Eifer, und das Ziel seiner Thätigkeit war auf die Erziehung und das Wohl seiner Pflegebefohlenen, nicht ohne Aufopferung gerichtet.

Ebenso sorgte er aber auch für die Erheiterung und das Vergnügen seiner Familie. Fast kein Tag verging, wo er nicht mit uns wenigstens eine Stunde entweder spazieren ging, oder den großen Drachen steigen ließ, oder Ball, Reifen, Topfschlag u. dergl. mit uns spielte, oder am Abend etwas aus belehrenden und unterhaltenden Jugendschriften vorlas, von denen mir „des Knaben Lustwald" und „Grimm's

Märchen" noch wohl im Gedächtnisse geblieben sind. Wir Alle liebten und verehrten unsern guten Lehrer so, daß die schwerste Strafe für uns war, wenn er uns von solch einem fröhlichen Kreise ausschloß und unter Aufsicht eines Seminaristen auf unserer Stube zurückließ.

Einmal wurde ich durch ein Versehen von mehreren meiner Kameraden um einer Kleinigkeit willen angeklagt; ich wußte mich rein und sagte die Wahrheit frei heraus, die jedoch nicht unbedingt gelten konnte, da mehrere Zeugen gegen mich waren, und so der Verdacht einer Lüge auf mich fiel. Nichts war dem guten Karow mehr zuwider, als Unwahrheit, und tief, tief fühlte ich mich gekränkt und zerschlagen, als ich seinen Unwillen dadurch fühlen mußte, daß er 14 Tage lang kein Wort mit mir sprach und mir allein Morgens die Hand nicht reichte. Ich kam zu ihm, bat ihn, nicht mehr böse auf mich zu sein; doch seine Antwort war, ich müßte erst die Wahrheit gestehen, so wäre Alles vergeben und vergessen. Nun war ich aber außer mir und grämte und kümmerte mich noch einige Tage hin, als Herr Karow eines Sonntags einen weitern Spaziergang unternahm. Ich durfte zwar mit; doch mit verweinten Augen und bekümmertem Herzen schlich ich still hinterher und Niemand sprach eine Silbe mit mir, als ob ich ein armer Sünder wäre, der seinen letzten Erdengang thut. Eine gute Stunde waren wir gegangen, als Karow seiner Familie befahl, am Eingang des Waldes seine Rückkehr zu erwarten; mit mir ging er indessen vorwärts, immer tiefer in den Wald hinein. Mir pochte das Herz und tausend Gefühle wogten in meinem Innern; selbst der Körper schien mir wie gelähmt vor geheimnißvoller Spannung und Erwartung, was hieraus werden sollte. Als wir an einem Waldgraben im schwarzen, schauerlichen Dickicht angekommen waren, stand Karow still. Er sagte mit ernster, fester Stimme, ich möchte nochmals wohl überlegen, wie meine Sache stände, und mich

nicht aus Furcht vor Strafe abschrecken lassen, die Wahrheit zu sagen, da er mir in letzterm Falle gänzliche Verzeihung zusage. Ich betheuerte meine Unschuld, doch er unterbrach mich und sagte: „geh einmal dorthin, am Graben entlang, bis zu jenem Baum“ — es mochten vielleicht 50 Schritte sein — „und da rufe mir drei Mal mit lauter Stimme zu: ich habe nicht gelogen! — aber überlege nochmals recht, eine Lüge darfst Du vor Gott nicht sagen; jetzt geh.“ Zitternd und bebend durch das Abenteuerliche dieser Situation, wenn auch mit gutem Gewissen, stolperte ich durch das Waldgestrüpp zum angewiesenen Platze und rief, so laut ich konnte und mit ziemlich fester Stimme, die vorgeschriebenen Worte drei Mal aus. Darauf winkte er mir, und wir gingen schnell wieder zu den Uebrigen, die ganz dumpf aus der Ferne etwas von meinem Ruf gehört hatten und nicht begreifen konnten, was mit mir geschehen sei, da wir ziemlich weit, also auch geraume Zeit entfernt gewesen waren. So reiflich dies auch von meinem treuen Lehrer überlegt sein mochte, und für diesen speziellen Fall paßte, da er mich genau kannte; so darf es doch den Pädagogen nicht im Allgemeinen zur Nachahmung empfohlen werden, da ein schroffer Charakter, im Falle der Schuld, durch ein solches Verfahren leicht verstockt gemacht werden könnte.

Ein ander Mal, vor diesem Fall, als ich noch kein Jahr in der Anstalt war, hatte ich, ohne mir etwas dabei zu denken, einem Kameraden eine Geschichte erzählt, wie ich sie auf dem Gymnasium tausendmal gehört hatte, die aber nicht gerade zur Tendenz dieses Hauses paßte. Karow hatte es erfahren, er ließ mich zu sich kommen, stellte mir dies als ein großes Vergehen vor und wollte mit mir zum Director gehen, um auf meine Entfernung aus der Anstalt anzutragen. Meinen Ohren traute ich kaum, als er das sagte, denn eher hätte ich mir des Himmels Einfall gedacht,

um so mehr, da man bisher allgemein mit mir zufrieden gewesen war. Er nahm jedoch seine Schlüssel und wollte mit mir gehen. Unter heißen Thränen bat, flehte, beschwor ich ihn, es mir diesmal noch hingehen zu lassen; doch er schien unerbittlich, und sagte, wenn ich nicht mitkäme, würde er den Director holen. Da hielt mich nichts mehr, ich stürzte zur Erde nieder und mit dem inbrünstig-flehenden Ausruf: „Thun Sie's um meiner armen Mutter willen nicht!" umklammerte ich seine Kniee und benetzte sie mit heißen Thränen. Das rührte ihn auch, er hob mich sanft auf und drückte mich an sein treues Herz. Er hatte den rechten Moment gefunden, mir Ermahnungen und Lehren zu geben, die unauslöschlich tief in meinem Herzen wurzelten, und ein Versprechen mir abzunehmen, welches ich mein ganzes Leben hindurch nie vergessen werde. Diesem Augenblicke schreibe ich meine Abneigung und meinen Widerwillen gegen alles Schmutzige und Unsittliche zu. Was ich ihm außerdem noch Alles verdanke, das kann ich nur im eignen Herzen fühlen, aber nicht aussprechen. Dies geschah am 22. November 1827; ein Tag, den ich nie vergessen werde.

Nach Weihnachten des Jahres 1828 erhielt ich durch diesen meinen Freund und Lehrer die traurige Nachricht von dem Tode meines guten Vaters, der am kürzesten Tage im Jahre, den 22. December, Nachmittags, an einem Schlagfluß im Alter von 63 Jahren plötzlich gestorben war. Ich werde stets mit Dankbarkeit der Schonung und Liebe gedenken, mit der mein Lehrer mich nach und nach vorbereitete, diese niederschmetternde Kunde zu vernehmen; doch an seinem Herzen fühlte ich Erleichterung und Trost, der sich in sanften Worten von seinen Lippen ergoß. Bald nachher erfuhr ich auch, daß ich nur noch ein halbes Jahr dort bleiben könnte, was in mir unbeschreibliche Gefühle erweckte.

Einer Fußreise muß ich noch gedenken, die Karow mit

mir und noch 5 anderen seiner Zöglinge in den Sommerferien, vom 6. bis 20. August 1827, über das Riesengebirge, die Iserkette und durch die Sächsische Schweiz machte, wo wir herrliche Gegenden und reizende Punkte kennen lernten und uns ihrer freuten. Wir bestiegen die Schneekoppe, das hohe Rad, gingen an den Schneegruben hin, besuchten die Elbquellen, den Zackel- und Kochelfall. Aus der Sächsischen Schweiz bleibt mir unvergeßlich die romantische Aussicht von der Bastei beim Sonnenaufgang, ferner der Kuhstall mit seinen unzähligen Höhlen, das Pröbischthor, der Winterberg, der Brand und mehrere andere sehenswerthe Partien, die ich mit großer Begier, unter vieler Freude und hohem Genusse, durchwanderte.

Zu Ostern 1829 sollte ich confirmirt werden. Vom alten, würdigen Direktor Hoffmann, der im Jahre 1828 sein Amt niederlegte und dann vom Direktor Kawerau, einem wahrhaft frommen, thätigen Manne und ausgezeichneten Pädagogen, empfing ich den vorbereitenden Religionsunterricht, und nur die letzten 6 Wochen besuchten wir den Pastor Fricke in Bunzlau, der die heilige Handlung an uns vollziehen sollte.

Der 11. April 1829 war der dazu bestimmte Tag, an welchem die ganze Anstalt, Lehrer, Seminaristen, Pensionäre und Waisenknaben, das heilige Abendmahl mit uns empfingen.

Ich war in einer heiligen, feierlichen Stimmung, die noch dadurch erhöht wurde, daß mir der Prediger denselben Spruch gab und ihn als Text seiner Rede nahm, den mein Vater mir vor 2 Jahren beim Abschiede in mein Bemerkbuch geschrieben und ihn mir als väterlichen Segen mit auf den Weg in die Welt gegeben hatte. Es ist der Spruch Tobias 4, 6:

„Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot!“

Mein Abgang aus der Anstalt eilte mit dem 3. August heran, an welchem Tage die Klassen durch eine Schulfeierlichkeit geschlossen wurden. Seit längerer Zeit saß ich in allen Objecten in der ersten Klasse meist als Primus, und hatte für Bunzlau eine hinlängliche Reife erreicht. In den deutschen Ausarbeitungen und in der Mathematik ward mir besonderes Lob, und ich wurde auserlesen, am 3. August öffentlich im Hörsaale, in Gegenwart mehrerer Mitglieder des Consistoriums zu Breslau und einiger Hundert Zuhörer eine Rede auf den Geburtstag unseres Königs zu halten. Ich vollendete mein Werk nach besten Kräften und bereitete mich zu meiner Reise.

Damit der Leser den ungefähren Standpunkt meiner damaligen Entwicklung beurtheilen kann, so lasse ich jene Rede wörtlich abdrucken:

Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1829.

Es sind die Gefühle der innigsten Freude, des herzlichsten Dankes gegen Gott, die uns Alle an dem heutigen Tage, den wir schon so oft froh begrüßten, auf's Neue erfüllen. — Ja freuet Euch, denn heut ist unsers Königs Fest. Es ist das unsrige zugleich, doch nicht das unsrige allein. Jeder edle Mensch, jeder fromme Christ — ja, Alle, können, sollen heut die Freude unseres Vaterlandes theilen! —

Freue Dich, o Mensch; denn heute ist der Geburtstag eines der Edelsten Deines Geschlechts. — Hoch ist er von der Vorsehung gestellt, aber noch höher wird er es durch seine Tugenden. Er verleiht dem Throne

Glanz, nicht ihm der Thron. Wo ist eine schöne menschliche Tugend, wo ein edles, reines Gefühl, wo ein herrliches Streben, das Friedrich Wilhelm fremd wäre? Glüht nicht sein Herz für das Wohl aller Menschen? Fördert er nicht dasselbe, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bietet? Wer kann es aufzählen, was er für Menschenwohl gethan, wie viele Thränen er getrocknet, wie oft er das Verdienst belohnte und Talent ermunterte? Wie musterhaft ist seine Arbeitsamkeit, seine Mäßigkeit; wie groß seine Milde, Freundlichkeit und Wohlthätigkeit! Wie ist er durch seine häuslichen Tugenden ausgezeichnet, und glücklich und geliebt in seiner Familie. Ja, es ist heute der Geburtstag eines der Edelsten, eines der Verehrungswürdigsten unseres Geschlechts! —

Freue dich aber auch, o Christ! Ein wahrer Christ, ein echter Jünger Jesu, auf dem Throne mit Demuth geschmückt, erblickte an dem heutigen Tage das Licht der Welt, und ward ihr schon 59 Jahre zum Segen erhalten. Wie liegt ihm das Gedeihen des himmlischen Reiches so sehr am Herzen! Was thut er nicht Alles zur Förderung desselben! Jedes Unternehmen dafür erfreut sich seiner großmüthigen Unterstützung. Er selbst ist ein Muster wahrer Frömmigkeit und echter Religiosität, ein Freund und eine Stütze des einfachen evangelischen Bibelglaubens. War er nicht stets demüthig vor seinem Gott, und gab ihm die Ehre, wenn ihm Großes gelang? Nur das festeste Vertrauen auf Gott konnte ihn in so schweren Zeiten, wodurch es Gott gefiel, ihn zu läutern, aufrecht erhalten; nur dieses konnte ihm den Muth geben, in Gottes Namen das Werk der Befreiung des Vaterlandes zu beginnen. — Und der Herr segnete ihn und ließ es gelingen, schenkte ihm langes Leben und ließ des Guten

viel durch ihn geschehen. — Darum freue Dich, o Christ, und preise Gott, den Geber alles Guten! —

Vor Allem aber freue Dich, o Land, das diesen edlen Menschen, diesen frommen Christen seinen Vater, seinen angestammten König nennt. Preußens Thron ist es, den er seit 32 Jahren schmückt. Ja freue Dich, Volk, das weithin vom Niemen bis zum Rhein unter seinem Scepter glücklich wohnt. Dir ward er an dem heutigen Tage durch Gottes Gnade, verliehen, daß er Dein Herrscher, Dein Schirm, Dein Schutz sei. —

Groß und edel als Mensch, verehrungswürdig als Christ, ist er dieses Alles nicht weniger als Regent, und reiht sich würdig den besten Fürsten aller Zeiten, und den erlauchten Vorfahren seines Heldenstammes, einem Churfürsten Friedrich I., Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten, einem gefeierten Friedrich II., dem Großen, an. Ja, würdig steht er ihnen zur Seite durch Tugenden, wie durch Thaten, und durch die Uebung aller der schweren Pflichten eines guten Regenten. Was verdanken wir ihm nicht Alles! Er war unser Schutz in Gefahr und befreite durch Tapferkeit, Muth und Besonnenheit unser Vaterland vom fremden, drückenden Joche, und gab ihm eine hohe, geachtete und einflußreiche Stellung unter den Staaten Deutschlands, und Europas überhaupt. Doch vertauscht er gern den Oelzweig des Friedens gegen das drohende Schwert des Krieges, und steckt es in die Scheide, wenn das Vaterland frei und sicher ist. Wie Vieles that er außerdem durch weise Gesetze, durch Förderung der persönlichen Freiheit, des Handels und des Kunstfleißes, für das äußere Wohl seiner Unterthanen! — Wie übt er Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person! Mit welcher Milde herrscht er! Er ist der

wahre Freund seines Volkes, der Schutz der Armen, der Schwachen Stütze, der Unterdrückten Beistand."

Mein Abgangs-Zeugniß lautete:

Arthur Lutze aus Berlin, geboren den ersten Juni 1813, lebt seit Ostern 1827 als Pensionair in der unterzeichneten Anstalt, die er nun bald als Schüler der ersten Classe verlassen will, um sich auf einem Gymnasio für die wissenschaftliche Laufbahn vorzubereiten.

Durch seinen Wandel hat er uns Freude gemacht, indem er als ein Christ seinen Glauben, den ihm Gott erhalten und immer stärken wolle, thätig zeigte, frühere Fehler überwand und als ein treuer, folgsamer, offener, ordnungsliebender und musterhaft fleißiger Zögling und Schüler dastand. Er war Senior auf der Stube und verwaltete dieses Amt zur Zufriedenheit seines Erziehers.

Als Schüler bewies er in allen Lectionen Achtsamkeit und innere Theilnahme, Nachdenken und Eifer, machte daher auch gute Fortschritte.

Die Lehren des Christenthums hat er im Zusammenhange mit Kopf und Herz gefaßt, auch ist er mit dem Inhalte der h. Schrift bekannt und hat mehrere Bücher derselben im Zusammenhange gelesen.

Mit den wichtigsten Abschnitten der deutschen Sprachlehre ist er wohl bekannt; seine Aufsätze zeigten Fleiß und Nachdenken und waren ziemlich fehlerfrei. Er spricht und lieset mit Ausdruck und Gefühl, kennt auch Einiges aus der Geschichte und Literatur der deutschen Sprache, sowie aus der Lehre vom Style.

Auch im Lateinischen machte er seinen Kräften, wie der Zeit nach, die er darauf verwenden konnte, gemäße Fortschritte. Er las Cäsar und Ovid und

sein Verständniß derselben war mittelmäßig; aber bei seinem guten Willen, Liebe und Lust, so wie größerer Zeitverwendung auf dies Fach, die ja nunmehr erfolgen wird, werden sich bald größere Leistungen wahrnehmen lassen. In den Exercitien macht er noch viele Fehler.

Im Griechischen ist er bis zum Verbum gekommen und hat mit der freudigsten Theilnahme wie Fleiß den ersten Gesang der Odyssee übersetzt.

Im Französischen hat er einen Anfang gemacht.

In der Geometrie zeigte er gute Anlagen und faßte schnell. Er kennt wohl das Wichtigste aus der Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie.

In den Rechnungen mit allgemeiner Größenbezeichnung hat er erst einen kleinen Anfang gemacht, in den gemeinen Rechnungen sich aber einige Einsicht und Fertigkeit erworben.

In der Geschichte kennt er die wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte ziemlich und Einiges aus der deutschen und preußisch-brandenburgischen Geschichte.

In der Erdkunde hat er die Geographie von Europa im Allgemeinen und von Deutschland insbesondere, auch das Allgemeine der mathematischen Geographie gehabt und gute Fortschritte darin gemacht.

In der Naturkunde bewies er große Freude und Auffassungsgabe, hat außer Naturgeschichte auch in der Naturlehre den Anfang durchgemacht.

Im Gesange hat er Fortschritte gemacht, die seinen Anlagen angemessen waren; seine Handschrift ist ziemlich; für's Zeichnen zeigte er ganz vorzügliche Anlage und war darin einer unserer besten Schüler.

Wir freuen uns, daß Lutze sich dem Studium der Theologie widmen will, und hoffen, daß er, wenn Gott

ihm dazu ausdauernde Kraft des Geistes und des Leibes schenkt, bei dem bis jetzt bewiesenen christlichen Sinne, den Gott ihm erhalten wolle, einen treuen Arbeiter für das Reich Gottes abgeben werde. — Er wird uns stets in gutem Andenken bleiben: Gott sei mit ihm!

Bunzlau, den 3. Juli 1829.

(L. S.) **Königl. Waisen- und Schul-Anstalt.**

gez. Kawerau. Zehme. Karow I. Lehmann.
Dr. Schneider. Karow II. Berger. Boden.

Aeußerst schmerzlich war mir der Abschied aus diesem mir so lieben, theuren Hause, doch das war mir ein Trost, daß mein Lehrer und meine Kameraden mich lieb hatten, und das letzte Wort des Directors Kawerau: „Du hast mir Freude gemacht!“ wobei die Thränen ihm wie mir über die Wangen liefen, begleitete mich als liebreicher Gefährte auf meinem harten Trennungswege. Der gute Karow mit seiner Familie begleitete mich auch noch bis Gnadenberg, und unter heißen Thränen schieden wir von einander. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, doch dann und wann wechseln wir noch immer herzliche Briefe, und noch neulich schrieb er mir in einem derselben: „Ich glaube auch, daß du unter meinen Zöglingen einer derjenigen bist, die mich schon früh verstanden haben. Bei mehreren geht es und ging es mir so, daß sie erst später begriffen, was ich eigentlich wollte, und daß sie manche nothwendige Strenge als weiß Gott was auslegten, und darüber ganz vergaßen, daß ich nicht sowohl das Bestreben hatte, mir gehorsame Zöglinge, als vielmehr aus ihnen brauchbare, wackere, und als solche dereinst frohe Menschen zu erziehen. Noch kein Jahr nach meinem Abgange hat Karow die Pflegetochter

des Directors geheirathet und ich habe immer große Freude, wenn ich höre, daß es ihnen wohl geht.*)

Vierter Abschnitt.

Mein Onkel Pullet.

Zu meinem und meiner Mutter künftigen Aufenthalte war Berlin bestimmt, wo ich das Gymnasium besuchen, und mich zu meinem von jeher aus wahrer Neigung erwählten Berufe, zum Predigerstande vorbereiten sollte.

Von Bunzlau reiste ich zunächst nach Breslau, um meine Tante, die Wittwe des Ingenieur-Generals v. Pullet, eines Bruders meiner Mutter, zu besuchen, deren ich mich mit ihren beiden erwachsenen Töchtern nur noch aus der Kindheit dunkel erinnern konnte. Das Leben und Schicksal dieses Onkels hat immer viel Interessantes und Anfeuerndes für mich gehabt und ist gewiß der Mittheilung nicht unwerth. Bei einem scharfen Verstande und einer rasch das Rechte treffenden Umsicht hatte er einen graden, biedern, leicht Zutrauen erweckenden Charakter und am allermeisten war ihm Verstellung und Kriecherei verhaßt.

Sein Vater (Poulet) war als Refugié aus Frankreich gekommen, und starb als Hofprediger der französischen Gemeinde in Stettin; seine Gattin war eine geborene Engländerin, Miß Hay.

---

*) Obiges schrieb ich im September 1836, doch 24 Jahre darauf, nämlich im Sommer 1860 hatte ich die große Freude, meinen theuren Lehrer mit einem Theile seiner Familie in meinem Hause zu sehen und in stetem schriftlichen Verkehre mit demselben zu bleiben; ja, an seinem 70sten Geburtstage war es mir vergönnt, selbst nach Bunzlau zu kommen, und im trauten Familienkreise des glücklichen und immer noch jugendlich rüstigen Mannes mich längst vergangener schöner Zeiten zu erinnern.

Samuel Pullet (mit Samuel Hahnemann, unserm Meister, an einem Datum, den 10. April, geboren) hatte als guter Preußischer Unterthan und aus Haß gegen das zerstörungbringende Frankreich seinen Namen germanisirt und nannte sich statt Poulet: Pullet. Den vom Könige verliehenen Adel hat er selbst nie geführt, doch seine Kinder haben ihn beibehalten.

Er hatte sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet und war so weit, in einem halben Jahre zur Universität abzugehen, als er seinem Onkel, einer höhern Militairperson in Berlin, eine sogenannte Cartouche als Federzeichnung zum Geburtstag schickte. Dieser erkannte sogleich Pullet's Talent im Zeichnen und schlug ihm vor, zum Ingenieur-Corps überzugehen, er würde dafür sorgen, daß er sehr bald als Offizier eintreten könne, welches bei seinen übrigen, besonders mathematischen Kenntnissen nicht schwer fallen würde.

Der junge Mann, durch dieses Anerbieten geehrt, schlug ein, und ward 1790 Lieutenant im Ingenieur-Corps, als welcher er sich so auszeichnete, daß ihm als Lieutenant der wichtige Posten eines Platz-Ingenieurs in Danzig anvertraut wurde.

In früherer Zeit schon war er von einem Vorgesetzten (Major) bei einer Schlittenpartie chikanirt worden, und hatte im überwallenden Zorn den Degen gezogen. Darauf stand damals nach den Kriegsartikeln Todesstrafe; als es jedoch dem Könige vorgetragen wurde, sagte er: „Jugendliche Hitze, jugendliche Hitze; er soll frei sein!" — Diese freudige Nachricht wurde ihm im Arrest mitgetheilt; er aber sagte: ich setze nicht eher einen Fuß über die Schwelle, bis sich der Herr Major geneigt findet, mir auf öffentlicher Parade für seine Kränkung Abbitte zu thun, und wirklich mußte jener sich entschließen, bei der nächsten Parade ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Anno 1807 zeichnete sich Pullet dadurch aus, daß er binnen 3 Wintermonaten Danzig in einen so ausgezeichneten Vertheidigungs-Zustand versetzte, daß es der Napoleonischen Armee beinah drei Monate lang Widerstand leisten konnte und auch noch nicht übergeben wäre, wenn nicht der Lebensunterhalt für die starke Einwohnerzahl gemangelt hätte. Besonders ein Schanzwerk, der Hagelsberg genannt, war so genial angelegt, daß jeder Sturm abgeschlagen wurde und die feindliche Armee außerordentliche Verluste erlitt. Der französische Marschall soll sich erkundigt haben, wer dieses Werk angelegt hätte, und auf die Erwiederung: „Der Lieutenant Pullet," ausgerufen haben: „Lieutenant?! — Der wäre bei meinem Kaiser längst General!"*)

Pullet, unmuthig über die endliche Capitulation und über die Erniedrigung, welche die Armee durch einzelne treulose oder doch charakterschwache Offiziere bei Uebergabe der herrlichsten Festungen erlitten, bat wiederholt um seinen Abschied, und motivirte dies beim dritten Gesuch, nachdem die erstern unbeantwortet geblieben waren, mit dem Zusatz: „es ist keine Ehre mehr, in einer Armee zu dienen, wo es solche Schurken giebt." Hierauf erfolgte eine Antwort mit dem Orden pour le Mérite und der Ernennung vom Lieutenant zum Major, dem einzig dastehenden Avancement in der ganzen Preußischen Armee — — und Pullet blieb. Doch ich lasse das eigenhändige Schreiben des General-Feldmarschalls Grafen von Kalkreuth mit der denkwürdigen Cabinetsordre des theuren Königs Friedrich Wilhelm III. wörtlich abdrucken:

---

*) Unser jetziger König, Wilhelm I. hat noch als Prinz-Regent im vorigen Jahre das Andenken meines Onkels Pullet dadurch geehrt, daß er ein Festungswerk in Danzig: „Ravelin Pullet" zu benennen befohlen hat, „um," wie die allerhöchste Cabinetsordre ausdrückt: „dieser Heldenthat ein unvergängliches Denkmal zu setzen." —

Mit der innigsten Theilnahme zeige ich Ew. Hochwohlgeboren hierdurch ganz ergebenst an, wie des Königs Majestät allergnädigst geruht haben, Denselben schon im vorigen Monat den Orden für's Verdienst zu ertheilen. Ich freute mich sehr über diesen Beweis der Allerhöchsten Zufriedenheit, noch größer ist solche aber jetzt, da Seine Majestät Ew. Hochwohlgeboren zum Beweis, wie sehr Allerhöchstdieselben Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen, zum Major avanciren. Das Königl. Schreiben, welches dies Avancement enthält, lege ich ergebenst bei.

Ew. Hochwohlgeboren wissen, wie sehr ich Sie schätze, können sich daher leicht einen Begriff von dem Antheil an der Freude machen, den ich an diesem so wohlverdienten Avancement nehme; letzteres ist so gerecht als groß. Die Vorsehung erhalte Ew. Hochwohlgeboren und lasse Dieselben noch in einer langen Reihe von Jahren die Früchte Ihrer sauren Arbeit genießen, stets werden meine treuen Wünsche für Ew. Hochwohlgeb. Wohl und Zufriedenheit Ihre Schritte begleiten, empfehle mich der Fortdauer Ew Hochwohlgeb. Freundschaft und versichere die meinige, so wie die treue Anhänglichkeit, womit ich Denenselben ergeben bin.

Tilsit, den 26. Juny 1807.

Kalkreuth.

Copia des Cabinet-Schreibens.

Aus mehreren Berichten des General-Feldmarschalls Grafen Kalkreuth habe Ich mit dem lebhaftesten Wohlgefallen ersehen, wie einsichtsvoll Ihr alle mögliche Anstalten getroffen, um Danzig in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, und wie thätig Ihr während der ganzen Belagerung gewesen seid, um die Werke wieder herzustellen, und dem Feinde seine

Fortschritte zu erschweren. Wenn nun gleich alle Eure Bemühungen und Anstrengungen nicht den erwünschten Erfolg gehabt haben, und Danzig behauptet worden ist, so soll Mich doch dies nicht abhalten, Mich gegen Euch erkenntlich zu beweisen, um den Verdiensten, die Ihr Euch erworben, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich ernenne Euch daher, nachdem Ich Euch den Orden für's Verdienst bereits ertheilt habe, noch zum Major im Ingenieur-Corps, und indem ich wünsche, dass Eure Gesundheit bald wieder hergestellt werden möge, wird es Mich sehr freuen, wenn diese extraordinäre Beförderung Euch zur Aufmunterung gereichen wird, Mir künftig wieder mit Fleiss und Eifer zu dienen, und Euch dadurch neue Ansprüche zu erwerben, auf die besondere Zufriedenheit Eures gnädigen Königs.

Memel, den 19. Juni 1807.

gez. Friedrich Wilhelm.

An den Lieutenant
v. Pullet im Ingenieur-Corps.

Ich lasse den Nekrolog, wie er in der Nr. 486. des „Militär-Wochenblatts" vom 15. Oktober gestanden hat, hier wörtlich abdrucken:

Todes-Anzeige.

Auf einer Inspections-Reise von Breslau nach Magdeburg begriffen, erkrankte der Ingenieur-Inspector General-Major Pullet, in der Nacht vom 19ten zum 20sten v. M. zu Grüneberg, an einem, anfänglich keine Besorgniß erregenden Husten, der jedoch bald in ein heftiges Blut-Erbrechen ausartete, durch welches dem Leben dieses ausgezeichneten Offiziers, im 57sten Jahre seines Alters, am 22sten v. M. zu früh das Ziel gesetzt wurde.

Der Verstorbene, Samuel Pullet, war den 10. April 1769 zu Granzow bei Prenzlow geboren, woselbst sein Vater — späterhin als Hofprediger nach Stettin versetzt — damals Pfarrer war. Nachdem er im älterlichen Hause, und in den öffentlichen Schulen zu Stettin,

seine erste Bildung erhalten, wurde er im Jahre 1787 als Ingenieur-Conducteur in Neisse angestellt, und 1788 in die damals errichtete Ingenieur-Academie zu Potsdam aufgenommen.

Im Jahre 1790 zum Lieutenant im Ingenieur-Corps befördert, wurde er zuerst bei dem Festungsbau in Graudenz, und später in Danzig angestellt, wo ihm die seltene Auszeichnung zu Theil wurde, noch als Lieutenant zum Platz-Ingenieur dieser großen und wichtigen Festung ernannt zu werden. — Er führte nunmehr den Bau bedeutender Befestigungsanlagen zu Weichselmünde und Neufahrwasser bis zum Jahre 1806, in welchem die rasche Wendung der Kriegsbegebenheiten, den Schauplatz des Kampfes unerwartet an die Ufer der Weichsel zurückwarf. — Danzig, damals in der Blüthe seines Handels, mit wohlhabenden Vorstädten dicht umbaut, — als Festung seit langen Jahren im Friedenszustande, entbehrte fast alle Mittel, welche zu einer schleunigen Wehrhaftmachung nöthig waren, und dennoch gelang es der Energie des Platz-Ingenieurs, die Herstellung und Armirung dieses ausgedehnten Waffenplatzes, in drei Wintermonaten so weit zu vollenden, daß dem feindlichen Angriffe, mit der Hoffnung eines erfolgreichen Widerstandes entgegen gesehen werden konnte.

Das ruhmvolle Ergebniß der darauf folgenden, fast dreimonatlichen Vertheidigung des Platzes, wovon dem Verstorbenen, nach dem übereinstimmenden Urtheile der Augenzeugen, — sowohl hinsichts der vielseitigen Entwickelung seiner Talente, als der muthvollen Hingebung seiner selbst, — ein wesentlicher Antheil gebührt, sicherte ihm die hohe Achtung seiner Untergebenen und Vorgesetzten, und erwarb ihm die ehrenvolle Anerkennung seines Verdienstes von Seiten seines Monarchen, und seiner Majestät des Kaisers von Rußland, indem ihm das ganz außergewöhnliche Avancement vom Lieutenant zum Major, der Verdienstorden und der K. R. St. Georgenorden 4ter Klasse zu Theil wurden.

Später zum Brigadier der Märkisch-Pommerschen Festungen ernannt, war er in den Jahren 18$\frac{1}{1}\frac{0}{2}$ unausgesetzt mit den Verstärkungsbauten von Colberg und Spandau, und mit der Anlage mehrerer festen Stellungen, so wie mit den Hafen- und Küstenbefestigungen an der Ostsee beschäftigt.

Das Kriegsjahr 1813 rief ihn zum Blokadecorps von Danzig, wo die blutigen Affairen von Langenfuhr, Neu-Schottland, Schidlitz und Neufahrwasser — so wie endlich im Spätherbst die Eröffnung der Laufgräben gegen den Bischofsberg, und eine 28tägige, die Uebergabe herbeiführende Belagerung, — ihm neue Gelegenheit zu vielfachen Auszeichnungen darbot; welche durch successive Verleihung des eisernen

Kreuzes und Kaiserl. Russ. St. Annenordens 2ter, St. Wladimirordens und St. Georgenordens 3ter Klasse, sowie durch seine Beförderung zum Oberstlieutenant und zum Obersten die verdiente Anerkennung fanden.

Im Jahre 1816 zum General-Major ernannt, wurde ihm zugleich bei der neuen Formation des Ingenieur-Corps in 3 Brigaden, die 1ste, und bei dem Abgange des Gen.-Lieuts. v. Harroy im Jahre 1818 die 2te Ingenieur-Inspection übertragen, in welchem Verhältniß ihm ein abermaliger Beweis der Allerhöchsten Zufriedenheit durch die Verleihung des rothen Adlerordens 3ter Klasse zu Theil wurde.

Die obige, obgleich kurze Skizze, seiner fast 40jährigen Dienst-Laufbahn wird hinreichend darthun, welch ein ehrenvoller Platz dem Verstorbenen in dem Andenken der Armee und des Ingenieur-Corps insbesondere gebührt, welches letztere in ihm den Verlust eines seiner geschätztesten Glieder um so mehr betrauert, als ihm neben seinem Verdienste als Krieger sein wohlwollender und biederer Charakter die Liebe aller seiner Untergebenen, so wie die Achtung seiner Obern in ausgezeichnetem Grade erworben hatte.

Berlin, den 13. Oktober 1825.

v Rauch,
Generallieutenant, Chef des Ingen.-Corps und General-Inspecteur sämmtlicher Festungen.

Fünfter Abschnitt.

Geheime Räthin Tilebein. Landräthin v. Stülpnagel-Dargitz. Ministerin v. Dewitz.

Meine Mutter fand ich bei Verwandten in der Ucker-mark, und ein wehmüthig freudiges Wiedersehen vereinte uns nach langer schmerzensreicher Trennung.

Gleich nach dem Tode meines Vaters hatte die älteste Jugendfreundin meiner Mutter, die Geheime Räthin Tilebein, geb. Peppin, die ein Landhaus in Züllchow bei Stettin bewohnte, sich ihrer mit alter Freundschaft und Liebe angenommen und ihr sogleich ein Stübchen eingeräumt, damit sie nicht den diesem Todesfall folgenden Unruhen und Anordnungen beiwohnen sollte, welches indessen von einer

treuen, früheren Haushälterin, Auguste Golmer, verehelichte Gamp besorgt wurde. Die Tilebein ist eine eben so kluge, geistreiche und gelehrte, als von Glücksgütern gesegnete Frau, und durch diese Vorzüge begabt, ist es ihr möglich, sowohl in ihrem kleinen Palast, als in dem ihn umgebenden reizenden Garten und Park alle nur mögliche Bequemlichkeiten und Kunstschönheiten zu vereinigen. Sie spricht englisch, französisch, italienisch mit vollkommener Fertigkeit und bewundernswürdiger Gewandtheit, malt mit Sicherheit und Glück und ist Meisterin im Spiel des Flügels. Ihre Bibliothek ist ebenso gewählt, als umfassend, und ihre Gemälde- und Kunstsammlung von hohem Werth. Da sie nun auch die Gelehrten und Künstler Deutschlands um sich versammelt und Jeder gern ihre Gesellschaft besucht, so kann man oft ihr Belriguardo ein kleines Athen nennen, indem alle Künste ihre Ausübung und Huldigung finden. Besonders die Bekanntschaft und Nähe des Musikdirektors Dr. Loewe, der durch seine ausgezeichneten Compositionen sich bereits einen Namen in Europa erworben hat, trägt viel zu den genußreichen, künstlerischen Unterhaltungen in diesem Hause bei. Auch fehlt das Theater nicht, auf dem oft reizende französische und deutsche Stücke nicht ohne Erfolg gespielt werden, und so ist, wie gesagt, Alles vereinigt, was man sich nur wünschen kann. In diesem Hause, welches ich als Kind täglich besuchte und mit ihrem Pflegesohn und einem jungen Engländer, durch den wir herrliche Uebung in dieser Sprache hatten, fast stündlich verkehrte, wohnte meine Mutter mehrere Monate und genoß viel Liebes und Gutes. — Arthursberg, wie auch unsere Besitzungen in Züllchow mußten verkauft werden; wurden aber so schlecht bezahlt, daß für uns nichts mehr übrig blieb und wir nichts zu leben gehabt hätten, wenn meiner Mutter nicht von der englischen Regierung aus besonderer Rücksicht eine kleine Pension von 200 Thlrn. wäre bewilligt worden.

Von hier reiste meine Mutter nach Lübbenow bei Prenzlow in der Uckermark zu ihrer Nichte, der Landräthin von Stülpnagel-Dagritz, geb. Hübner aus Stettin, die bei ihrer großen Güte und Freigebigkeit sich schon erboten hatte, meiner Mutter ein Jahrgehalt zu geben, wenn aus England nichts gekommen wäre. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, dessenungeachtet einen Theil davon für meine Mutter auszusetzen, da sie sich in einer angenehmen Lage befindet, und das wohlbestellte Rittergut ihres Mannes durch dessen Thätigkeit und Eifer von Jahr zu Jahr sich mehr emporhebt und in jeder Beziehung verschönert und erweitert wird. Ihr neues, äußerst bequem und geschmackvoll eingerichtetes Wohnhaus liegt auf der Höhe des Gartens, der von einem ziemlich großen, fischreichen Landsee begrenzt wird. Mitten im See ist eine grünbewaldete Insel, mit Schwänen und einem Kaninchenberg, der oft Besuchende lockt, die Gondel zu besteigen und hinüberzuschiffen, welches für mich jedesmal eine große Lust und Freude war und mich oft in meinen kindischen Ideen an den Odysseus erinnerte, der Ithaka suchte; besonders, als ich einmal von einem plötzlich entstandenen Sturm an's äußerste Ende des Sees ins Schilfrohr verschlagen wurde, und erst spät nach unsäglichen Mühen, triefend von Schweiß und Regen, mit hungrigem Magen das Gestade endlich erreichte.

Meine Cousine ist in Vielem der Tilebein ähnlich; nicht ohne Geist und besonders von gesundem Urtheil, ist sie in den meisten deutschen und französischen Classikern ziemlich belesen, singt und spielt mit großer Fertigkeit und hat viel Sinn für Kunst und Poesie. Sie ist mir die nächste und die einzige unter meinen Verwandten, die mich von jeher zu verstehen und recht zu nehmen schien, weshalb meine Correspondenz mit ihr mir immer wahres Vergnügen gemacht hat; abgesehen davon, daß ich ihr so unendlich vielen Dank

schuldig bin, für Alles, was sie besonders später unablässig für mich gethan hat.

Von Lübbenow reiste meine Mutter mit mir nach Neu-Strelitz, in Mecklenburg, wo die Stieftochter meiner Mutter, die Ministerin von Dewitz, geb. von Wedell, lebt. Vor der Verheirathung mit meinem Vater nämlich war meine Mutter mit dem Rittergutsbesitzer von Wedell auf Silligsdorf in Pommern verheirathet gewesen, der schon mehrere Frauen und viele Kinder gehabt hatte, die zum Theil älter waren, als meine Mutter. Eine jener Töchter war die oben Genannte, welche mit herzlicher Liebe an meiner Mutter hing, und von der ich sie oft sagen hörte: „Was Gutes an mir ist, verdanke ich meiner lieben Mama.“ Die Tochter der Ministerin: Auguste von Dewitz war damals Hofdame der Großherzogin*) und meine Mutter sowohl, als auch ich genossen daselbst eine sehr freundliche Aufnahme und angenehme Tage. Ich war viel auf dem Schlosse und lernte die Prinzen und Prinzessinnen kennen, so daß bei meinem zweiten Aufenthalt in Neustrelitz im Jahre 1833 Prinz George, der etwas jünger als ich war, in mein Album schrieb:

Ich werde Sie lieben, und liebe Sie heut,
Und werde Sie lieben in Ewigkeit!

Neu-Strelitz, den 30. April 1833. — Prinz **George** v. Meckl. Str.

Sechster Abschnitt.

Berlin.

Von Neu-Strelitz reiste ich mit meiner Mutter direct nach Berlin, wo wir eine kleine Wohnung im 3ten Stock-

*) Jetzige Ministerin von Bernstorff.

werk in der Dorotheenstraße, der Sternwarte gegenüber, bezogen und mit Wenigem recht froh und glücklich lebten; da es uns nicht an treuen Freunden fehlte, die meiner Mutter mit herzlicher Liebe und wahrer Hochachtung entgegenkamen. Alle waren ja von ihrem traurigen Schicksale tief ergriffen, welches sie doch immer mit heiterm Muth und freudiger Zuversicht auf ein besseres „Einst" ruhig ertrug und öfters sagte: „arm und bloß bin ich in die Welt gekommen, so gehe ich auch wieder hinaus." Einen Mann muß ich zuerst noch nennen, der sich nicht bloß meinen Eltern und mir als wahrer, treuster Freund von jeher bewährt, sondern der auch die herzlichste Ehrfurcht und Liebe aller Derer verdiente und besaß, die ihn kannten, weil er sein ganzes Leben lang Treue und Biederkeit übte und nie ein Falsch auf seine Lippen kam. Es war der Geheime Ober-Finanzrath Klaatsch, dessen erste Frau die Schwester meines Vaters, eine geborene Lutze war.

Aller Derer, die in Unglück und Noth sich befanden, nahm er sich an, wie ein Bruder, und sammelte feurige Kohlen auf das Haupt so Vieler, die ihn und die Seinigen tausendfach gesegnet haben. Er starb im Frühjahr 1834, und stumme Thränen des Dankes und der Liebe Tausender folgten ihm zum Grabe und weiheten die Stätte, die seine irdische Hülle empfangen sollte. Ein goldnes Denkmal hätte er verdient, so rein, so lauter wie seine ganze Seele, wie all sein Handeln und Thun im Leben gewesen war; leider aber wird auf Erden die wahre Frömmigkeit, die unerkannt, unbemerkt, nur im Stillen Gutes thut und schafft, die höchste Tugend so selten anerkannt und ihr verdienter Lohn bleibt einem bessern Leben vorbehalten.

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin, zu Michaelis 1829, ward ich im Joachimsthal'schen Gymnasium aufgenommen, wo ich mich, zur Erreichung meines höchsten Herzenswunsches, dem Studium der Theologie vorbereiten

wollte. Durch die Bunzlauer Erziehungs-Anstalt, die mehr für das praktische Leben, als zum Studium vorbereitet, war in meinem Wissen ein Mißverhältniß zu den Anforderungen dieser Gelehrtenschule eingetreten, und so wurde ich von vorn herein von Mathematik, Naturgeschichte rc. bis Prima dispensirt, um diese Zeit zum Studium der alten Sprachen und Nachholen des darin Versäumten anzuwenden. Kaum ein halbes Jahr hatte ich diese Schule besucht, als ein herber Schicksalsschlag meinem Leben eine andere Wendung gab und meinen Schmerzenskelch bis zum Rande zu füllen schien.

Am 11. Februar 1830 starb meine gute Mutter nach 9tägigem Krankenlager an der Lungenentzündung. Ihr ganzes Leben war eine fast ununterbrochene Schmerzens- und Leidenskette gewesen, so daß ihre beste Freundin von ihr schreibt: „Sie war die treuste, aber unglücklichste aller Mütter; jetzt scheinbar in einem Friedenshafen gelandet, muß der Tod ihr diese Spanne Zeit abkürzen, vielleicht — damit sie nicht auf Erden schon ein Glück erkenne, das sie in höherem Glanze erst dort umfangen soll."

Ich stand allein, verlassen in der Welt — doch nein, ich war es weniger, als ich es glauben konnte. Gute, liebevolle Menschen nahmen sich meiner mit treuer Freundschaft an, und suchten mir das zu ersetzen, was ich verloren hatte. Gleich nach meiner Mutter Tode zog ich zu Klaatschens, wo ich in dem alten Freunde einen treuen Vater und in dessen Tochter eine sorgende Mutter und ältere, schwesterliche Freundin wiederfand. Sie war es, Sophie, die in den letzten Tagen das Krankenlager meiner Mutter nicht verließ und ihr mit kindlich zärtlicher Liebe die letzten Augenblicke ihres schmerzenreichen Lebens versüßte. Ihr übergab die Sterbende einen Ring, den sie fast ihr ganzes Leben hindurch getragen hatte, und mit ihm die letzte

mütterliche Sorge dieser Welt, indem sie sprach: „Nimm Dich meines Arthur an!“ Bebend und gerührt flüsterte Sophie ein leises „Ja!“ indem sie die volle Wichtigkeit dieses Augenblicks fühlte, mich als ein Vermächtniß der sterbenden Freundin ganz als ihr Kind betrachtete und mir ihre mütterliche Liebe und Sorgfalt im weitesten Umfange schenkte.

Einen wunderbaren Charakter lernt man in Sophie kennen, eben so schön und liebenswürdig, als unergründlich, räthselhaft und beklagenswerth. Sie besitzt das frömmste, reinste, zarteste Engelsgemüth, — aber auch das unglücklichste, welches mir je im Leben vorgekommen. Ihr Sinn ist so weich, ihr Gewissen so duftig, zart und erregbar, daß die geringste, unbedeutendste Kleinigkeit ihr tagelang bittern Skrupel und schlaflose, thränenreiche Nächte veranlaßt. Und das eben ist ihr Unglück. Wenn ein Anderer festen Schrittes seine Bahn geht, kleine Hindernisse übersieht, größere mit einem Faustschlag aus dem Wege räumt, so steht sie zitternd und bebend, unentschlossen noch am Anfangspunkte, sorgt, fürchtet, zweifelt, kümmert sich — und am Ende wird doch nichts erreicht.

Am Begräbnißtage meiner Mutter warf dieselbe Krankheit, an der sie gestorben war, auch mich darnieder, und so hatte ich gleich Gelegenheit, die Liebe kennen zu lernen, die mich mit frischen Banden umfing und mehr denn Arznei und alle Mittel wirken mußte, mich wieder herzustellen. Weder Tag noch Nacht verließ Sophie mein Lager und ihrer aufopfernden Sorgfalt gelang es, mich bald von der nicht leichten Krankheit genesen zu sehen. Von Tage zu Tage schmiegte ich mich aus Dankbarkeit inniger an sie an und fand so Ersatz für den großen Verlust, den ich erlitten. Meine Liebe zu ihr war ganz ähnlich der zu meiner guten Mutter, welche sie mir zu ersetzen strebte. Recht deutlich fühlte ich dies, als ich ihr Haus verlassen mußte, weil ich

durch Vermittelung des oben erwähnten Geheimerathes Klaatsch eine Freistelle im Alumnat des Joachimthal'schen Gymnasiums erhielt. Dr. Meinecke war erst kürzlich Director geworden und begann sein Regiment mit großer Strenge, die recht Noth that, da manches Ungehörige sich eingeschlichen hatte. So durchsuchte er mit dem Pedelle eines Tages unerwartet sämmtliche Schränke der Alumnen, und ließ alle Pfeifen und Kaffeemaschinen confisciren. Am nächsten Morgen stand an der Thür, welche zum Pedell (der Hahmann hieß) führt, folgender Spruch geschrieben:

„O Hahmann, Hahmann! redde mihi pipas meas!"

der gewiß Allen, seiner originellen Erfindung wegen, im Gedächtniß geblieben ist.

Fast täglich benutzte ich meine Freistunden, das liebe Klaatsch'sche Haus zu besuchen, und Sophien, als meiner zweiten Mutter, meine Erlebnisse zu erzählen. Daß ich nach Jahr und Tag etwas kälter gegen sie wurde, mochte wohl darin seinen Grund haben, weil sie meiner Lieblingsneigung zur Poesie fast immer tadelnd und warnend in den Weg trat; denn wie überall, so hatte sie auch hierbei die Sorge und Furcht, ich würde etwas Wichtigeres darüber versäumen. Es mochte aber für mein literarisches Streben von Nutzen sein, denn je weniger Anerkennung sie meinen kleinen Arbeiten schenkte, die ich auch wirklich so gering schätzte, daß ich sie kaum zu zeigen wagte, desto reger wurde in mir der Trieb, etwas Tüchtiges zu schaffen, wonach ich unablässig rang. Als ich ihr z. B. einmal „Meine Kinderjahre" brachte, die aus jener Zeit herrühren, wagte sie es nicht, mir ihr Gefallen darüber zu zeigen, sondern schob sie kalt mit einigen tadelnden Bemerkungen und warnenden Lehren zurück. Ich glaubte wirklich, daß sie gar nichts taugten, bis einmal ein Freund dies Gedicht ohne Namen des Verfassers in der Klasse deklamiren wollte. Halb erfreut, halb zitternd erlaubte ich es ihm, und wie

erstaunte ich, als der Lehrer sagte, das Gedicht gefalle ihm, und es selbst der Klasse noch einmal vorlas und sogleich auf dessen Verfasser schloß. Da bekam ich Muth. Es war das erste Mal in meinem Leben, wo eine poetische Arbeit von mir nicht verworfen, sondern theilnehmend aufgenommen war, und ich fühlte mich unendlich glücklich. Schon als kleiner Junge von 8 bis 10 Jahren soll ich kleine Gedichte gemacht haben, wovon jedoch nichts mehr vorhanden. Sehr wohl erinnere ich mich noch, wie ich öfters als 4- oder 5jähriges Kind, wo ich noch ein weißes Pohlröckchen mit kurzen Aermeln und weiße Höschen trug, in Gesellschaften kleine Gedichte hersagen und dazu gestikuliren mußte, die mir Auguste Gollmer, ein junges Mädchen, welche meine Mutter zur Hülfe im Hause zu sich genommen hatte, einstudirte. Das Lied:

„Heißa lustig, ohne Sorgen!
Fehlt's mir gleich am Reisegeld!
Hier liegt das Genie verborgen,
Das geht durch die ganze Welt!"

machte besonders immer viel Freude und Scherz, wenn ich bei der dritten Strophe mit dem kleinen Händchen ganz altverständig auf die Stirn deutete, und mir manches Küßchen der Schönen erbeutete, die damals sehr freigebig damit waren.

Die ersten Verse, die ich noch ganz unorthographisch niedergeschrieben habe, sind etwa aus dem Jahre 1824, meistentheils geistlichen Inhalts. An einem schönen Frühlingsmorgen, als ich mich in der herrlichen Natur auf Arthursberg erging, dichtete ich das erste Lied, von dem ich weiß, dessen erste Strophe also lautet:

„Der große Gott und Herr der Welt,
Der Erde und die Himmel hält,
Er ist die Gnad', der Ruhm allein,
Der mir einst kann beschieden sein."

Auf einer Reise nach Mecklenburg in derselben Zeit, als ich mich des freundlichen Himmels und der sprießenden Erde freute, machte ich im Fahren den Vers:

„Ach, wie der Himmel so heiter!
So sind auch Blumen und Kräuter
Gar herrlich geschmückt und geziert;
O danket doch Gott, unserm Herrn!
Er giebt es uns ja so gern,
Wohl ohne unser Verdienst. —"

In dergleichen Liedern war meine Muse recht ergiebig, ich wagte aber nie, die Erzeugnisse derselben Jemand zu zeigen, und ich glaube, während meines 2jährigen Aufenthalts in Bunzlau hat Niemand erfahren, daß ich meinen Schmerz und meine schönsten Gefühle in Gedichten aushauchte. Ich betrachtete sie als das Athemholen meiner Seele, dem Niemand lauschen dürfte, um es nicht in seinen schönsten Regungen zu stören.

Erst als ich Sophien näher getreten war, wagte ich es, ihr schüchtern einige Ergüsse meiner Seele vorzulegen, die jedoch durch ihre Aufnahme nicht weiter hervorgelockt, sondern eher zurückgehalten wurden, wie die Knospen des Frühlings bei kälteren Morgenwinden.

Bis hierher reichte das Manuscript meiner Jugendgeschichte, welches ich im Jahre 1836—1837 niedergeschrieben hatte.

Im Joachimsthal'schen Gymnasium kam ich unter die Inspection des Herrn Seebeck, eines Lehrers, wie ich ihn als Norm aufstellen möchte: voll von Geist und Gemüth, nebst der Begabung, Strenge und Liebe, Ernst und Freundlichkeit so zu vereinigen, daß er wohl von allen Schülern geliebt

wurde. In der Classe war die musterhafteste Ordnung und ein Wetteifer im Fleiß, ohne daß man ihn je schelten hörte und höchst selten Jemand bestraft werden mußte. Mit Worten kann ich es nicht schildern, wie ich ihn verehrte und liebte.

Um das in Bunzlau, namentlich im Griechischen Versäumte nachzuholen, blieb ich fast jede Nacht bis 12 Uhr auf, und da passirte es mir einmal, daß ich beim Memoriren der griechischen unregelmäßigen Verba am Ofen stehend einschlief, und erst erwachte, als ich zusammengebrochen am Boden lag, welches ein so unangenehmes und schmerzhaftes Gefühl war, daß ich mir vornahm, nie mehr Nachts stehend zu lernen, um Aehnlichem in Zukunft zu entgehen.

Unser theurer Lehrer wurde bald als Erzieher zum Erbprinzen von Sachsen-Meiningen berufen, wurde später Minister und ist jetzt Curator der Universität Jena, als welchen ich ihn im Jahre 1858, bei der hundertjährigen Jubelfeier der Universität wiedersah.

Mehrere Freunde meiner Mutter hatten mich schon von dem Plane, Theologie zu studiren, abbringen wollen, indem sie meinten, ich würde es, so ganz ohne Mittel, nicht durchführen können; doch ich hatte immer noch gute Hoffnung und konnte mich von meiner Lieblingsidee nicht trennen. Selbst mein treuer Lehrer Seebeck hielt mich nicht zum Studiren geeignet, sondern schrieb in einem Briefe an Sophie, daß ich mich vielleicht zum Apotheker passen möchte. Da ging eine Freundin meiner Mutter, ein Fräulein Dorothea von Dewitz, zum damaligen Geheimen Postrathe Schmückert, der schon unter Nagler mehr oder minder das Heft in der Hand hatte, und bat ihn, mich im Postdienste anzustellen. Da ich englisch und französisch sprach, auch aus literarischem Interesse italienisch und spanisch zu lernen

begonnen hatte, so war ich nicht unwillkommen, und Schmückert bestimmte mich zum Courier nach England und Frankreich, wozu damals noch die jungen Postbeamten benutzt wurden. Nur die Aussicht, die Welt so unerwartet kennen zu lernen, konnten mich in Etwas mit dem neuen Plane versöhnen, und mein Vormund, der Geheime Rath Klaatsch, beschloß, daß ich unter diesen Umständen noch einige Zeit das französische Gymnasium (Collège français) besuchen sollte, um mich in der französischen Conversation zu vervollkommnen, da dort jedes Lehrobject in dieser Sprache vorgetragen wurde, und die übertriebenen Anforderungen des Joachimsthals in den alten Sprachen ohne Zweck für mich waren. Ich kam im Collège mit dem Tertianer-Zeugniß gleich nach Obersecunda, wo es mir noch sehr leicht wurde fortzukommen, aus welchem Grunde ich auch Antheil am Hebräischen nahm, weil immer die geheime Hoffnung auf das Studium in mir noch nicht erloschen war. Auch wurde ein Versuch gemacht, ob ich nicht kostenfrei Medizin studiren könne, und ich meldete mich mit einem Empfehlungsschreiben des Geheimen Rathes Klaatsch zum Eintritt in die Pepinière beim geheimen Ober-Medizinalrath Trüstädt, der mich jedoch abwies, weil keine Vacanz vorhanden war.

Im Collège war ich auch von Mathematik, Deutsch &c. dispensirt, weil ich hierin schon in Bunzlau die nöthige Reife erlangt hatte und erwirkte mir die Erlaubniß, in diesen Stunden Collegia auf der Berliner Universität hören zu dürfen. Namentlich hörte ich damals v. d. Hagen, Heinrich Steffens, Gans, Hotho, Ranke &c.

Siebenter Abschnitt.

Als Postschreiber in Nordhausen.

Plötzlich kam nun die Ordre des General-Postamts, daß ich eintreten könne, was im Frühjahr 1831 geschah. Ich wurde Volontair im Bureau des Hof-Postmeisters Geh. Rath Schneider. Da Schmückert jedoch wohl wußte, daß ich dort nicht den praktischen Dienst gründlich erlernen konnte, so schickte er mich bald in das Post-Amt zu Nordhausen am Harz zum Post-Director Fischer, der als tüchtiger und strenger Lehrmeister bekannt war; doch ich dachte immer: „Alle Lehrjahre sind nicht gut, die nicht schwer sind," und trat muthig meine neue Stellung an. In Nordhausen trat ich nun förmlich als Postschreiber ein und wurde als solcher vereidigt. Wenn mir ein so mechanischer Dienst auch nicht sehr behagte, so tröstete ich mich immer damit, daß Gott es doch so gefügt hätte und er seine weisen Absichten damit haben müsse. Wurde mir einmal recht bange ums Herz, dann half mir die Poesie, und ein niedergeschriebenes Gedicht oder ein Brief an meine Verwandten machte Alles wieder gut. Ich kann in Wahrheit davon reden, welch eine hohe Gottesgabe ein fröhlich Herz ist, denn hätte ich das nicht gehabt, ich wäre in Trübsinn versunken.

Einen höchst angenehmen Eindruck machte auf der andern Seite die schöne Natur auf mich, da ich Aehnliches in meiner Heimath nicht fand. Wenn man durch das Posthaus hindurchging und in den Garten trat, der auf einer Anhöhe lag, durch eine steile Mauer von der Unterstadt getrennt, so übersah man von hier aus den größten Theil der goldnen Aue, rechts vom weißen Kohnstein-Felsen, links vom grauen Kyffhäuser mit seiner alten Kaiserburg begrenzt, an welche die Sage so viel Dunkles und Poesie-

reiches anknüpft. An dieser Stelle sah ich oft die Sonne untergehen, und vergaß in diesem unbeschreiblich schönen Anblicke alles Trübe der Gegenwart und Vergangenheit, und lebte nur in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Wie? — war mir nicht klar, doch daß es noch einmal gut werden würde, fühlte ich lebhaft in meiner Seele, und nie ist ein Klagelaut meines Schicksals wegen über meine Lippen gekommen.

Später erst ist es mir klar geworden, wie gerade meine Führung nach Nordhausen den Grund zu meinem künftigen Lebensglücke in zwiefacher Beziehung legen mußte.

In Nordhausen war es ja, wo ich die Homöopathie zuerst kennen lernte, denn der Dr. Philipp Rath war einer der Ersten im weiten Umkreise, der diese Lehre geprüft und ausgeübt hatte, wozu er jedoch auf sonderbare Weise gekommen war. Als nämlich der Ruf von der Homöopathie durch die ärztliche Welt zog, nahm Dr. Rath sich vor, eine Broschüre gegen dieselbe zu schreiben, doch um die neue Lehre desto mehr geißeln zu können, fing er an, die Lehre Hahnemanns zu studiren und zu prüfen, und dabei erging es ihm denn so, wie es so Manchem schon ergangen ist, der sich über seinen Meister dünkte. Er erkannte beschämt mit jedem Tage mehr die Wahrheit der Homöopathie, und unterließ nicht bloß das Schreiben jener Broschüre, sondern er war, nach selbst gemachten Experimenten, ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der Hahnemann'schen Lehre, nachdem er circa 20 Jahre lang als Allöopath curirt hatte, ihm also eine reiche Erfahrung zur Seite stand, die nun der Homöopathie zu Gute kam. Als ich noch in Nordhausen war, fand er es für gut, eine offene Erklärung über den Wechsel seiner Ansicht in einem Beiblatte der Nordhäuser Zeitung erscheinen zu lassen. Diese zog eine Gegenerklärung sämmtlicher Aerzte und Wundärzte Nordhausens nach sich, und so war der Federkrieg eröffnet, der manchen

Witz, aber auch manche Bitterkeit in seinem Gefolge hatte, welches mit dazu beitrug, daß Dr. Rath später nach Magdeburg übersiedelte.

Auf mich machte es einen gewaltigen Eindruck, als ich sah, wie eine Frau die Kniee des Dr. Rath umfaßte, um ihm zu danken, da sie ihr Augenlicht wieder bekommen hatte; denn sie war am schwarzen Staar gänzlich erblindet und von allen anderen Aerzten aufgegeben gewesen. Es entstand dadurch ein Jubel in meinem Herzen; doch der Gedanke, Aehnliches auch zu vermögen, stieg noch nicht in meiner Seele auf; er lag noch zu fern, so kurz nach dem jähen Wechsel in meinen Lieblingswünschen in Bezug auf meinen Beruf; doch das war mir stets klar geblieben, daß ich im Postfache nicht sterben, sondern daß mir noch einmal ein geistigerer Wirkungskreis lächeln würde. Wie? — das war mir gänzlich unklar und ich grübelte auch nicht darüber, ich dachte nur immer an die Geschichte, welche uns der glaubensstarke Direktor Kawerau in Bunzlau einmal in der Religionsstunde erzählte, als er über die wunderbaren Fügungen der Vorsehung sprach. Ein junger Mann, der auch so innig gewünscht hatte, Theologe zu werden, hatte dies aus pecuniären Rücksichten nicht durchführen können, war zu einem Apotheker in die Lehre gekommen, und hatte viele Jahre in diesem Fache gearbeitet; doch als der Trieb zu seinem Herzensberufe immer lebendiger in seiner Seele geworden war, hatte er noch in seinem 30sten Jahre mit dem bisher Ersparten Theologie studirt, und war ein tüchtiger Prediger und Seelsorger geworden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch erwähnen, daß ich auch in jener Schwankungs-Periode, als ich abgewiesen war, in der Pepinière zu Berlin eintreten zu dürfen, vom Geheimen Rath Klaatsch zu Staberow, einem damals berühmten Apotheker in der Löwen-Apotheke zu Berlin geschickt wurde, um mich zum Apothekerfache zu melden. Die-

ser fragte mich nach verschiedenen Dingen, mochte aber wohl merken, daß nicht der Herzensdrang mich zu ihm trieb, malte mir die Schattenseiten des Apothekerstandes, und namentlich meiner damals schwächlichen Körperbeschaffenheit wegen rieth er mir geradezu ab, dieses Fach zu ergreifen, welche Botschaft ich mit stiller Freude meinem Gönner überbrachte.

In gesellschaftlicher Beziehung ging mir in Nordhausen eine neue Welt auf. In Berlin hatte ich ganz eingezogen, nur in Familienkreisen, gelebt, fast nie das Theater besucht, weil es mir an Geldmitteln dazu fehlte; ja ich hatte 2 bis 3 Jahre in denselben Mauern mit Ludwig Devrient, dem berühmtesten Tragiker der Welt gelebt, und ihn nie gesehen; denn wie hätte ich 10 Sgr. zu einem Platz im 3ten Range von meinen 2 Sgr. wöchentlichem Taschengelde erübrigen können, die zu Federn, Tinte und Papier bestimmt waren? — das war rein unmöglich; aber ich muß auch gestehen, daß ich nie daran dachte, und erst später ein Bedauern darüber in mir aufgetaucht ist. Dagegen hörte ich die berühmtesten Kanzelredner jener Zeit: Schleiermacher, Ehrenberg, Theremin, Strauß, Goßner, besuchte allsonntäglich in der Regel 3mal, mindestens 2mal die Kirche, und schrieb jede Predigt zu Hause aus dem Gedächtniß in kurzem Abriß nieder, weil ich immer noch hoffte, Theologe zu werden. Die erste Predigt, die ich in Berlin hörte, als ich von Bunzlau gekommen war, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. In Bunzlau hatte ich nur einen alten, außerdem sehr treuen, aber schwachen Prediger gehört, der so undeutlich sprach, daß ich die Predigt immer nur theilweise verstehen konnte, und nun trat in Berlin am 17. Januar 1830 im Dom der Hofprediger Strauß auf und predigte mit apostolischem Feuer über „das häusliche Priesterthum“, daß ich heiße Thränen der unaussprechlichen Seligkeit vergoß und mich hocherhoben und erquickt fühlte.

Ehrenberg predigte über den „starken Glauben", wie ich noch nie eine Predigt gehört hatte und so lebte und webte ich darin und freute mich auf jeden Sonntag, der mir neue Nahrung für meine Seele brachte. Da ich mit dem Ehrenberg'schen Hause näher bekannt wurde, so erlaubte mir dieser ausgezeichnete Geistliche, der ebenso berühmt als Schriftsteller, wie als Kanzelredner war, daß ich seinen Confirmanden-Unterricht besuchen durfte. Ein Cursus für die vornehmeren Stände dauerte 3 Jahre, und ich schrieb freudig mit und arbeitete jeden Vortrag aus, da es wirklich Goldkörner auf den Lebensweg waren. Der Sohn des Oberhofpredigers, Hugo Ehrenberg, war mein einziger Umgang und wenn ich nicht in der Familie Klaatsch war, so brachte ich die Abende bei Ehrenbergs zu.

In Nordhausen nun wurde ich durch den Postdirektor Fischer in ein bewegtes Leben gezogen; dort bleibt im Sommer bei gutem Wetter Niemand zu Hause, sondern ganze Familien wandern hinaus in die schöne Umgebung der Stadt, besonders auf den sogenannten Kirschberg; sie finden sich dort zusammen, bleiben ganze Nachmittage und Abende im Freien u. s. w. An meinen freien Tagen wurde ich nun mitgenommen, und machte an einem Tage mehr Bekanntschaften, als früher in zehn Jahren. Auf einem Balle, zu dem ich eingeladen wurde, war ich ganz erstarrt über die vielen reizenden Gesichter, und verglich Alles mit einem Feenmärchen aus „Tausend und Eine Nacht."

Achter Abschnitt.

Mein Verhältniß zu Ida.

Wenn ich früher erwähnt habe, daß der Aufenthalt in Nordhausen in zwiefacher Beziehung zu meinem zukünftigen Lebensglücke beitrug, so bezieht sich das, nächstdem, daß ich die Homöopathie dort kennen lernte, darauf. Nicht lange war ich in Nordhausen, so lernte ich eine der angesehensten Familien kennen, und eine Tochter derselben, ebenso bevorzugt an Herz und Geist, wie an praktischem Verstande und häuslichen Tugenden, machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich sie für die mir von Gott bestimmte dereinstige Lebensgefährtin hielt, und als ich bei ihr Gegenneigung fand, den allerdings voreiligen Schritt that, mich mit ihr im Stillen zu verloben. Von nun an waren alle andern, wenn auch noch so niedlichen jungen Mädchen für mich todt, hatten wenigstens kein Interesse mehr für mich, da ich acht Jahre hindurch nur für *sie* lebte, und die Zeit heranwünschte, daß wir uns gänzlich vereinigen könnten, was jedoch bei den kärglichen Gehalten bei der Post bei weitem langaussehender war, als ich es mir gedacht hatte. Eine Menge Liebeslieder (in meiner Sammlung „*An Ida*" überschrieben) stammen aus jener Periode, und *sie* war nun meine Hoffnung und mein Glück, welches manches Trübe des äußeren Lebens mich vergessen machte. — Wenn man nun fragt, wie kam es, daß sie nicht meine Frau geworden ist, da doch bei solcher Liebe von keiner Untreue die Rede sein kann, so will ich es psychologisch entwickeln, was unsere Herzen nach und nach unbemerkt langsam entfernte. Ich hatte im Laufe der Jahre, als ich von Nordhausen entfernt war, die Homöopathie praktisch kennen gelernt und von Dr. Rath eine kleine homöopathische Apotheke und Herings Hausarzt bekommen. Als ich nun einmal

auf mehrere Wochen, nach einer überstandenen Krankheit, bei meiner Braut zum Besuch war, besuchte ich dann und wann Kranke, und wurde fast täglich um Rath und Arznei angesprochen, was vom Dr. Rath auch gebilligt wurde, da er in mir einen gelehrigen Schüler sah, und auf schriftliche Anfragen mir stets am Rande des Briefes seinen Rath ertheilte. Dies war für mich nun eine neue Welt und eine Fundgrube des Glückes, da ich keine größere Freude haben konnte, als wenn es mir gelungen war, Andern zu helfen, und wäre es auch nur von Zahn- oder Kopfschmerzen gewesen. Es mochte wohl die Vorahnung von meinem zukünftigen großen Berufe sein. Dieses Curiren konnte aber Ida nicht leiden; sie sah ein Versäumen des Postdienstes darin, der mich ohnehin nicht sehr anzog, und war immer ein wenig ungehalten, wenn ich von meinen Curen sprach und von Krankenbesuchen zurückkam. Dies war der erste Grund, daß unsere Herzen kälter gegeneinander wurden; wir waren ja sonst in Allem übereinstimmend gewesen und nur in diesem Punkte gingen unsere Wünsche und Neigungen von einander, was für mich die kitzlichste Stelle war. Es übertrug sich dieses etwas gespannte Verhältniß auch, als wir wieder getrennt waren, auf die Briefe; sie mahnte mich ab, ich erklärte ihr, wie sehr mich dieses Curiren anzöge und wie ich ohne dasselbe mich nicht glücklich fühlte ꝛc. ꝛc. Da schrieb sie einmal an mich, „wir wollten uns trennen, da sie fühle, sie könne mich nicht glücklich machen, nicht so glücklich, wie sie es wünsche.“ Ich erwiederte darauf begütigend; doch sie blieb dabei, schrieb mir, daß sie es schon ihren Eltern gesagt hätte, und „die Ruhe ihres Lebens hinge von dieser Entsagung ab.“ So wurde das Verhältniß gegenseitig, ohne Haß und Streit, in aller Liebe aufgehoben, und daher erklärt es sich auch, daß wir später wieder innig befreundet wurden, als wir nach vielen Jahren wieder zusammenkamen und sie mich in meiner Häuslichkeit

besuchte und eine Freundin meiner nunmehrigen Frau wurde. Trotz der vielen Thränen und schweren Tage, die ich deshalb in jener Trennungs-Periode hatte, mußte ich doch die Vorsehung preisen, daß sie mir dieses treue und edle Herz zugeführt hatte, weil ich dadurch vor allen Versuchungen geschützt wurde, denen sonst die Jugend so leicht ausgesetzt ist, wenn nicht die wahre Liebe einen Damm dagegen baut. Auch sehe ich jetzt ein, wie nothwendig die Trennung war, wenn die Vorsehung mich meinem wahren Berufe als Arzt zuführen wollte. Wenn wir uns nicht getrennt hätten, so würde ich mich verheirathet haben, sobald nur irgend das Gehalt ausreichte, und wäre ich verheirathet gewesen, so konnte ich nicht ohne Weiteres den Postdienst verlassen, konnte nicht nach Potsdam gehen, da ich als Ehemann dergleichen Wagnisse nicht unternommen haben würde. So führt die Vorsehung anders, als wir wollen und wünschen, aber besser; was wir freilich selten gleich, oft erst spät einsehen.

Neunter Abschnitt.

In Neustadt-Eberswalde. Censur-Conflict.

Am 29. Mai 1833 war ich in Nordhausen als Postschreiber vereidigt worden; am 21. März 1835 (Frühlings-Anfang) reiste ich nach Neustadt-Eberswalde ab, wohin ich beordert worden war. Ich hatte so schönes Reisewetter, daß ich oft neben der Post herging, und mich über den Gesang der Lerchen freute, die jubelnd neben mir ihr Lied schmetterten, und mir die trübe Stimmung des Abschiedes erheiterten.

In Neustadt-Eberswalde trat ich in ein anderes Stadium. In Nordhausen hatte ich das erste Jahr Kostgeld

bezahlt und im zweiten auch noch kein Gehalt bezogen, wurde aber immer noch als Lehrling betrachtet, mußte nur dem Dienste leben, und alles Uebrige wurde von meinem strengen Lehrmeister Allotria genannt. In Neustadt-Eberswalde bezog ich bereits Gehalt (monatlich 8 Thlr. und einige Groschen), hatte zwar auch einen sehr pünktlichen und akkuraten Vorgesetzten, den Postsecretair Krüger, damaligen Amts-Vorsteher, doch war er zugleich ein Mann von seltener Herzensgüte, der selbst jede Nacht aufstand und mitarbeitete, und auch wohl für mich eine Post expedirte, wenn ich einmal nicht aus dem Schlafe so schnell zu erwecken war. Hier konnte ich meiner Lieblingsneigung, der Poesie, schon etwas ungestörter leben, und so kam es denn, daß ich jeden Donnerstag Abend (als an meinem freien Nachmittage) eine literarische Vorlesung hielt, wozu ich eine Anzahl von Subscribenten gefunden hatte. Ich gab zunächst einen Ueberblick über die deutsche Literaturgeschichte, führte von den meisten Schriftstellern Proben an, und kam endlich dahin, größere Stücke vorzutragen, z. B. Goethe's Tasso, Tasso's Tod von Raupach, Shakespeare's Romeo und Julie ꝛc. ꝛc. Nach der Vorlesung ging ich noch zu irgend einer befreundeten Familie und tanzte oft noch bis nach Mitternacht, was mir äußerst wohl bekam. Hier schrieb ich auch meine erste dramatische Scene: Karl X. im Jahre 1832 in Schottland, die ich dem Drucke übergab. Unbekannt mit dem Censurgesetze und vom Buchdrucker nicht zeitig genug darauf aufmerksam gemacht, war die Scene nebst angehängten Gedichten bereits auf meine Kosten gedruckt, als ich das Manuscript dem Censor nach Berlin einsandte; Jeder kann aber meinen Schreck ermessen, als es mit 13 gestrichenen Versen zurückkam. Das für meine Vorlesungen ersparte Geld hatte ich an den Druck gewandt und nun durfte ich nicht einmal sagen, daß es bereits gedruckt war, sonst wäre ich ja, sammt dem Buchdrucker, in

Strafe genommen. Was nun anfangen?! Die Scene war dem Könige Friedrich Wilhelm III. gewidmet, zu dem ich eine unbeschreibliche Liebe hatte, und das Verbot jener 13 Verse schien mir im Schlaf oder in der Betrunkenheit vom Censor erlassen zu sein, denn gerade diese 13 Verse dienten zur Folie der Glorification Preußens. Karl X. nämlich, ein Abkömmling der Stuarts, als er aus Frankreich verjagt war, traf in den Gebirgen Schottlands eine Hütte, in der ein Zimmer heilig gehalten wurde, weil der letzte Stuart, vor seiner Flucht, darin übernachtet hatte. Karl X. giebt sich als einen Nachkommen der Stuarts zu erkennen und ihm wird die höchste Verehrung gezollt. Als er allein ist, spricht er:

Dies ist das Haus der Treu' nnd Biederkeit;
Ein freundliches Geschick hat mich geleitet;
Hier lern' ich erst das wahre Glück erkennen,
Dem ich noch nimmer frei in's Antlitz sah.
Und das in meiner Väter altem Reich,
Fern von der Heimath, doch im Vaterland;

(Jetzt folgen die 13 gestrichenen Verse:)

Vom Thron verstoßen, hier 'nem Kön'ge gleich.
Ach was sind Kron' und Zepter hier auf Erden,
Was heißt es jetzt ein mächt'ger König sein!
Schon über Nacht kann er zum Bettler werden,
Entflieht das Glück und zieht die Unthat ein.
Auch diamant'ne Königskronen schwinden,
So wie der Demant selbst im Feu'r verfliegt;
Das Zepter bricht; leicht kann ein Thron zertrümmern,
Und wär' vom stärksten Marmor er gefügt.
Sank doch ein Cäsar zu Pompejus Füßen,
Von seines eignen Sohnes Hand durchbohrt: —
So stehn die Könige auf schroffer Höhe
Und nähren Schlangenbrut in ihrer Nähe. —

Diese ganz allgemeinen Reflexionen (und andere konnte doch der verstoßene König nicht machen) wurden von der

Censur gestrichen, während das Folgende, ohne den Vordersatz gänzlich unverständlich, stehen blieb:

Nur Einen weiß ich, fern von diesen Ufern,
Den ziert die schönste Krone seiner Zeit,
Sein Streben geht nach allem Wahren, Guten,
Und diese Krone heißt Gerechtigkeit!
Sein Thron ruht auf der Liebe seiner Treuen,
Und seine Treuen sind — das ganze Volk;
Ja, Preußen ist ein wahres Königreich!
Wie furchtbar blinder Frevelmuth gewüthet
Von Nord und Süd bis an das End' der Welt
Und oft den Mordstahl auf Regenten lenkte:
Weiß dieses Land sich aller Schulden rein.
Fürwahr ein Ruhm ist's, Preuße nur zu sein! —
Und was bin ich? — Verlassen und verstoßen,
Von eignen Unterthanen nun verbannt!
Doch nein, — ich finde hier mein Vaterland;
Fürwahr, in dieser Treuen Hütte Schoß,
Da ruht sich's sanfter, als im Königsschloß. —

So wurden die armen Literaten unter der Censur geknechtet! Nur wer dies aus solchen Thatsachen so recht durchschaut, der kann begreifen, mit welcher Begeisterung sie nach Preßfreiheit schrieen. Mir fiel nur ein Ausweg ein — und der gelang. Es galt nämlich, in diesem für mich so wichtigen Falle, der Censur eine Nase anzudrehen; da durch Bitten und Vorstellungen der Vernunft kein Censor seine Striche wieder ausradirte. Was einmal gestrichen — war vernichtet für Zeit und Ewigkeit!

Da ließ ich ein gedrucktes Exemplar dieses Buches elegant einbinden, und überschickte es mit einem Schreiben, in welchem ich meine Liebe zu dem theuren Monarchen offen aussprach, dem Könige nach Berlin. Es kam zur glücklichen Stunde an, die Fürstin von Liegnitz las ihrem hohen Gemahl beim Theetische sowohl die Dedication, als auch die dramatische Scene vor, derselbe bezeugte sein

Wohlgefallen darüber, und ich erhielt folgende eigenhändig unterzeichnete Kabinets-Ordre:

„Ich habe die vom Postschreiber Lutze am 26sten d. M. eingereichte dramatische Scene mit den angehängten Gedichten empfangen und bezeige demselben, die in der Eingabe sowie in der Druckschrift ausgesprochenen guten Gesinnungen anerkennend, hiermit Meinen Dank.

Berlin, den 31. Jan. 1836.

Friedrich Wilhelm."

An
den Postschreiber Lutze
zu Neustadt-Eberswalde.

Als ich diese Cabinets-Ordre in Händen hatte, sprang ich — meines Sieges gewiß — ellenhoch; packte eine Abschrift der allerhöchsten Ordre, mit einer Reinschrift der Scene, sammt dem gestrichenen Exemplar ein, sandte es an den betreffenden Censor mit der Bitte, unter diesen Umständen dem Gedicht das Imprimatur zu geben; und siehe da, mit umgehender Post erhielt ich das Gewünschte von dem Stellvertreter des Censors, und konnte nun mein Büchlein in die Welt senden.

In Neustadt-Eberswalde winkte mir zum ersten Male eine Gelegenheit, meinen Beruf zu wechseln. Wenn ich nämlich Nachts 12 Uhr die erste Post expedirt hatte, so blieb ich oft auf bis zur nächsten Post, die zwischen 2 und 3 Uhr früh Neustadt passirte, und beschäftigte mich in der Regel mit literarischen Arbeiten, zu denen ich am Tage doch wenig Zeit hatte. In einer Nacht saß ich in der Passagierstube, weil es dort angenehm warm war, und corrigirte die Revision der obengedachten dramatischen Scene „Karl X.", als ich plötzlich das Signal einer Extrapost hörte. Ich sprang auf, ließ Alles liegen, weil die Extrapost-Reisenden Nachts in der Regel während des Umspan-

nens in ihrem Wagen sitzen bleiben, und eilte nach der Expedition, weil der Aufenthalt nur wenige Minuten sein durfte. Als ich aber das Geld auf die Quittung einziehen wollte, so traf ich den Reisenden, einen russischen Grafen, im Passagier-Zimmer, wo er soeben meine dramatische Scene gelesen hatte, mich fragte, wer dies geschrieben, und sich mit mir in ein Gespräch über Literatur einließ, dessen Ende war, daß er mir erzählte, daß er sich wegen der Gesundheit seiner Frau in der Schweiz angekauft habe und mich bäte, in sein Haus zu kommen, theils um seine zwölfjährige Tochter zu unterrichten, namentlich sie in die deutsche Literatur einzuführen, theils um Vorleser für ihn und seine Gemahlin zu sein. Wie lockend mir dies auch für den Augenblick erschien (es war ja das Ziel meiner Wünsche und meiner Träume gewesen), so lehnte ich es doch ziemlich entschieden ab, „weil ich erst vor kurzer Zeit in den Staatsdienst getreten wäre und nicht sogleich ausscheiden könne". Ich dachte auch wohl im Stillen an meine Verlobte, und sah durch meinen Austritt aus dem Postdienst unsere Vereinigung nur weiter hinausgerückt. Als ich später diesen Vorfall dem damaligen Geh. Postrath Schmückert erzählte, erwiederte dieser: Warum hast Du es mir nicht geschrieben, ich hätte Dir auf ein Jahr Urlaub gegeben. Doch ich dachte: „es hatte wohl nicht so sein sollen", womit ich mich tröstete.

Ehe ich Neustadt-Eberswalde verließ, schrieb ich noch ein Kinder-Schauspiel in Versen: „Emilie oder das rothe Kleid", veranlaßt durch den Geburtstag einer der Töchter meines Freundes, eines 12jährigen, lieblichen Mädchens, Emilie Habelmann, die ich in einem rothen Kleide so auffallend schön fand. Dasselbe wurde sogleich gedruckt und ist unzählige Male in Kinderkreisen aufgeführt worden. Ich selbst übernahm öfters die Rolle des Herrn von Strahl und zugleich die eines alten Bettlers. Bei meinem Chef

war zugleich ein angenehmes Familien= und Gesellschafts=leben, hervorgerufen durch dessen liebenswürdige Frau mit ihren niedlichen Kindern. War ein Familienfest oder eine Gesellschaft, so wurde ich mit eingeladen, und von der Frau des Hauses als Maître de plaisir angestellt, welche Rolle ich nach Kräften auszufüllen suchte.

Nach einem Jahre kam meine Versetzung nach Erfurt, wo ich den Grenzdienst nach einer andern Seite hin lernen sollte.

Das Abgangs=Zeugniß aus Nordhausen lautete:

Der Postschreiber Arthur Lutze trat am 29. Mai 1833 beim hiesigen Post=Amte ein, um sich dem Postdienste zu widmen, und wurde an diesem Tage als Postschreiber hier vereidigt.

Derselbe hat sich seit jener Zeit befleißigt, die zu seinem Berufe erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, was ihm auch in dem Maße gelungen ist, daß ihm eine eigene Expedition anvertraut werden konnte.

In und außer dem Dienste hat er sich jederzeit bescheiden und moralisch gut betragen, worüber ihm der Wahrheit gemäß dies Zeugniß ertheilt wird.

Nordhausen, den 20. März 1835.

Der Postdirector.
Fischer.

Das amtliche Zeugniß aus Neustadt lautete:

Der seit dem Monat April v. J. bei dem hiesigen Post=Amte beschäftigt gewesene Postschreiber Arthur Lutze hat seine Dienstgeschäfte zur besondern Zufriedenheit des Unterzeichneten verrichtet, und sich auch jederzeit, sowohl in wie außer dem Dienste, anständig und bescheiden betragen; solches wird der Wahrheit gemäß hiermit attestirt.

Neustadt=Eberswalde, den 22. April 1836.

gez. **Krüger,**
Post=Administrator.

Zehnter Abschnitt.

Erfurt. Wechselfieber. Zwei Curiosa.

Der Post-Director Denso in Erfurt wurde mir als ein strenger, jähzorniger und tyrannischer Mann geschildert, und wer von den Postbeamten mich sprach, sagte: „Na, mit dem werden Sie gute Tänze haben"; es wurden dann auch einige Anekdoten erzählt, die mich einschüchtern sollten. Ich aber dachte im Stillen: „es wird wohl nicht so schlimm sein; und wenn du recht aufmerksam und pünktlich bist, so wirst du dir schon seine Zufriedenheit erwerben". So geschah es denn auch. Ich hatte speciell mit ihm zu thun, seine Berichte zu mundiren und seine Aufträge auszuführen, und fand zwar einen äußerst pünktlichen Beamten in ihm, aber auch einen eben so gerechten und milden, und ich kann wohl sagen, ich habe nie ein böses Wort von ihm bekommen, vielmehr gab er mir bei meinem Abgange nach 11 Monaten folgendes Zeugniß:

„Daß der Postschreiber Herr Lutze während seiner hiesigen elfmonatlichen Anstellung die ihm übertragenen Geschäfte mit lobenswerther Ordnung und Pünktlichkeit besorgt und sich durch ein musterhaftes Benehmen ausgezeichnet hat, attestirt der Wahrheit gemäß

Erfurt, den 2. April 1837. **Denso,**

Königl. Post-Director."

In Erfurt bekam ich nun schon 200 Thlr. Gehalt, also monatlich 16⅔ Thlr. und freie Wohnung, d. h. ein Kämmerchen hinter der Packkammer zum Schlafen. So viel Geld hatte ich noch nie gehabt. Ich theilte es mir gehörig ein, und fing nun an, meine Bibliothek zu bereichern.

In den dienstfreien Stunden, namentlich auf Spaziergängen, dichtete ich, wozu ich die erste Gelegenheit dadurch fand, daß ich auf einem glänzenden Balle die Tochter oder Nichte der dereinstigen, vielbesungenen Braut von Ernst

Schulz, dem Dichter der „bezauberten Rose“, sah, ein liebliches 17jähriges Mädchen, deren bloßer Anblick mir den Impuls zu mehreren Gedichten gab, weshalb ich jede Annäherung absichtlich vermied.

Hier gab ich auch in der Müller'schen Buchhandlung die erste kleine Sammlung meiner Gedichte unter dem Titel: „Winterblüthen, eine Weihnachtsgabe von Arthur Lutze“, heraus, die mir manche literarische Freunde brachte. Interessant und belehrend war mir der Umgang mit dem Rector Wenig, einem begeisterten Verehrer Goethe's, durch den ich viele Specialitäten über diesen großen Mann erfuhr, den ich leider nicht persönlich kennen gelernt hatte, da er einige Jahre zuvor von der irdischen Laufbahn abgerufen war. Ich lernte aber Peter Eckermann in Weimar kennen, der mich sehr freundlich aufnahm, nachdem ich das Goethe'sche Haus besehen und seine drei Enkel daselbst angetroffen hatte. Am lieblichsten war die kleine Alma, die des Großvaters schöne, große, braune Augen hatte. Rührend war es, die Schlafkammer und Arbeitsstube dieses großen Mannes zu sehen. Alle Möbel und auch die Bettstelle waren von rohem Fichtenholz ganz gewöhnlich gearbeitet, und nur ein Lehnsessel nach modernerem Geschmack, in welchem er gestorben war. Er hatte ja fast bis zum letzten Augenblicke seine volle Besinnung behalten, und als diese entschwand, machte er noch einige Kreisbewegungen mit der Hand, und sprach mit leiser, langsamer Stimme: „mehr Licht!“ So entschlummerte er sanft zum bessern Sein, wo ihn Licht die Fülle umfangen haben wird.

Von Erfurt aus machte ich auch einige Ausflüge nach Gotha, Eisenach und den umliegenden Ortschaften, deren jede sich durch irgend eine andere Naturschönheit oder Sage aus der Vorzeit auszeichnet. Sehr interessant waren mir die 3 Gleichen, drei kegelförmige Waldberge mit Ruinen, auf welchen der Graf von Gleichen gelebt, der einzige, der

die Erlaubniß vom Papste erhalten hatte, eine zweite Gemahlin zu nehmen, und zwar eine Abessinierin, die ihm, im Türkenkriege, das Leben gerettet hatte. Im „Freudenthale" empfing die erste Gemahlin den Grafen mit der neuerworbenen, und das Allermerkwürdigste ist, daß beide Frauen sich ohne Beispiel innig geliebt, und Alles angewandt haben, ihrem gemeinschaftlichen Gemahl das Leben angenehm zu machen. Noch im Tode liegen ihre drei Skelete in einem Sarge zusammen, und werden in der Kirche zu Erfurt jedem Besuchenden gezeigt. Der Schädel der Morgenländerin zeichnet sich von den andern durch Härte und durch eine bläuliche Färbung aus.

In Erfurt wurde ich vom Wechselfieber befallen, und der Professor Dr. Zernensch gab mir einige Gaben Chinin, wonach es bald verging, doch nach einigen Wochen wiederkam. Da ich schon wußte, daß China das Wechselfieber oft unterdrückte, ohne es zu heilen, so bat ich meinen Arzt, mir noch nichts zu verschreiben, worin er gern einwilligte, und es beobachten und zunächst der Natur überlassen wollte. Als ich eines Vormittags im Froste lag, die Glieder schlotterten und die Zähne klapperten, dachte ich: „würde das Schlottern und Klappern wohl aufhören, wenn du plötzlich vor den König treten müßtest?" Dies kaum gedacht, so malte meine Phantasie sich den Thron mit dem Könige, ich trat mit Mehreren ein und sprach: „Großer König, wir sind hier erschienen" — — — Dies sprach ich wirklich mit fester Stimme, daß einige Collegen in der Packkammer es gehört hatten. Das Klappern aber hatte aufgehört, eine angenehme Wärme durchrieselte mich, das Fieber blieb aus und soll noch heute wiederkommen. So heilte ich mir das Wechselfieber durch die Macht der Phantasie, was dem alten Professor Zernensch sehr einleuchtend war, denn er sagte: „ich habe immer gedacht, daß der Geist eine gewaltige Macht über den Körper besitzt,

und dies ist mir ein Beispiel davon". Daß meine Phantasie gerade in dieser Art sehr aufgeregt war, mochte daher kommen, weil ich unlängst jene Cabinets-Ordre vom Könige Friedrich Wilhelm III. erhalten hatte, die mein Inneres freudig bewegte, und in meiner Krankheit in den „Palmblättern" morgenländische Erzählungen las, in denen es oft vorkam, daß Jemand vor dem Kalifen erschien und ihm seine Bitten vortrug.

Nach dieser Selbstheilung des Wechselfiebers bin ich, Gott sei Dank! recht gesund und kräftig geworden, und es ist gewiß eine Mauserung von vielem Krankheitsstoff gewesen.

Zwei Curiosa habe ich noch aus Erfurt zu berichten. Das erste handelt von meinem gesegneten Schlaf, dessen ich mich noch jetzt in meinem 49sten Jahre zu erfreuen habe. Ich brauche nämlich wenig Schlaf, habe mit 4 Stunden auf 24 Stunden genug, doch bin ich fähig, jeden Augenblick einzuschlafen, wenn ich nur will; Lärm, Gespräch, Gesang, Instrumental-Musik 2c. sind mir dabei keine Störung, wenn ich schlafen will, ebensowenig, ob ich fahre oder bewegt werde ; meinen Schlaf stört nichts, wenn ich nur horizontal liegen kann. Die Vorsehung hat das wohl gewußt, als sie mich so organisirte, denn von meinem 18ten Jahre an habe ich höchst selten eine Nacht hindurch geschlafen, wie andere Menschen. Als Postbeamter hatte ich in den 14 Aemtern fast stets Nachtdienst, und als Arzt ist dies fortgesetzt worden. Nun zur Geschichte: Als ich einst bei der Expedition der Schnellpost von Frankfurt a. M. Nachts 1 Uhr zu assistiren hatte, war ich etwa um 11 Uhr in mein Stübchen gegangen und hatte das große Copirbuch vor mein Bett gelegt, auf welches ich mich angekleidet gelegt. Als der Postbote mich weckt, weil die Post gekommen, springe ich auf, nehme aber anstatt des Copirbuchs mein

Kopfkissen (welches klein und von Pferdehaaren war) unter den Arm, komme damit ins Post-Bureau, setze mich auf meinen Platz, lege das Kissen auf den Tisch, meinen Kopf darauf, und schlafe sofort weiter, ohne irgend etwas von der lärmenden Expedition zu hören. Auf alle Anwesenden hat dies einen so komischen Eindruck gemacht, daß sie ohne mich die Post expedirt und mich ruhig haben schlafen lassen. Als sie mich jedoch nach Abgang der Post geweckt haben, soll ich ganz erstaunt gefragt haben: „wo ist die Post? — ist sie weg?“ — Und dies blieb noch lange Zeit Stichwort, wenn man mich an diese komische Scene erinnern wollte.

In einem andern Falle hatte ich ein großes Versehen begangen, welches mir theuer zu stehen kommen konnte, wenn nicht ein sonderbarer Einfall mich gerettet hätte. Auch Nachts kam eine Estafette durch, die ich stets nur Nachts zu expediren hatte, während dies am Tage von einem andern Secretair geschah. Es war eine Extrapost-Bestellung für den Großfürsten Michael (Bruder des Kaisers Nikolaus) auf etwa 20 Pferde. Ich expedire die Estafette auf dem gewöhnlichen Wege über Weißenfels, ohne es zu wissen, daß eine Ordre bestand, nach welcher alle hohen Herrschaften über Weimar expedirt werden mußten. Am nächsten Tage kommt der Großfürst nebst Gefolge, wird nach Weimar dirigirt, und findet nun selbstverständlich auf keiner Station Pferde vorräthig, während die bestellten auf der andern Tour warteten. Nicht 2 Tage vergingen, so war schon eine Untersuchung vom General-Postamte angeordnet und sämmtliche Posthalter der bestellten Pferde forderten Wartegeld, was mehrere Hundert Thaler betrug. Ich blieb dabei immer fröhlich und guter Dinge, denn obgleich ich das Versehen begangen hatte, so war ich doch halb und halb unschuldig, da der Haupt-Expedient mich, als Neuling, auf dergleichen Eventualitäten hätte auf-

merksam machen müssen, und hoffte sicher einen glücklichen Ausgang. Zunächst wurde ein Circular an die betreffenden Posthalter gerichtet, worin sie unter Darlegung der Umstände um Erlassung oder Ermäßigung ihrer Forderungen ersucht wurden. Obgleich dies ziemlich günstig ausfiel und Hunderte erlassen wurden, so blieb doch ein solcher Rest, daß ich ihn nicht aus eigenen Mitteln hätte decken können, da ich gar nichts hatte. Da kam eines Morgens die Nachricht, der Großfürst Michael würde wieder Erfurt per Extrapost passiren. Sogleich stieg in mir der Gedanke auf, ich wolle ihn wegen meines Versehens persönlich anreden; weil jedoch in Rußland nur angesehen wird, was Uniform trägt, so borgte ich mir vom Post-Secretair Robert, der dreimal so stark war, wie ich, seine Staats-Uniform nebst Dreimaster, füllte den leeren Raum mit meinem Kopfkissen aus, und so mit Degen und Portepée steuerte ich vom Posthause durch die gaffende Menge dem Wagen des Großfürsten zu, gefolgt von den heitern Blicken meiner Collegen. Sobald ich mich dem Wagen näherte, beugte sich der Großfürst herüber, ich trug ihm mein Versehen vor und bat ihn, beim General-Postmeister v. Nagler ein freundliches Wort für mich einzulegen. Der Großfürst nickte freundlich zu, nahm mir das schriftliche Gesuch ab, gab es mit einigen Worten dem Adjutanten, und der Wagen flog davon. Nun kam der zweite Jubel, als ich so sonderbar ausstaffirt wieder ins Posthaus zurückkehrte: — Notabene, ich war ja noch Post-Schreiber, und mir kam daher diese Uniform eines Königl. Post-Secretairs mit der goldenen Säge gar nicht zu — doch: Noth bricht Eisen! — Der dritte Jubel ertönte aber, als nach 3 Tagen eine Ordre des General-Postmeisters eintraf, die dem Post-Amte befahl, die Forderungen der Posthalter aus Königlicher Kasse zu befriedigen. So war ich durch meinen ebenso kühnen als possierlichen Einfall diesmal mit einem blauen Auge davon gekommen,

und selbst der ernste Post-Director Denso lachte herzlich, als er mich in jenem Aufzuge vom Großfürsten zurückkommen sah.

Elfter Abschnitt.

Examen in Berlin. Halberstadt.

Familie Lautsch. Galgenmännlein. Teufelsspruch.

Am 28. März 1837 erhielt ich meine Berufung zum Examen nach Berlin, wohin ich am 3. April abreiste, nachdem ich das zu Anfange des vorigen Abschnittes bereits abgedruckte günstige Attest erhalten hatte.

Beim Examen in Berlin, als das Thema dictirt werden sollte, wurde mir gesagt, ich brauchte nicht mitzuschreiben, sondern nur die übrigen 7 Collegen. Als diese ihr Thema empfangen, welches einen Unfall der Post bei einer zerbrochenen Brücke betraf, wurde mir allein ein besonderes Thema gegeben, und zwar die Revision einer Posthalterei. Später erfuhr ich, daß dies so von meinem hohen Gönner angeordnet wäre, der mich zur höheren Post-Carriere bestimmt hätte. Ich machte außer dem gewöhnlichen Post-Examen auch noch das im Französischen und Englischen, und erhielt in Allem das Zeugniß, daß ich gut bestanden hätte. Unterm 30. April erhielt ich die Ordre, als Diätar, mit 25 Thlr. monatlichem Gehalt, beim Post-Amte in Halberstadt einzutreten und zugleich beim Post-Inspector Horn Aushülfe zu leisten. Am 5. Mai 1837 traf ich in Halberstadt ein und erhielt ein kleines Stübchen im Posthause mit dem Fenster nach dem Garten hinaus.

In Halberstadt war ich auf klassischem Boden. Dort hatte einst Gleim den Dichterbund gestiftet, zu dem Tiedge, Klamer Schmidt, Jacobi, Göcking, Lichtwer und viele Andere gehörten, wohin auch Jean Paul, Klopstock, Herder, Wieland und selbst Göthe einst gewallt waren. Noch lebten dort Körte, Lautsch, Augustin, Jung, Lucanus und Mehrere, die noch häufig den Pegasus bestiegen; doch die beiden Ersteren hatten sich wohl den größten Ruf in der literarischen Welt erworben. Ich besuchte alle Literaten, doch von allen sprach durch seine geistige Regsamkeit und sein tiefes Gemüth mich der Pastor Lautsch am meisten an, ohne daß ich ahnte, daß er nach 10 Jahren mein Schwiegervater werden würde. Er war der Schwiegersohn Klamer Schmidt's, und seine 4 Töchter waren alle mit Sinn und Talent für Alles, was Kunst heißt, ausgestattet und in dieser Weise auch erzogen. Die Poesie wurde in diesem Hause gepflegt, und man kann sich leicht denken, daß dies ein mächtiger Magnet für mich war, der Aufforderung des freundlichen Pastors, ihn öfters zu besuchen, Folge zu leisten. Ich hatte soeben mein „Galgenmännlein“, ein dramatisches Gedicht, welches nun bereits einige Male die Bühne passirt hat, obgleich es nicht für dieselbe geschrieben war, vollendet, und Lautsch lud mich ein, diese Dichtung im Kreise seiner Familie vorzulesen. Er selbst hatte erst vor Kurzem eine nicht ungünstige Recension über ein Bändchen meiner Gedichte, die in Erfurt erschienen waren, „Winterblüthen“, in den Blättern für literarische Unterhaltung von Brockhaus, für die er arbeitete, drucken lassen, ehe er mich persönlich kannte, und so gab es denn viele Anknüpfungspunkte. Als ich aber sah, wie lebhaft sich die ganze Familie für Poesie interessirte und wie gern sie meinem Vorlesen zuhörte, ließ ich mich nicht vergeblich bitten, sondern jedes freie Stündchen, in der Regel die Abende, brachte ich bei dieser Familie angenehm zu. Am meisten interessirten mich die bei-

den ältesten Töchter: Louise und Angelica, da Auguste, meine zukünftige Frau, noch mehr Kind, und Cäcilie, eine noch nicht erbrochene Knospe, ganz Kind war. Louise hatte etwas Anziehendes und Schwärmerisches, so daß wohl eine tiefere Neigung für sie hätte entstehen können, wäre ich nicht verlobt gewesen. Dies hatte ich aber bereits am ersten Tage meines Dortseins erzählt, und so blieb es ein reines Freundschaftsverhältniß, welches die ganze Familie theilte. Auguste kam eines Abends in die Stube gehüpft und sagte: „Ach, wie ist die Luft so warm und weich!" Darauf erwiederte ich, ans Improvisiren gewöhnt:

Warm und weich sei stets Dein Mädchenherz;
Warm bei Andrer Freuden, weich im Schmerz:
Sieh, dann gleichst Du jenen Frühlingswinden,
Die uns Paradiesesglück verkünden.
Warm und weich — sei stets Dein Losungswort —
Und beglückt gehst Du durch's Leben fort!

Als Auguste einmal sehr betrübt war, denn sie hatte damals Neigung zur Schwermuth, schenkte ich ihr ein sogenanntes Schiff; das war ein versiegeltes Päckchen, welches sie nur öffnen sollte, wenn ein großer Schmerz sie niederdrückte. Sie hat dies nach etwa 6—8 Jahren gethan und fand ein Trostlied darin, welches sie erquickt und erhoben hat.

Als ich, bereits nach 5 Monaten, nach Magdeburg versetzt wurde, schrieb ich der Louise, ohne zu wähnen, daß sie nach $\frac{3}{4}$ Jahren schon unterm kalten Rasen schlummern würde, doch wohl ahnungsvoll, folgenden Vers ins Album:

Wenn unsre Wege heut sich scheiden —
Sie führen all nach einem Port;
Und wenn im Leben wir uns meiden,
Vereinigt uns der Zukunftsort:
Drum laß im bunten Erdenleben
Uns nur nach einem Ziele streben!
Das Ziel ist hoch, der Weg ist steil;
Doch droben lacht uns ew'ges Heil!

In Halberstadt hatte der Domplatz, namentlich aber die Liebfrauenkirche viel Poetisches für mich, denn an der letzteren hängt ja bis zum heutigen Tage das alte verrostete Ritterschwert an einer eisernen Kette, in der Chronik und vom Volke „das blutende Schwert" genannt, welches ich mit seiner Legende bereits in Erfurt besungen hatte. Hier wurde jenes Gedicht nun besonders abgedruckt und zum Besten der vom damaligen Oberlandesgerichtsrath Augustin errichteten Kleinkinder=Bewahranstalt herausgegeben. Oft ging ich Abends, wenn ich von der Familie Lautsch kam, die auch am Domplatze wohnte, noch einmal um die Liebfrauenkirche, um das blutende Schwert, den Zeugen jener blutigen That, noch einmal zu sehen, welches stets eine poetische Stimmung in mir erweckte. Eines Abends, als ich von dort aus den majestätischen Dom durch den dahinterstehenden Mond erleuchtet sah, entstand das Gedicht: „Teufelsspruch".

Mit diesem Gedichte erlebte ich später in Berlin einen Spaß, den ich kaum glauben würde, wenn ich ihn nicht selbst erlebt hätte. Dasselbe wurde nämlich in einer kleinen poetischen Broschüre zum Besten armer Studirender im Jahre 1839 abgedruckt und sollte im Universitäts=Gebäude verkauft werden. Eines Tages werde ich zum Rector Magnificus beschieden, welches damals der berühmte Johannes Müller war. Derselbe sagte mir, „er könne nicht gestatten, daß diese Broschüre dort verkauft würde"; als ich nun bescheiden fragte: weshalb eigentlich, da dieselbe doch von der Censur das Imprimatur empfangen hätte, schlug er den Vers auf, der da schließt:

Der Teufel lügt,
Der Teufel trügt,
Das ist sein Amt — und der Herr verfügt!

und meinte, damit wäre doch sicherlich der Bischof Droste Vischering in Cöln gemeint, weil der König von Preußen

eine Verfügung gegen ihn erlassen hätte. — Fast war ich starr vor Erstaunen, konnte mich aber des Lachens nicht enthalten, und betheuerte, daß ich nicht an jenen Herrn gedacht hätte, was mir jedoch nichts weiter half. Erklären kann man sich jene Aeußerung nur dadurch, daß J. Müller Katholik war und ihn die Sache des Bischofs beschäftigt haben mochte; in jedem Falle aber bleibt diese Deutung Jedem, der das Gedicht gelesen hat, doch ein unerklärliches Räthsel.

Im Gleim'schen Saale, welcher der literarischen Gesellschaft angehörte, hielt ich noch eine öffentliche Vorlesung meines eben vollendeten dramatischen Gedichts: „das Galgenmännlein", wobei folgendes sonderbare Zusammentreffen vorkam. Als nämlich im Buche: „Glockengeläut" angegeben war, worauf sich die folgenden Worte bezogen, läutete es gerade auf den Thürmen Halberstadts, und in dem Augenblicke, als ich las:

„O schweigt ihr Glocken! Euer voller Ton
Weckt die Erinn'rung wunderseel'ger Tage ꝛc."

hörte das Geläut plötzlich auf, so daß es den Zuhörern auffallen mußte, als ob es verabredet gewesen wäre.

Zwölfter Abschnitt.

Magdeburg. Das Weiße Roß. Curiosum.

Zum 1. October 1837 war ich nach Magdeburg beordert, wo ich bei der Expedition des Ober-Postsecretairs Hildebrandt assistirte. Kaum dort angekommen, so vernahm ich, daß von der großen Cholera-Epidemie 7 Waisen, meist noch kleine Kinder, der Stadt zur Last gefallen wären, für die gesammelt wurde. Ich dachte darüber nach, ob ich nicht zum Besten derselben Etwas veranstalten könnte, als ich eben vom Posthause aus den Breiten Weg hinaufschlenderte und zufällig auf dem einen Hause ein in Lebensgröße gemeißel-

tes weißes Roß gewahrte. Ich stand gerade schräg gegenüber an einem Buchbinderladen und fragte die rothwangige Tochter, welche in der Ladenthür stand: was das zu bedeuten habe. Diese erzählte mir in kurzen Umrissen die Geschichte von der Gräfin v. d. Asseburg und der Entstehung dieses Denkmals aus dem Mittelalter. Ich ging weiter und ehe ich das Ende der Straße erreicht hatte, war das Gedicht: „Das weiße Roß" vollendet, welches beginnt:

Hoch an dem breiten Wege,
Zu Magdeburg, der Stadt,
Da steht ein Roß gemeißelt,
Das Viel gesehen hat.
Es steht viel lange Jahre
Bei Regen, Sturm und Wind,
Daß ihm die grauen Haare
Schneeweiß geworden sind.

In 15 solchen Strophen wird nun die Geschichte im Volkstone erzählt, so daß dieses Gedicht zu jener Zeit nicht bloß von der Schuljugend, sondern auch von vielen Anderen auswendig gelernt und mit nicht geringem Pathos declamirt wurde.

So hatte ich denn gleich Etwas für die 7 Waisenkinder; ich ließ dieses Gedicht mit großen Lettern mit noch einigen anderen abdrucken, so daß ein Bogen gefüllt wurde, als Titelbild eine Lithographie des betreffenden Hauses mit dem weißen Roß, und gab es zum Besten jener Cholera-Waisen heraus. Dasselbe fand so freundliche Aufnahme, daß in 6 Wochen 4 Auflagen gedruckt werden mußten und circa 300 Thaler zusammenkamen, die der damalige Stadtrath, jetzige Geheime Regierungsrath Behrends übernahm und verwaltete, so daß jedes Kind, wie er mir später schrieb, bei seinem Eintritt ins bürgerliche Leben eine kleine Ausstattung davon erhalten hat, weil das Geld sich im Laufe der Jahre vermehrt hatte.

Eines Mannes muß ich noch gedenken, des Königl. Ober-Landesgerichts-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel, dessen Bekanntschaft ich machte, und der mir das Manuscript eines Gedichtes zum Geschenk machte, welches ich nicht unterlassen kann hier mitzutheilen. Der ihm befreundete Bischof Dräseke, jener berühmte Kanzelredner, hatte zum zweiten Male eine erwachsene Tochter verloren, und Tags darauf dichtete der bereits ergraute Manteuffel folgendes Trostgedicht und sandte es dem niedergebeugten Vater:

Hochwürd'ger Freund! Schon wieder
Erschien der Genius
Mit Engel-Lichtgefieder
Und Engel-Gruß und Kuß. —
Wo ist er hergekommen?
Von da, wo Engel sind.
Wen hat er mitgenommen?
Ein himmelreifes Kind.
Wo hat er's hingetragen?
Ins große Vaterhaus.
Was wird der Vater sagen?
„Komm' Kind, und ruhe aus!
„Ruh' aus in Vaterarmen,
„Am Herzen, das Dich liebt,
„Und das Dir voll Erbarmen
„Die wahre Ruhe giebt."
Und 's Kind — was sagt das Kind? —
Es betet leis' und lind,
Die Kniee will's umfassen
Des Vaters, und es spricht:
„O Herr! die ich verlassen —
„Verlasse Du sie nicht!"

Diesem ernsten, schönen Gedicht mag noch ein Curiosum aus dem Postleben folgen. Ein schwärzlich aussehender, gern umherbummelnder Post-Secretair hatte auf einige Wochen Urlaub nach Stettin erhalten und ich versah theilweise seine Geschäfte. Als er nun in 3, 4, ja in 6 Wochen noch nicht zurückgekehrt war, erließ ich (wie bei

einem fehlenden Packete) einen sogenannten Laufzettel, der den Begleit-Papieren einer Fahrpost beigelegt, und von Station zu Station gelesen werden mußte. Er lautete so:

Laufzettel nach Stettin

wegen eines abhanden gekommenen Post-Secretairs, signirt: Gänt. — rich. (Sein wirklicher Name etwas verändert.) 119 Pfund schwer.

Sah't Ihr uns'ren Gäntrich nicht,
Lieben, guten Leute?
Mit dem schwärzlichen Gesicht?
Einst der Raben Beute!
Hastig rutscht' er uns davon —
Sind beinah 6 Wochen schon!

Seht Ihr ihn am Wege stehn,
Oder auf der Brücke,
Auch wohl gar spazieren gehn, —
Treibt ihn gleich zurücke!
Hier ist gar zu viel zu thun,
Und Er will die Hände ruhn!

Die dritte Expedition,
Die lauert seit 3 Wochen schon.

Diesen von mir unterschriebenen Laufzettel in Versen schickte ich wirklich ab, erfuhr aber später, daß er im Hof-Post-Amte zu Berlin, nachdem er zum Gaudium Aller circulirt hatte, ad acta gelegt worden war.

Merkwürdig war es mir, daß er, den ich im Scherze, oder nur des Reimes wegen „der Raben Beute" genannt hatte, später wegen Veruntreuungen cassirt wurde.

Nachdem ich noch manche angenehme Bekanntschaft gemacht und manchen heitern Abend im Kreise literarischer Freunde verlebt hatte, wurde ich schon nach 2½ Monaten, Mitte December 1837, nach Merseburg berufen, um als Commissar die dortige Registratur umzuarbeiten und zu ordnen.

Dreizehnter Abschnitt.

Merseburg.

In Merseburg hatte ich eine sehr angenehme amtliche Stellung, denn ich war bei Einrichtung der neuen Registratur ganz mein eigner Herr und brauchte täglich nur ungefähr bis 6 Uhr Abends im Amte zu sein. Das kam mir in gesellschaftlicher Beziehung sehr zu statten, denn ich fand Jugendbekannte meiner Eltern in Merseburg. Es war der Vice-Präsident der Königl. Regierung, Namens Krüger nebst Frau aus Stettin, die mich als kleinen Jungen gekannt hatten, und mich sehr freundlich aufnahmen, mich auch einluden, sie jeden Abend zu besuchen, wenn ich nichts Anderes vorhätte. Dies nahm ich auch an, und als bei Gelegenheit des Besuchs des damaligen Ober-Präsidenten der Provinz, des Grafen Stolberg, eine große Abend-Gesellschaft stattfand, wurde ich zum Maître de plaisir ernannt und führte, als die Jugend sich absonderte, das Wort: „Wachsfiguren-Cabinet" auf, indem Damen und Herren irgend eine historische Person vorstellten und ich, nachdem Alles geordnet war, im Bänkelsänger-Tone zu erklären begann. Bald eilte die ganze Gesellschaft herbei und ich bemerkte den Grafen Stolberg ganz in der Nähe. Das schüchterte mich aber nicht ein, vielmehr bekam mein Witz neuen Zufluß, denn ich war an jenem Abend ganz dazu aufgelegt; und als meine Vorstellung zu Ende war, drückte mir der Graf die Hand und bezeugte mir sein Wohlgefallen, welchem Beispiele noch viele Andere folgten und mich baten, sie doch auch zu besuchen. So war ich in dem Kreise sämmtlicher höherer Regierungsbeamten eingeführt und keine Woche verging, wo nicht 2 oder 3 größere Gesellschaften waren, zu denen ich regelmäßig eingeladen wurde, und so einen angenehmen Winter verbrachte.

Eine der Damen, Frl. Marie Sch., welche im Wachsfiguren-Cabinet die Jungfrau von Orleans darstellte, sah in dem blitzenden Helme und bei der eigenthümlichen Beleuchtung so auffallend schön aus, daß lange davon die Rede war, und ich noch an demselben Abende diesen Gefühlen in folgendem Gedichte Ausdruck gab:

Wie ich im Helme jüngst Dich sah,
Und mit dem Schwerte in der Hand —
Da traten mir die Thränen nah,
Daß kaum mein Herz ich überwand.

Denn Du erschienst mir wie die Reine,
Die Herrliche, wie Du so schön,
Ich glaubte schon, im Himmelsscheine
Säh ich die Heil'ge vor mir stehn.

Aus Deinem Auge brachen Strahlen,
Aus Deinen Blicken sprach ein Geist —
O könnten Erdenpinsel malen,
Was hehr und mild, was göttlich heißt!

Leb wohl! soll ich Dich nicht mehr sehen —
O, so umschwebt mich doch Dein Bild,
Das wird im Traume vor mir stehen,
So hoch und hehr, so rein und mild!

Vierzehnter Abschnitt.

Dresden. Ludwig Tieck. Tiedge. Sixtina.

Von Merseburg wurde ich am 31. März 1838 nach Berlin in die General-Post-Amts-Calculatur beordert, nahm meinen Weg jedoch über Dresden, um Ludwig Tieck und Tiedge zu besuchen. Nach dem Ersteren sehnte ich mich, weil ich viel von seinem ausgezeichneten Vorlesen gehört hatte und auch etwas davon zu lernen hoffte. Derselbe nahm mich als seinen Landsmann sehr freundlich auf, und

lud mich zum Thee ein. Da versammelten sich denn Notabilitäten aller Art, Tieck setzte sich an einen kleinen Tisch, und las an jenem Abende „den zerbrochenen Krug von Kleist". Sein Lesen war so schön, daß jedem Zuhörer die Handlung lebendig vor Augen stand, noch klarer und deutlicher, als wenn er sie auf der Bühne sähe, weil beim Lesen manche, bei der Ausführung vorkommende, kleine Störungen wegfallen und der Geist ungestört folgen kann. Am nächsten Abend wurde Richard III. von Shakespeare gelesen, und hierbei hatte ich Gelegenheit, Tieck's höchste Meisterschaft zu bewundern, die in dieser Art sobald nicht wieder erreicht werden wird. Viel lernte ich an diesen beiden Abenden, da ich selbst oft und viel dramatische Gedichte vorgelesen hatte, jetzt aber erst von dem größten Meister die Weihe empfing.

Zum Abschiede schrieb Tieck mir in mein Album:

> Sich selber treu sein — von wie Wenigen kann man sagen, daß sie diese Aufgabe des Lebens gelöst!
>
> Dresden, im April 1838. — Zum Andenken an Ludwig Tieck.

Der Besuch bei Tiedge war ein sehr gemüthlicher. Der Sänger der „Urania" mit schneeweißen Haaren und gebückt, segnete jeden kommenden Kunstjünger und sprach ihm Muth zu, so auch mir, und schrieb mir zum Abschied ins Album:

> Selber gut sein und das Schlimme dulden:
> Darin liegt ein hoher Selbstgenuß;
> Was die Welt uns nehmen kann, sind Schulden,
> Die man doch einmal bezahlen muß.
>
> Dresden, im April 1838. — C. A. Tiedge.

Die übrige freie Zeit in Dresden benutzte ich, so viel wie möglich, die Natur- und Kunstschätze dieser Stadt kennen zu lernen. Zu den ersteren gehört unstreitig die Brühl'sche Terrasse, steil über dem linken Elbufer sich erhebend, abgeschlossen mit dem wirklichen „Belvedere", von wo aus man rechts in die Sächsische Schweiz hineinblickt, links den Blick auf den schönsten Theil von Dresden und den Elbstrom mit der großartigen Brücke hat, die nie von Menschen leer wird, sondern auf der es fortwährend hin und her wogt. In der Mitte derselben erhob sich das haushohe metallene Crucifix, welches Abends in der Gluth der untergehenden Sonne erglänzte; später ist es bei einem Hochwasser mit dem Brückenpfeiler in die Tiefe gestürzt und bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden.

Die bedeutendsten Kunstschätze fand ich im „Grünen Gewölbe" und in der weltberühmten Bildergallerie. Wenn auch Correggio's heilige Nacht und büßende Magdalena den Blick des Beschauers mit wunderbarem Zauber fesselt, wenn endlich Raphaels Madonna della sedia jedes Menschenherz entzückt, wie die süßeste menschliche Empfindung, die Mutterliebe, hier ihren Triumph feiert, so bleiben Einem doch noch ganz andere Wonnen aufbehalten, wenn man zu dem einzig schönen Bilde Raphael's tritt, der sogenannten „Sixtinischen Madonna". Worte versagen, beschreiben zu können, was der Meister mit seinem Pinsel ausgedrückt hat. Nicht die vollendete Schönheit ist es, die Einem von der sonst schlicht gezeichneten Jungfrau bewältigend entgegenstrahlt, nein es ist die Tiefe des Ausdrucks, der in ihren Zügen lebt. Die höchste Mutterwonne, vereinigt mit dem tiefsten, aber seligsten Schmerz, malt sich auf ihrem Angesicht, als ob in diesem seligen Augenblicke, wo sie den Weltenheiland in ihre Arme schließt, auch die ganze Zukunft mit Verfolgung, Schmach und Kreuz vor ihrer Seele aufgerollt läge. Eine ähnliche Tiefe des

Ausdrucks trägt das Christuskind in seinen Zügen, welches fast ganz wieder als Kind erscheint, und von dem Mutterarme in die damals verlassene Welt hineinschaut, der es Licht und Leben wiederbringen sollte. Nicht vergessen darf ich ein Wort über die beiden Engelsköpfe zu sagen, die am untersten Rande des Bildes in Wolken schweben und mit einem Liebreiz emporblicken, wie er wohl nur einmal von Künstlerhand wiedergegeben ist, was auch nur ein Raphael vermochte.

Ich hatte damals noch das Glück, das Bild frei von jeder Bedeckung zu sehen, während man jetzt ein Glas darüber gelegt hat, um es vor dem Lufteinflusse zu bewahren.

Im Jahre 1863 entstand während des Anschauens des Meisterwerkes folgendes Gedicht, welches ich sogleich in meine Brieftasche niederschrieb:

O heil'ge Himmelskönigin!
Wie blickt dein Aug' voll Wonn' und Schmerz!
Auf Ihn gerichtet ist dein Sinn,
Den du voll Liebe drückst ans Herz!

Du ahnst in deiner Seele Grund
Die ganze hohe Seligkeit,
Die uns erschließt der neue Bund,
Beglückend uns in Ewigkeit!

Doch auch durchzuckt dein Aug' der Schmerz,
Der einst die Seel' durchbohren soll:
Drum schaut ergriffen dich mein Herz
Voll Wonne — und doch wehmuthsvoll!

Funfzehnter Abschnitt.

Stettin. Elisabeth. Dr. Carl Löwe. Nothlüge.

So erquickt und gestärkt verließ ich Dresden und reiste nach Berlin, wo eine Anstellung in der Geheimen Post-Calculatur meiner wartete, die gerade nicht meinen Wünschen entsprach, mich aber doch vorwärts bringen sollte. Erst kurze Zeit war ich in Berlin, als ich die persönliche Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. machte. In Merseburg nämlich hatte ich bei Gelegenheit der Errichtung eines Denkmals für Gustav Adolph bei Lützen eine kleine Broschüre darüber zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalt herausgegeben, in welcher ich das „Feldliedlein" Gustav Adolphs aufgenommen hatte. Es ist das jetzt ziemlich bekannte Lied,: „Verzage nicht, o Häuflein klein!" welches ein Geistlicher zu jener Zeit gedichtet hatte und Gustav Adolph in der Regel vor jeder Schlacht singen ließ. Dies Lied war dem Kronprinzen, der sich für all Dergleichen lebhaft interessirte, zu Gesicht gekommen, und er wünschte mich zu sprechen. Ich wurde durch den Kammerdiener Haase gemeldet und der hohe Herr war äußerst leutselig gegen mich und erkundigte sich, wo ich das Lied gefunden hätte ꝛc. Derselbe erlaubte mir zugleich, wieder zu ihm kommen zu dürfen und ihm literarische Productionen vorzulegen. Für die Zukunft war dies von großem Einfluß für mich.

Nicht lange arbeitete ich für jetzt in Berlin, denn schon im Mai 1838 wurde ich zur Stellvertretung nach Stettin beordert, worüber ich mich sehr freute, da ich dort viele alte Bekannte wiederzusehen hoffte. Stettin, Arthursberg und Züllchow waren ja die Tummelplätze meiner Kinderjahre gewesen; in Stettin hatte ich zuerst die Schule und

auch die untersten Classen des Gymnasiums besucht, dort den ersten tief eingreifenden Religionsunterricht genossen. Die alten Freunde meiner Eltern, meine Lehrer sollte ich wiedersehen! Diese Ahnung, dieses frohe Vorgefühl täuschte mich nicht, ja ich fand auf diese zwar nur kurze Zeit mein Vaterhaus wieder in der Familie des Geh. Regierungsraths, späteren Präsidenten von Mittelstädt. Alexander, mein ältester Jugendfreund, war bereits außer dem Hause als Candidat, Antonie, meine Gespielin, verheirathet. Aber Elisabeth, die Pathe meiner guten Mutter, war noch zu Hause und zu einer blühenden Jungfrau herangereift, die wie eine Schwester mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Die Eltern von seltener Herzensgüte, doch einseitiger religiöser Richtung, hatten es für gut gefunden, den Kindern jede nicht religiöse Lectüre abzuschneiden, was zur Folge gehabt hatte, daß z. B. Elisabeth auf solche Abwege gerathen war, daß sie Nachts bei der Nachtlampe den Faust gelesen hatte, den sie als 17jähriges Mädchen nicht verstehen konnte, sondern dadurch ihre Phantasie nur überspannte und irreleitete. Da erschien ich, den die Eltern von der Kindheit her liebten und dem sie volles Vertrauen schenkten, und ich erhielt oder usurpirte mir vielmehr zuerst das Recht, literarische Productionen mitzubringen und vorzulesen. Diese fanden so allgemeinen Anklang in der Familie, daß die Eltern selbst eines Abends zuhörten, als ich „das Leben ein Traum" von Calderon in der noch nicht übertroffenen Bearbeitung von Zahlhas vorlas. Sie fanden es sogar schön und sahen stillschweigend ein, daß es, außer Bibel und Gesangbuch, auch noch Großes und Erhabenes gäbe, was die Seele veredelt und hinauf lenkt zu dem Schöpfer aller dieser Herrlichkeit. Jeder kann leicht denken, mit welcher kindlichen Liebe Elisabeth an mir hing, da ich ihr eigentlich den Eintritt in die schöne Literatur geöffnet hatte, aus der ein so reiches Gemüth und ein so

strebender Geist schöpfen wollte, und dem sie sonst verschlossen geblieben wäre. Es bildete sich das reinste und schönste Freundschaftsbündniß, wie es etwa in den Strophen ausgedrückt ist, die ich ihr am 11. Mai 1838 ins Album schrieb:

Was ist es, was so sehr an Menschen fesselt?
Und sie uns ewig werth und theuer macht? —
Es ist der Geist, der aus dem Antlitz lächelt,
Der Engel, der im treuen Auge wacht.
Es ist das Schweigen aller ird'schen Triebe,
Ein heiliges Gefühl — von Gott gesandt:
Im Himmel nennt man's hehre Engelsliebe,
Auf Erden wird es Freundschaft oft genannt.

Auch spricht sich das Verhältniß deutlich in dem Verse aus, den ich im Juni an Elisabeth richtete, die sich wirklich von mir führen und leiten ließ, wie ich es für gut hielt.

Reiche mir die Schwesterhand,
Laß dich sanft und sicher leiten;
Stets den Blick empor gewandt,
Können wir nicht strauchelnd gleiten.
Ach es ist so schön,
Wo die Seelen sich verstehn,
Immer Hand in Hand zu gehn!

Als Elisabeth eines Tages über irgend Etwas sehr aufgeregt war und sich leidenschaftlich darüber äußerte, rief ich ihr entgegen:

Mäßigung im Thun und Wollen,
Im Verschmähn und Beifallzollen;
Mäßigung in Schmerz und Klagen,
Selbst im Dulden und Entsagen;
Mäßigung im Thun und Denken,
Im Behaupten, wie im Streiten —
Wird Dir frohe Tage schenken,
Glücklich Leben Dir bereiten!

Einen sehr glücklichen Tag bereitete mir die alte Freundin meiner Mutter, die Geheimräthin Tilebein in Züllchow bei Stettin, deren schon früher gedacht ist, am 1. Juni

(1838), meinem 25sten Geburtstage. Sie hatte mich mit der ganzen v. Mittelstädt'schen Familie auf ihren Landsitz eingeladen, wohin wir schon am Vormittage in einem großen Miethswagen fuhren. Da mein Geburtstag von Kindheit an gefeiert worden war, so hatte es besonderen Werth für mich, hauptsächlich deshalb, weil ich seit vielen Jahren nicht mehr den Tummelplatz meiner Kinderjahre gesehen hatte. Noch vor Tische wallfahrteten wir Alle hinüber nach dem ehemaligen Besitzthum meiner Eltern, in welchem sich jetzt die Anstalt für verwahrloste Kinder befand, und es entstand ein Gemisch von Wehmuth und Freude in mir, die alten Plätze wieder aufzusuchen, wo ich so glücklich gewesen war.

Nach dem heitern Mahle durchstreiften wir den Tilebein=schen Park, wie in der Kinderzeit, und ich suchte jeden Platz auf, an den sich eine Erinnerung knüpfte. Als wir eine kleine Anhöhe erstiegen und die sinkende Sonne sahen, rief ich tief ergriffen und begeistert Folgendes aus, welches als Improvisation augenblicklich entstand:

O Sonne, stehe still! und weile länger,
Um länger mich, den Glücklichen, zu sehn;
Doch nein, mir würde bang und immer bänger —
Denn einmal muß es doch zu Ende gehn.

Drum eile fort im rastlos schnellen Lauf;
Und siehst Du mich in fünfundzwanzig Jahren,
So komm' ich freudig selbst zu Dir hinauf —
Ein Jünglingsgreis mit silberweißen Haaren.

O laß mich dann in Deinen Strahlen wohnen!
Dort frag' ich nichts nach Ehr' und Lorbeerkranz —
Dort giebt es diamantne Sternenkronen,
Die ewig leuchten, wie des Himmels Glanz!

Die nähere Beschreibung dieses für mich so glücklichen Tages verzeichnete ich in meinem Tagebuche, welches mir jetzt jedoch nicht zur Hand ist.

Auch beim Musikdirector Dr. Löwe fand ich sehr freundliche Aufnahme, und als ich am 5. Mai, dem Todestage Napoleon's, veranlaßt durch die Kanonen-Salven bei Ankunft der Kaiserin von Rußland, an meinem Posttische das Gedicht „der V. Mai" entworfen hatte und des Abends zu Löwe brachte, sagte er: „Das ist schön, mein Arthurchen, dazu werde ich Ihnen eine Melodie machen." Am Morgen des nächsten Tages eilte ich zu ihm, um ihm eine kleine Verbesserung mitzutheilen; doch als ich in sein Zimmer trat, hielt er mir ein Notenblatt entgegen, mit den Worten: „Hier, Arthurchen, da liegen Ihre Königs-Kanonen!" Denn die ganze Begleitung zum Gedichte bestand aus ganzen und halben Noten, die den Donner jener Feuerschlünde darstellten, welche im Gedicht besungen sind. Auch entwarfen wir den Plan zu einer Oper, deren erster Act jedoch nur zu Stande kam, da mein Abgang von Stettin die Sache unterbrach.

Erzählen muß ich noch, wie sich mir einmal das Thor der Festung öffnete, was ich durch raschen Entschluß und Geistesgegenwart bewirkte. Bis 11 Uhr Abends war das Anklamer Thor nur offen, ich aber hatte mich in Züllchow verspätet und kam nach Thoresschluß an, hatte aber vor 12 Uhr die Schnellpost nach Berlin zu expediren, zu welcher Zeit ich nothwendigerweise im Ober-Post-Amte sein mußte. Auf dem Umwege nach dem Berliner Thore konnte ich es nicht mehr erreichen, also faßte ich schnell den Entschluß, zu einer Nothlüge zu greifen, da der Königl. Dienst sonst gefährdet wäre. Ich pochte mit gewaltigen Schlägen ans Festungs-Thor, und auf den Ruf der Schildwache: „Werda!" sagte ich mit festem Tone: Ich wünsche den wachthabenden Unteroffizier zu sprechen!; als dieser mit der Frage erschien: Was wünschen Sie? erwiederte ich fest und laut: „Ich bin der Postsecretair Lutze, habe eine Depesche zu Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin ge-

bracht (dieselbe wohnte vor dem Thore), und bitte um Einlaß, da ich die Berliner Post noch zu expediren habe." Dies wurde dem wachthabenden Offizier gemeldet, und bald darauf klirrte der mächtige Riegel und ich war im Thore und bald darauf an meinem Post-Expeditions-Tisch, was ich jedoch unter keinen Umständen auf anderem Wege hätte erreichen können.

Noch längere Zeit nach meinem Abgange von Stettin correspondirte ich mit Elisabeth, und sie theilte mir Alles mit, wie ein Kind ihrer Mutter, und ich rieth ihr und tröstete sie, so gut ich konnte; doch nachdem sie zu Verwandten gereist war, wo das Schreiben Schwierigkeiten fand, und ich versetzt wurde, schlief der Briefwechsel nach und nach ein, sie verheirathete sich mit einem Prediger und starb nach dem ersten Wochenbette unter unsäglichen Schmerzen. (Auch ein Opfer der alten Schule!)

Sechszehnter Abschnitt.

Berlin. Geh. Calculatur. Erster Hausstand.

In Berlin saß ich wieder in der Geh. Post-Calculatur und sollte weiter addiren, vom Morgen bis Abend addiren; doch das behagte mir nicht, und obgleich der damalige Geheimrath Schmückert zu mir sagte: „mein Kind, der Mensch kann, was er will! Wenn Du 5 Jahre gerechnet hast, so kommst Du ins Geheime Secretariat und kannst Postrath werden!", so machte ich meinem gequälten Herzen in einigen Gedichten an den General-Postmeister Nagler Luft, und als das nicht half, so bat ich ihn direct, mich von der Qual des Rechnens zu erlösen, da es meiner Natur durchaus nicht zusage und ich jede andere Beschäf-

tigung lieber übernehmen wolle. Ich begleitete meine Eingabe, zum Beweise, wie das trockne Rechnen mir zuwider wäre, mit folgendem Gedichte:

Soll ich dereinst im Höllenpfuhle schmachten —
Davor mich wolle Gott der Herr bewahren —
So brauch' ich nicht der Strafen mehr zu achten,
Die dort entsetzen die verdammten Scharen.

Ich werde nicht vor Höllenglut erschrecken,
Noch vor des Feuerstrudels mächt'gem Schäumen;
Mag meinen Leib ein Trümmermeer bedecken —
Ich werde doch von ärgern Qualen träumen.

Nur dann, ja dann werd' zitternd ich erbeben:
Wenn trockner Zahlen ungeheure Menge
Mich, wie Phantome, neckend rings umschweben
Und treiben mich, den Flücht'gen, in die Enge.

Die werden teuflisch ewig dann mich jagen,
Bis ich verzweifelt muß zu Boden stürzen. — —
O Herr des Himmels, ende meine Plagen!
Nur Du allein kannst meine Leiden kürzen!

Erhörung fand meine Bitte, wenn auch nicht, wie ich es gewünscht hatte; denn ich wurde nicht ins Geheime Secretariat des General-Postamts, sondern in die Geheime Canzlei versetzt, mit dem Bedeuten, daß ich bei erster Gelegenheit wieder in die Provinz kommen sollte, und diese Beschäftigung nur vorübergehend wäre. Ich dankte aber Gott, von den trocknen Zahlen erlöst zu sein, nicht bloß, weil das Rechnen mir unangenehm, sondern weil es mir unmöglich war, in diesem Zweige meine Pflicht zu erfüllen. Meine Vorgesetzten in der Geheimen Calculatur sahen das selbst ein, und ich kann ihr humanes Benehmen gegen mich nur rühmend anerkennen. Als z. B. einmal eine Super-Revision meiner Post-Karten angeordnet war, nachdem ich erklärt hatte, ich könne diese Arbeit nicht verrichten, fand man die meisten Kartenstöße weiß, während

nämlich beim Revidiren jede einzelne Position mit Rothstift hätte angestrichen werden müssen. Statt mir Vorwürfe zu machen, die ich verdientermaßen erwartete, sagte der Ober-Revisor zu den übrigen Herren mit lächelnder Miene: „Lutze hat weiß revidirt", was zu den heitersten Scherzen Veranlassung gab.

Als ich einige Monate in der Canzlei gearbeitet hatte, erschien im Herbst 1839 meine Versetzung nach Halle an der Saale.

Von Berlin trennte ich mich ungern, erstens, weil es meine Vaterstadt ist, zweitens aber, weil ich in Mitten des literarischen Verkehrs lebte. Dem Dirigenten der Capelle am Königsstädtischen Theater, Gläser, dem Componisten von Adlers Horst, hatte ich einen Opern-Text versprochen, und mir war deshalb freies Theater bewilligt. Ein Gleiches erhielt ich für die Königlichen Schauspiele durch Vermittlung des Hofraths Esperstädt; doch ich machte nicht oft Gebrauch davon, weil der Kreis meiner Verwandten und Freunde zu groß war, und ich fast jeden Abend in irgend einem Familienzirkel verbrachte.

Ehe ich daran dachte, Berlin zu verlassen, versuchte ich es, wie billig man dort leben könne, da ich immer schon meine Verheirathung vor Augen hatte. Ich miethete mir deshalb eine kleine Wohnung in der Heiligen Geiststraße, unterm Dache, möblirte dieselbe dürftig aus und nahm mir ein kleines Mädchen zur Aufwartung an, die mir von Verwandten empfohlen wurde. Das Kochen besorgte ich selbst. Es war höchst einfach, wie ich es stets am meisten liebte. Um 8 Uhr ließ ich einen Topf mit 1 Pfund Fleisch und Wasser in den Ofen stellen, that etwa um 11 Uhr Graupen hinein, um ½1 Uhr einige geschälte Kartoffeln und um 1 Uhr schüttete ich das Ganze in eine dazu bestimmte neue Waschschüssel. Dies theilte ich mit meiner Aufwärterin, die nach meiner Anleitung das Kochen lernte, wozu

ich in der ersten Zeit den Rath von Hausfrauen einholte. An einem andern Tage ließ ich mir nur Salz-Kartoffeln kochen und eine Karbonade dazu braten, dann geriebene Kartoffeln und eine Bratwurst dazu. Diese drei Gerichte wechselten stets von Neuem ab, und ich befand mich recht wohl dabei. So kam ich mit 13 Thalern monatlich für meine Wirthschaft aus, was ganz genau angeschrieben wurde, und suchte mit andern Hausfrauen in Betreff der Billigkeit zu rivalisiren.

In einer Nacht brach ich mit der Bettstelle ein, da ich Alles sehr billig gekauft hatte, weil ich auch in Berlin nie mehr wie 25 Sgr. Diäten gehabt habe. Da nun die Einlage-Bretter auch an der Erde ganz gut und sicher lagen, und ich stets auf einer Matratze geschlafen hatte, so ließ ich Alles ganz ruhig auf der Erde liegen und hielt es für unnütz, den Tischler deshalb kommen zu lassen, so daß ich bis zu meinem Abgange von Berlin an der Erde schlief.

In dieser Situation entstand eines Morgens im Halbschlaf auf sonderbare Weise ein Gedicht, welches ich stets zu einem meiner besten gerechnet habe, wenigstens an poetischem Gehalt. Die kleine Aufwärterin wollte Feuer machen, während ich stets, ohne davon zu erwachen, schlief. Da höre ich rufen: „Herr Post-Secretair!" Ich blinzle mit den Augen, und während sie sagt, „da habe ich mich bei das infamige Holz in den Finger geschnitten", sehe ich den blutenden Finger, schlafe aber sogleich wieder darüber ein. Im Traume oder Halbschlaf ist es mir, als sähe ich Lucretia mit der klaffenden Wunde in der Brust und denke die Worte:

Seht, Tarquin hat sie verlassen,
Und Lucretia scheint zu träumen; u. s. w.

Da fällt im Nebenzimmer Etwas um, ich werde wach, dichte weiter, immer noch mit geschlossenen Augen; doch als ich immer wacher werde, ist das Gedicht fertig; da springe

ich auf und schreibe es nieder. So fand das Gedicht „Lucretia“ in meiner Sammlung seine Entstehung.

Siebzehnter Abschnitt.

Meine erste homöopathische Cur.

Ehe ich Berlin verließ, hatte ich noch Gelegenheit, eine homöopathische Cur zu machen, die erste der Art, die mir eigentlich den Anstoß gab, die Sache ernstlich zu verfolgen. Ich besuchte nämlich meinen Freund, den Prediger Bräunig in Berlin. Er führt mich durch ein Zimmer, um ein Buch zu suchen, welches wir besprochen hatten, da erblicke ich auf dem Sopha das Jammerbild eines weiblichen Wesens, mit hohlen Wangen, hervorgequollenen Augen und einem unbeschreiblichen Schmerzenszug in ihrem Gesicht; ich, theils erschrocken, theils voll Mitleid, frage erstaunt: „wer ist das?“ und er erwiedert, das ist meine arme Frau, die leidet bereits seit ¾ Jahren an so heftigem Gesichtsschmerz, daß sie keine Nacht geschlafen hat. Sogleich frage ich: Hat sie denn noch nicht Homöopathie gebraucht? — nein, erwiederte mein Freund, wir haben drei Geh. Medizinal-Räthe gehabt, doch keiner kann helfen. Ich: wollen Sie nicht einmal Homöopathie versuchen? — Sie: o ich nehme Alles! wenn es mir nur hilft! — Ich: da werde ich Ihnen gleich Etwas holen. — Ich empfahl mich und ging spornstreichs nach der homöopathischen Apotheke in der Jerusalemerstraße. Vor mehreren Jahren nämlich hatte ich bei meiner Cousine Sophia Klaatsch ein homöopathisches Pulver mit der Aufschrift „Spigelia“ liegen sehen. Damals fragte ich sie: wogegen ist das Pulver? — und sie antwortete: gegen Gesichtsschmerz. Dies hatte ich

nicht vergessen, und forderte in der Apotheke für 2 Sgr. Spigelia. Ich erhielt ein kleines Cylinderfläschchen mit weißen Körnchen, hatte aber dergl. noch nie gesehen. Ich gab der Kreuzträgerin 3 Körnchen auf die Zunge und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen. Als ich nach 5 Tagen kam — — war sie geheilt, und hat nie wieder den Schmerz gehabt. Merkwürdig war jedenfalls schon die Heilung an sich, merkwürdiger aber, daß sie mir gelang der ich nur den Namen der neuen Heilkunst kannte, am merkwürdigsten aber, daß das eine Mittel, dessen Namen ich wußte, gerade hier das Specificum war; während 3 berühmte Aerzte der alten Schule den ganzen Arzneischatz vergeblich versucht hatten, und selbst ein erfahrener Homöopath zwischen verschiedenen auf der Wage liegenden Mitteln hätte wählen müssen. Um so deutlicher erblickte ich hierin einen Fingerzeig der Vorsehung, mich dem ärztlichen Berufe zuzuführen.

Zu helfen und zu heilen war von Kind auf meine Lust gewesen. Als kleiner Junge besuchte ich die Böden unter den Dächern, um mir Spinnweben zu sammeln, die ich, in eine Schachtel gedrückt, stets bei mir trug. Sobald sich Jemand in den Finger geschnitten hatte, so verband ich die Wunde, nachdem ich sie abgewaschen hatte, mit Spinnweben, und stets mit bestem Erfolge. Jetzt freilich hat sie die bessere Arnica-Tinctur in Wassermischung verdrängt, weil diese noch schneller und sicherer heilt. Ferner hatte ich fast immer ein Gläschen mit Schwefel-Aether in der Westentasche, und sobald Jemand über Zahnschmerzen klagte, goß ich 1 Tropfen davon auf Watte und steckte es in den hohlen Zahn, was in den meisten Fällen half. Wenn ich jetzt auch mit homöopathischen Mitteln Zahnschmerzen schneller und sicherer heile, so ist es mir doch interessant, daß damals gerade dies Mittel mein Specificum war, da ich jetzt doch mit Schwefel (Sulphur) in 30ster Potenz

die meisten und nachhaltigsten Curen mache und von je her gemacht habe.

Dieser innere Drang, heilen zu wollen, mochte mich auch zu folgendem, etwas kühnem Unternehmen veranlaßt haben. Längere Zeit vor der Heilung der Frau Prediger Bräunig, als ich Abends nach 10 Uhr nach Hause ging, sah ich, wie eine arme Frau mehrmals vergeblich beim Dr. Schubert klingelte, endlich fragte ich sie: was wünschen Sie denn? der Herr Doctor wird wohl nicht zu Hause sein. Sie: „Ach, meine Tochter ist so krank, sie hat so viele Schmerzen, und ich wollte gern noch Hülfe haben!" — Ich: „na, ich werde einmal mitkommen." — Die Frau, höchst erfreut, nahm mich mit, und als ich wohl 4 Treppen gestiegen war, kam ich in einer Dachstube an, wo die Tochter wimmernd im Bette saß. Sie zeigte mir unterm Arm einen bläschenartigen Ausschlag, der sehr schmerzte, ihr alle Ruhe nahm, und sie nicht schlafen ließ. Der Puls ging schnell und das Mädchen hatte große Hitze. Ich hatte dergleichen nie gesehen, verordnete jedoch der Nebenbeschwerden wegen zunächst Zuckerwasser, und fragte, ob sie Fliederthee im Hause hätten. Als dies verneint wurde, bat ich die Mutter, mit mir zu kommen, und gab ihr drei Blumen von meinem Vorrathe, ließ diese mit einem reichlichen Wasseraufguß kochen, um dadurch Schweiß hervorzubringen. Und richtig, Alles hatte geholfen. Am andern Tage sagte mir die Mutter, daß bald Ruhe und Schweiß eingetreten wäre und die Tochter auch gegen Morgen recht schön geschlafen hätte. Der Herr Doctor hätte auch gesagt, meine Verordnungen wären ganz gut gewesen, sie müßten nur noch auf den Ausschlag Bleisalbe legen. Beide hatten mich nämlich für einen Cliniciſten oder jungen Arzt gehalten, da ich mich gar nicht genannt hatte. Merkwürdig ist es nun, daß ich in meiner Einfalt nur Naturgemäßes und Heilendes verordnet hatte, während der gra-

duirte Herr Doctor Naturwidriges und Schädliches verschrieb; denn es war Zona (Gürtelrose, vom Volke „höllisches Feuer“ genannt), die nicht äußerlich mit Salbe behandelt werden darf, sondern nur durch Warmhalten, und innerlich mit Mercur in 30ster Potenz, oder, wenn Fieber dabei ist, mit Acon. und Merc. im Wechsel.

Höchst betrübend war mir der Tod von Adelbert von Chamisso, den ich bei meiner ersten Anwesenheit in Berlin besuchte, und auch einige Briefe von ihm empfangen hatte. In seinem hohen Alter hatte er ein 2tes Gedicht für seine alte betagte Waschfrau gemacht, welches, mit dem ersteren, auf einem besonderen Blatte abgedruckt, zum Besten dieser alten, kranken Frau ausgegeben wurde. Auch ich sammelte schon in Stettin, that selbst mein Scherflein hinzu und und wollte es dem Dichtergreise mit einer poetischen Epistel überreichen. Alles lag fertig auf meinem Pulte, doch ich fand nicht recht Zeit, es hinzubringen, und ließ es so etwa 14 Tage liegen. Da durchfliegt am 21. Aug. 1838 die Stadt die Kunde, daß der Dichtergreis früh 8 Uhr zu einem bessern Sein sanft entschlummert ist. Wie schmerzlich mich dies berührte, kann ich kaum beschreiben, und ich nahm mir fest vor, künftig dergl. nicht aufzuschieben. Ich brachte nun meine kleine Sammlung zu Varnhagen von Ense, einem Nachbar Chamisso's, der mich in des Dichters Wohnung führte, wo ich dessen Kinder kennen lernte und ihnen den gesammelten Beitrag für die arme Waschfrau überreichte.

Einer Lieblingsbeschäftigung muß ich noch gedenken, die ich in Berlin hatte, und die mir den Abgang aus dieser Stadt nicht ganz leicht machte. Es war eine Unterrichtsstunde in Deutscher Literatur und dem Vortrage von Dichtungen in der damals sehr blühenden und von der vornehmen Welt sehr gesuchten Pensions-Anstalt von Fräulein

Caroline Weiß. Ich war derselben wegen meines Vorlesens empfohlen worden, und als ich eine Probe davon abgelegt hatte, forderte sie mich auf, dies wöchentlich einige Male zu wiederholen, und eine Art Unterricht für die jungen Damen daran zu knüpfen, die meist alle in dem Alter von 14 bis 17 Jahren waren. Es war dies deshalb eine höchst angenehme Stellung, weil ich die aufmerksamsten Schülerinnen hatte, und der Gegenstand so sehr interessirte, daß ich stets gern gesehen wurde. Eines Abends hatte man mich nicht mehr erwartet und die jungen Damen hatten sich von ihrer „Tante" (so wurde Fräul. Weiß von Allen genannt), die Erlaubniß erbeten, früher zu Bette gehen zu dürfen, weil sie den Abend vorher etwas spät getanzt hatten. Kaum hatten sie nun von dem Stubenmädchen erfahren, daß ich noch gekommen wäre, so schickten sie eine der kleineren Mitschülerinnen, welche ganz leise und verschämt bestellte: „Liebe Tante, wir sind noch gar nicht müde, dürfen wir wohl wieder hereinkommen?" — Bei meinem Abgange schenkte mir Fräul. Weiß nicht bloß Rückerts sämmtliche Gedichte in 6 Bänden, sondern legte einige Rollen mit soviel Thalern auf den Tisch, wie ich Stunden gegeben hatte, die ich nur ungern annahm, mir aber doch von der freundlichen Geberin eine sehr angenehme Unterstützung waren, da ich von meinen 25 Sgr. Diäten in Berlin nichts hatte erübrigen können, obschon ich gerade ausgekommen war, weil ich nie etwas gekauft hatte, ohne es sogleich baar zu bezahlen.

Achtzehnter Abschnitt.

Halle. Meine erste Praxis.

Im November 1839 reiste ich nach Halle ab, und trat

meinen Dienst noch im alten Posthause an. In Halle ward mir klar, daß ich zum Heilen berufen sei, doch wie eine Berechtigung dazu erreicht werden könnte, das ahnte ich nicht, dachte auch wenig oder gar nicht daran, weil ich gewohnt war, mich führen zu lassen, da ich schon an mir selbst erfahren hatte, daß der Mensch am besten vorwärts kommt, wenn er seinen Willen dem Willen des Höchsten unterordnet, und willig folgt, wo Der ihn hinführt.

Kaum war ich 14 Tage in Halle, so pocht es an meine Thür, und auf das Wort „herein!" tritt ein junges blasses Mädchen ein, die mir erzählt, sie wäre seit ¾ Jahren krank, und käme soeben aus Berlin, da 3 Aerzte sie dort nicht hätten heilen können, weil ich aber die Frau Pastor Bräunig so schnell geheilt hätte, so würde ich sie gewiß auch heilen können. Auf die Frage, was ihr fehle, sagt sie mir, ihre Regeln wären seit ¾ Jahren nach einer heftigen Erkältung ausgeblieben, und seitdem könne sie weder arbeiten noch essen, Alles werde ihr schwer und sie könne nur mit Mühe von einem Orte zum andern gehen. Das waren mir böhmische Dörfer, denn ich hatte mich niemals um dergl. Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts gekümmert und zufällig nie den Namen davon gehört. Jetzt kann ich darüber lachen, in welcher Verlegenheit ich mich damals befand; denn mit der ehrbarsten Miene griff ich zu Hering's Hausarzt, den ich kurz zuvor mit einer Homöopathischen Apotheke vom Dr. Rath aus Nordhausen erhalten hatte, und glücklicherweise fand ich das Capitel im Register, schlug nach, und verordnete Pulsatilla x., welches ich dem jungen Mädchen sogleich überreichte, ihr den Caffee, Saures 2c. verbot, und sie bat, nach 4 oder 5 Tagen wiederzukommen, da sie mir mitgetheilt hatte, daß sie hier Verwandte hätte, bei denen sie bis zu ihrer Genesung bleiben wolle. Ich aber schrieb sogleich an den Dr. Rath, und theilte ihm alles Geschehene mit, der mein Mittel appro-

birte und nur noch rieth, falls es nach 14 Tagen noch nicht Erfolg gehabt haben sollte, noch eine Gabe Cocculus x zu geben. Nach 5 Tagen aber hatte das Mädchen bereits ein anderes Aussehen und nach 3 Wochen reiste sie mit rothen Wangen und völlig geheilt nach Berlin zurück. Das war meine erste Cur, die ich mit Hülfe meiner Hausapotheke selbstständig verrichtete.

Nun verging fast kein Tag, wo nicht Kranke zu mir kamen, meist mit Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Halsübeln 2c. und Alles wurde schnell mit wenigen Körnchen curirt. Ein Fall ist mir noch erinnerlich, der mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, und bei welchem ich, weil ich nichts davon in meinem höchst unvollkommnen „Hausarzt" auffinden konnte, ganz meiner eignen Auffassung folgen mußte, und daraus ersah, wie mich auch hier, ebenso wie bei Frau Prediger Bräunig in Berlin, eine Art Divinationsgabe nicht verlassen hatte. Ein 18jähriges Mädchen erzählte mir, daß sie jeden Nachmittag 4 Uhr von einem eigenthümlichen Zufalle heimgesucht würde. Es entstand ein Zittern des ganzen Körpers mit krampfhaftem Zucken, so daß sie sich sogleich setzen mußte; dazu trat eine große Angst, die sie zum Auflösen der Kleider nöthigte, wodurch sie jedoch nicht Erleichterung fand, sondern ihr beinahe die Sinne vergingen. Eine Stunde währte dieser Anfall, dann trat Ruhe ein, sie wurde müde und nach kurzem Schlafe war sie wieder auf dem Platze, doch so ermattet, daß sie keine schwere Arbeit vornehmen und sich deshalb auch nicht vermiethen konnte. Als ich nach der Entstehungs-Ursache fragte, erzählte sie mir, daß etwa vor ½ Jahre ihr Bruder sie Nachmittags Schlitten gefahren, und sie umgeworfen, worüber sie sich sehr erschrocken, aber auch geärgert hätte, weil er einen Scherz damit hätte machen wollen. Seitdem träte der Zustand täglich um diese Stunde ein, bisweilen schwächer oder stärker. Da stand ich nun völlig rathlos

da, und deshalb kam ich auf eine Frage, die der Homöopath nie vergessen darf; ob nämlich Fieber, Hitze und Frost abwechselnd dabei vorhanden wäre. Ja, erwiederte sie, zuerst fühle ich ein Schaudern über die Haut, und später werde ich ganz heiß. „So giebst du zunächst Aconit," dachte ich, und schüttete einige Körnchen dieses Mittels in 30ster Potenz in ein Papierkäpselchen mit der Weisung, davon in Wasser-Auflösung Abends und Morgens 1 Schluck zu nehmen, und etwa nach 5 Tagen mir Bescheid zu sagen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als das Mädchen mir nach 5 Tagen meldete, daß der Anfall nicht wiedergekommen wäre. Am ersten Tage nach dem Einnehmen hätte sie nur noch ein leises Zittern, eine Andeutung des Zustandes gefühlt, doch die nächsten Tage sei auch dies nicht einmal eingetreten, und sie fühle sich jetzt wie neugeboren. Ich ließ sie Anfangs noch einmal wöchentlich rapportiren, doch dies war nicht lange nöthig, da sich keine Spur des Uebels mehr zeigte, und das Mädchen, überglücklich, im nächsten Quartal einen Dienst antreten konnte, und gänzlich geheilt blieb. Wie konnte nun die eine Gabe Aconit x. solche Heilung bewirken, die ich eigentlich nur als Nothbehelf gegen das Fieberhafte dabei gab? — Weil, was mir allerdings erst später beim Studium der Arzneimittel-Lehre klar wurde: Aconit das Hauptmittel gegen alle „Folgen von Aerger und Schreck zusammen" ist, hier also gerade paßte, und von mir durch einen glücklichen Griff gegeben wurde. Meine Praxis nahm in Halle so zu, daß ich kurz vor meiner Versetzung noch vom Kreis-Physikus eine Verwarnung erhielt, „mich vor fernerem Curiren zu hüten."

Auch in der Familie des Bau-Inspectors Schulze, dem ich sehr befreundet war, genoß ich als Arzt großes Vertrauen, so daß ich die eine Tochter Minna von chronischer Augen-Entzündung heilte. Da in dieser Familie viel musicirt wurde, so verlebte ich sehr genußreiche Abende

daselbst und lernte zunächst die herrlichen Mendelsohn'schen Lieder kennen, die sowohl Minna, als auch Clara, mit ihrer herrlichen Altstimme sang. In Halle hatte ich auch das Vergnügen, selbst 2 Briefe von Felix-Mendelsohn-Bartholdi zu erhalten, indem er mich zu sich einlud, wobei mir der Spaß passirte, daß ich in Leipzig stets „Herr Doctor" angeredet wurde, weil man mich für Mendelssohn hielt, dem ich damals, besonders der gleichen Haartracht und des Auges wegen, so ähnlich sah, daß diese Verwechselung von Entferntstehenden häufig vorkam.

Neunzehnter Abschnitt.

Baron de la Motte Fouqué.

In Halle fand ich den Baron de la Motte Fouqué wieder, den ich früher einmal auf einer Durchreise besucht und seine Bekanntschaft gemacht hatte. Ich fuhr nämlich mit der Post durch Halle, die sich mehrere Stunden daselbst aufhielt. Es war Abends 9 Uhr vorbei, als ich mich beim Dichter, dem letzten Repräsentanten der alten romantischen Schule, melden ließ; er nahm mich sehr freundlich auf und das Gespräch kam bald auf meine neueste dramatische Dichtung: Das Galgenmännlein, was Fouqué um so mehr interessirte, als er dieselbe Volkssage, die aus dem Simplicissimus stammte, als heitere Novelle bearbeitet hatte. Der greise Dichter, mit schneeweißem Haar und Bart, der einem alten Ritter aus dem Mittelalter glich, rief bald seine Gemahlin herbei, die vielen Theil an dem Gespräch zu nehmen schien und sich mit ihren großen schwarzen Augen mir gegenüber setzte. Ich hatte nämlich begonnen mein Galgenmännlein vorzutragen, und war erstaunt, daß ich es ganz im Gedächtniß hatte, was ich bis dahin nicht

gewußt, und mir nun in Ermangelung des Manuscripts um so lieber war. Mehrmals wollte ich abbrechen, als es immer später wurde, aber meine beiden aufmerksamen Zuhörer ließen es nicht zu, und als der Schluß gesprochen war und auch der Postbote mich zur Weiterfahrt abrief, hatte es eben ½2 Uhr geschlagen, daß der Morgen bald graute. Wenn Fouqué irgend ein Gedicht recitirte, oder etwas aus seiner Jugend erzählte, so geschah dies mit Jünglingsfeuer und warmer Begeisterung. Eingeladen war ich bei meinem längern Aufenthalt in Halle ein für alle Mal, und brachte oft die angenehmsten Stunden im Gespräche mit diesem Dichtergreise zu. Auch den berühmten Violin-Virtuosen Ole Bull lernte ich dort kennen, und nie hat ein Künstler dieser Art mich so angezogen, wie gerade Er. Wenn er über die schwedischen Volkslieder phantasirte, so blieb selten ein Auge trocken, so wußte er das Herz zu ergreifen. Ich war gerade in Halle, als Fouqué seine „Lebensgeschichte" herausgab, wovon er mir ein Exemplar mit folgender Inschrift überreichte:

An Arthur Lutze.
(Derzeit Post-Secretair.)

Ein edler, vielbegabter Dichter,
Herr Ludwig Tieck nennt ihn die Welt,
Hat öfters heiter dargestellt,
Wie — trotz der Passagier-Gesichter,
Sei'n sie nun finstrer oder lichter, —
Ihm stets das Posthorn wohlgefällt.
Sei dir auch, jung erblüh'nder Dichter,
Der Sinn so freudiglich gestellt,
Ob manchmal auch dem Splitter-Richter
Das Posthorn disharmonisch gellt.
Es ruft ja doch: „Frisch durch die Welt!"
Zwar schöner tönt's wohl Dir, o Dichter,
Wann die Trompet' einst ruft: „Ins Feld!"

Wie es aber auch komme, lieber jugendlicher Freund und Sangesgenoß: lassen Sie stets die Schlußworte dieses Werkes Ihre feste Geleitschaft durchs Leben bilden, Ihr — mit der Unterschrift der heiligen Offenbarung zu reden — *A* und *Ω*. (Die Schlußworte aber lauten: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen, und nicht matt werden, daß sie wandeln, und nicht müde werden.“

Halle a. d. Saale,
am 19. Septbr. 1840.

L. M. Fouqué.

Am 14. Juli 1840 besuchte mich der schwedische Dichter Dr. Emanuel Olde aus Stockholm, der mich bat, ihn zu Fouqué zu führen. Ich trat ein, doch der Dichter schlief noch, vor seinem Schlafgemach lag auf dem Tische ein am Abend geschriebenes Gedicht folgenden Inhalts:

Am 13. Juli 1840 vorm Schlafengehn.

Geh zur Ruh, geh zur Ruh!
Mach' die müden Augen zu;
Wie einst unterm Heimathsflieder
Ach so sanft entschliefest Du
Unterm Klange holder Lieder.
Freudig dann erwachtest Du
Zum erneuten Schaffen wieder.

Jetzt auch, Müder, geh zur Ruh!
Einst erwachst Du freudig wieder,
Tönend Auferstehungslieder —
Und die Engel hören zu!

Fouqué.

Bei meinem Abgange aus Halle schrieb mir Fouqué folgendes Gedicht in mein Album:

Wenn sich im düstern Forst der müde Wandrer —
Verloren Pfad und Richtung —
Umtreibt, er selbst vor Graus beinah ein Andrer,

Die Waldung wilder stets in Nachtverdichtung, —
Dann weckt oft plötzlich eine breite Lichtung
Von Menschenhand gehauen,
Zu scheiden Waldesgrenzen,
Ihm Hoffnung und Vertrauen,
Er werd' im heitern Glänzen
Bald Heerdesleuchten schauen,
Und Menschen, treuhold gastlicher Verpflichtung; —
Muthvoll dann dringt er zu bewohnten Auen.

Uns, die im Busen tragen Lied und Dichtung,
Vor ird'schem Nebelgrauen,
Bereit schon oft zur trüben Glücksverzichtung,
Uns leitet sel'ge Lichtung
Stets sieghaft zu des Truggewölk's Vernichtung!
Hier lieb' und glaub' und hoff'! Dort wirst Du schauen!

Halle a. d. Saale, den 20. März 1840.

Zum Andenken an L. M. Fouqué.

Durch Fouqué wurde ich auch mit den Damen des dortigen Stiftes bekannt, namentlich Fräulein von Arnim und Fräulein Auguste von Barfuß waren es, die mich öfters einluden, und ich dann den versammelten Stiftsdamen etwas vorlas.

In Halle traf mich auch die Nachricht von dem Tode des von mir so innig geliebten Königs Friedrich Wilhelm III. Von seiner Krankheit unterrichtet, fürchtete man immer schon die Trauer=Nachricht zu erhalten. An einem Nachmittage stand ich am Fenster, und, in Gedanken an den guten König versunken, entstand folgendes Gedicht, während die Thränen mir aus den Augen stürzten:

Wenn Freunde von einander gehn,
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!"
Doch wenn's nicht also Gott gefällt,
So gilt's doch für die bessre Welt —
Das Wiedersehn.

Drum sei getrost und thut's gleich weh,
So dich der Freund nicht wiedersäh':
Uns bleibt ja die Gewißheit stehn,
Daß wir uns droben wiedersehn —
So's Gott gefällt!

Gerade in dieser Stunde war der König verschieden, wie ich Tag's darauf erfuhr. Der Musikdirektor Naue hörte das Liedchen, und in demselben Augenblicke setzte er sich ans Klavier und spielte mir die während des Hörens enstandene Composition vor, die ganz vortrefflich war, und oft schon in Gesangvereinen gesungen ist.

Zwanzigster Abschnitt.

Doctorin Muhr geb. Stilke.

In Halle war es, wo ich mit der Doctorin Muhr, geb. Stilke, durch Briefwechsel bekannt wurde, nachdem ich ihre Schwester im Ehrenberg'schen Hause in Berlin kennen gelernt hatte. Wir correspondirten sehr lebhaft und wurden, ohne uns je gesehen zu haben, innig befreundet. Sie nannte mich ihren Sohn, ich sie Mutter. Sie übersetzte die besten Romane aus dem Französischen, um Etwas zur Erziehung ihrer Kinder zu verdienen, da sie früh Wittwe geworden war, und ihre kleine Pension dazu nicht ausreichte. Kaum kann ich es als meine Mitwirkung betrachten, daß sie in Leipzig einen Verleger fand, wodurch ihre Pläne verwirklicht wurden; doch ihre Freude darüber und ihr Dank war so groß, daß ich letzteren nur mit Beschämung annehmen konnte. Sie aber war es, die mich später mit Männern in Verbindung brachte, die auf die Wendung meines Lebensschicksals direct einwirkten, und so verdanke ich es ihr eigentlich, daß ich noch Arzt werden konnte. Zu meinem Geburtstage, am 1. Juni 1840, schrieb sie mir einen mich tief ergreifenden Brief, in welchem sich

ihr reiches Herz entfaltete. Da ich denselben als ein wahrhaft poetisches Product ansah, so ließ ich ihn später am Schlusse meiner Gedichtsammlung abdrucken. Derselbe mag auch hier eine Stelle finden.

Zum Geburtstage.

Die heilige Stunde nahte, in der eine Mutter der Welt ein neues Leben schenken sollte. Nachdem sie niedergekniet im stillen Kämmerlein, und im frommen Gebet sich unterwarf dem Willen Gottes; ob die süßeste, seligste Freude, die Mutterfreude ihr werden sollte; oder ob sie, im Kampfe erliegend, auslöschen müßte mit dem eigenen Leben das neue junge Leben — — als sie dem Vater der ewigen Liebe und seinem weisen Walten sich überlassen, da fühlte sie schon den Lohn ihrer stillen Ergebenheit in der Ruhe, die über sie kam! Doch, während ein erquickender Schlaf ihre physischen Kräfte stärkte, that sich auf ihrem Geiste die Traumwelt so klar, so der Wirklichkeit gleich in heller Deutlichkeit, daß sie in andern Regionen zu schweben glaubte. Eine glänzende Gestalt erschien vor ihr, und verblendet wurde ihr Auge von den Strahlen der brillantenen Krone um das stolze Haupt der Erscheinung; ein großes Prachtgefolge zog hinter derselben einher in devoter Haltung, jedes Winks gewärtig des launenhaften Gebieters. „Ich bin der Reichthum, und willst du, so überschütte ich mit meiner Schätze höchsten Fülle den Sohn, der bald in deinen Armen jauchzen wird; doch meine Bedingung ist Alleinherrschaft!“

Der Mutter Augen schmerzten vor dem Glanze dieses Wesens, sie hielt schützend die Hand gegen den blendenden Schimmer, und so vermochte sie die Herrlichkeit dieser Erscheinung näher zu prüfen. Da sah sie eine Stirn, deren Düsterkeit grell abstach gegen die Brillanten, die ihre Furchen decken sollten; sie sah einen Blick, der wüst und öde

in die Ferne starrte, als wollte er dort erforschen und erspähen, was die inuere Leere nicht gab; sie sah Krücken unter dem Prachtgewande!" —

„Du bist's nicht," sagte fast erschreckt die sorgende Mutter, „und deine Alleinherrschaft ist nicht die Gabe, die ein Mutterherz für ihren Sohn erfleht!"

Ein zuckender Schmerz, der sich vergebens hinter Hohn verbergen wollte, überflog die Züge des beleidigten Reichthums, er wandte sich ab, und seine Stelle nahm ein — ein lachend Gesicht, eine leichte flüchtige Gestalt; immer im Begriff zu entschweben, leichtsinnig, tändelnd, und doch mit der Sorge des Geistes haltend und wahrend im Arm ein Füllhorn mit buntem Gemisch von allerlei Gaben. —

„Ich bin das Glück, und willst du, so nehme ich dein Neugebornes in meinen Schutz. Nie wird Trübsal, nie Schmerz und all sein düsteres Gefolge es berühren; doch, soll es werden des Glückes Kind, so ist es des Glückes Kind allein!"

Der Mutter Herz klopfte hoch; was Schöneres als ein immer lachend Dasein konnte sie dem Liebling bereiten?! Sie hob die Hand und wollte einschlagen in den heitern, jubelnden Bund mit dem Glück — — da hörte sie leise, ferne Klänge; sie fühlte, diese kamen aus der Geisterwelt; und doch waren sie ihr bekannt; Harfensaiten schwirrten, und zitterten hinaus aus ihren Tönen ein hohes, himmlisch selig Weh, zu dem die Mutter den Text fand in eigener Erinnerung:

„Wer nie sein Brodt mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Und die Mutter — sie zog die Hand zurück! — Das erzürnte Glück floh in den Hintergrund.

Mächtig und kraftvoll wie ein Gott, im Königsmantel, den Lorbeerkranz um die erhabne Stirn, trat jetzt eine hohe, männliche Gestalt vor sie hin. Nichts Herrlicheres war zu schauen! — „Ich bin der Ruhm! und willst du mir dein Kind zu eigen geben, so will ich es hinauftragen zu meinem erhabensten Gipfel! der Ruhm, der durch die Welt erschallt, der einen Zweig giebt im großen Immortellenkranz der Geschichte!" — Der Mutter Herz klopfte hoch. Dem Sohn ein ewiges Leben hienieden, wie droben zu erhaschen... so Ernstes, Hohes erstreben zu können für ihn — wie schön! Sie war entschlossen zur Wahl. — Da schwebten seitwärts an ihr vorüber einige lorbeergekrönte Schatten; diese hatten gelebt, sie waren Menschen gewesen... sie schlugen den Mantel des Ruhms zurück — und die Mutter sah hier ein blutend Herz, und dort ein unter dem Lorbeer in Sorgen gebeugtes Haupt! — „Nein, nein: Zu theuer ist oft dieser Ruhm erkauft, sein lockender Kranz oft auf Kosten des innern Glücks errungen" — und die Mutter wehrte sanft ab die Hand des Ruhms, und er wandte sein stolzes Haupt.

Da schwebte ein Engel hernieder aus lichten Höhen, so mild, so hold und hehr, daß die Mutter einen Engel Gottes erkannte. „Ich bin der Schutzgeist deines Kindes, das bald ins irdische Dasein treten soll; mir vertraue, was dein Mutterherz für deinen Liebling erfleht, ich will deine Bitte zum Thron des Höchsten tragen."

Da nahten noch einmal die drei zurückgewichenen Gestalten, und zeigten die Brillantenkrone, das Füllhorn und den Lorbeerkranz. — Die Mutter aber sagte zum Schutzgeist ihres Kindes: „Du schönes, sanftes Wesen! der Herr möge nach seinem Wohlgefallen walten über das Kind meiner Liebe: darf ich aber bitten für dies mir theure Wesen, so erflehe ich für dasselbe alle Wonnen des geistigen Lebens und des Gefühls, die ein Herz hie-

nieden fassen kann!“ — Eine Freudenthräne glänzte im hehren Auge des Schutzgeistes. — Weißt du, was du erwählst?“ — fragte der Engel, während ein Schatten milder Trauer seine schönen Züge übergoß — „aus der Seligkeit des Jenseits willst du schöpfen fürs irdische Leben deines Kindes! Nur um großes Opfer ist so Hohes zu gewinnen!“ — Und er nahm aus der Brillantenkrone einen funkelnden Stein, schön wie die Thauperle im Blumenkelch, in welcher der erste Strahl der Morgensonne sich badet und sagte: „Sieh, dies ist der Lohn des strengen Fleißes!“ Und weiter nahm er aus dem Füllhorn eine Rose, eine Lilie, eine Winka, und umhüllte sie mit dem dunklen Grün der Myrthe. „Siehe,“ sagte er, „dies ist Liebe, Unschuld und Freundschaft in Mitten des häuslichen Glücks!“ Der Mutter Augen strömten über in Seligkeit. — Und der Engel brach einen blühenden Zweig aus dem Lorbeerkranz, den er mit duftenden Veilchen umwand. „Siehe,“ sagte er, „ich gebe ihm Dichtergluth, sein Leben zu schmücken mit der Wonne: ausströmen zu können im Liede, was des Herzens Tiefe faßt, und Andere zu beglücken mit den Harmonikaklängen aus der Geisterwelt!

„Und das Opfer?“ fragte die in Freude zitternde Mutten, „Dein Leben!“ sagte ernst und sanft der Schutzgeist — „nicht lange wirst du bei ihm bleiben, denn des Himmels eigenste Schätze hast du für ihn verlangt, und diese kauft man nur um theuren Preis — — noch aber kannst du zurücktreten!“

O nimm mein Leben! Von oben herab, aus des Himmels Höhen werde ich Zeuge sein seines innern Himmels!

Mein Sohn! Während Du diese Zeilen liesest, wird hier dem größesten Manne des achtzehnten Jahrhunderts ein ihm ewig huldigender Denkstein gesetzt, und auf jener

Felsen-Insel sollen zu nie gewesenen Ehren ausgegraben werden die Reste des Mannes unsres Jahrhunderts. — Einzig segensvoll bleibt die Erinnerung der Thaten des Einzigen — blutig groß die der Thaten des Andern! — In der Seele Deiner verklärten Mutter wähle ich noch einmal für Dich, was sie gewählt: ihr Traum war klare Wahrheit, aber das Leben jener beiden Welterschütterer war schwerer, sturmbewegter Traum — in Hinsicht auf ihr eignes Glück!

Berlin, zum 1. Juni 1840. Emilie.

Zur Erklärung des Letzteren muß ich hinzufügen, daß gerade an jenem Tage in Berlin der Grundstein zu Friedrich's des Großen Denkmal gelegt, und zu gleicher Zeit auf St. Helena die irdische Hülle Napoleons aus der Gruft genommen und nach Frankreich gebracht wurde.

Zur Erklärung der poetischen Vision selbst bemerke ich nur, daß meine mütterliche Freundin geglaubt zu haben scheint, meine Mutter sei bei meiner Geburt gestorben, was jedoch auf einem Irrthum beruht, da ich sie in meinem 16ten Jahre verlor.

Unter dem angenommenen Namen „Emilie Wille" sind die von meiner Freundin übersetzten Romane bei Kollmann in Leipzig erschienen. Später werde ich noch auf dieselbe zurückkommen, wenn ich das Verhältniß zum Herrn von Türk berühre, dessen Bekanntschaft ich allein ihr verdanke.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Caroline v. Woltmann. Fr. v. Kalb.

In Halle correspondirte ich auch noch mit der geistreichen Schriftstellerin Caroline von Woltmann in Berlin, der

Verfasserin des Romans „das Erbe", Wittwe des Geschichtsschreibers Carl Ludwig von Woltmann, der 1817 starb. Dieselbe hatte mich in Berlin mit Frau und Fräul. von Kalb, der Hofdame der Prinzessin Wilhelm, bekannt gemacht, und wir trafen uns öfters bei derselben, die häufig etwas von den literarischen Productionen der Ersteren vorlesen ließ, oder auch mich gern anhörte, da ich in der Regel eine literarische Novität in der Tasche hatte. So war sie entzückt, als ich das erste Exemplar von Freiligrath's Gedichten mitbrachte, und den Löwenritt und der Blumen Rache vortrug. Dies Exemplar, welches mir die Geh. Räthin Tilebein zum Geburtstag geschenkt hatte, bat sich auch die Prinzessin und später sogar die Königin aus, was mir damals sehr schmeichelhaft war. Prinz Adalbert entwarf zu dem Gedicht: „Prinz Eugen" eine Randzeichnung. Die jetzige Königin Marie von Bayern war damals noch ein Kind und lief bei unserer Lectüre ab und zu.

Einen Brief der genannten Schriftstellerin, den sie mir nach Halle schrieb, will ich hier mittheilen, da, außer mir, alle betheiligten Personen jetzt längst im Grabe ruhen.

Berlin, den 3. Juli 1839.

So sehr hat Ihr Brief mich gefreut, lieber Lutze, und so lange bleibe ich Ihnen die Antwort schuldig — das ist ein Mysterium der Faulheit nämlich; denn ich bin sehr faul, in allen Stücken — außer mit den Gedanken. Diese Gedanken haben auch Sie mit herzlichster Theilnahme fort und fort begleitet, seit Sie aus Berlin sind. Ihr unbefangenes einfaches Wesen, Ihr schönes Talent des poetischen Ausdrucks muß für Sie Jedermann einnehmen. Das Menschliche geht so über das Bürgerliche verloren, daß man nur noch Geheimräthe und so abwärts, Generäle und so abwärts, rothe Adleroden und so abwärts, zu treffen gewohnt ist; mit leeren wichtigen hohen Dicasterialmienen, bei denen

man nichts denken kann, als: Herr Geheimrath, oder ꝛc.; von denen man nichts hört, und das Gespräch wird eine unnütze Depense an Lebensodem. Da erquickt ein Sohn der Natur, wie Sie, der menschlich lebt, nicht nur bürgerlich; der Leben hat, nicht nur Bewegung. Sei das Leben Ihnen ernst, rein, heiter und so schmerzlos, als es kann. Der Schmerz aber lehre Ihnen Etwas; damit ist er bezahlt und belohnt. Daß Sie mir an Ihrem Geburtstage, indem Sie mit Ihrer Braut sind, schreiben und indem Sie ein Gedicht von George Sand gelesen haben, freute mich sehr. Sie gefallen mir ganz besonders mit Ihrer Braut. Machen Sie, daß Sie Ihre Frau wird und immer mit Ihnen ist. Ihr jungen und alten Poeten verliebt Euch dreihundert drei und sechzig Mal im Jahr, unbeschadet der Treue gegen die Eine. Sie ist der große Buchstabe, das A und O in Eurem Liebesalphabet. Aber diese Impressionabilität erschlafft; und gut ist, den großen Buchstaben so unter Augen behalten, daß man nur ihn sieht, und nur A und O, wenn selbe in der Natur liegt. Komisch ging es mir mit Ihrem Briefe. Ihre Handschrift gleicht überaus der des Geheimrath Eichstädt aus Jena, des Redacteurs der Jenaer Literatur-Zeitung, mit dem ich Jahre hindurch correspondirt. Er ist ein alter, reicher, geiziger, geistreicher Junggesell von einigen sechzig. Ich hatte die Correspondenz aufgegeben; indem ich die Aufschrift Ihres Briefes sah, meinte ich, er wäre von ihm. Ich lese, meine bräutliche Ida — „Was — denke ich — geht der alte Junggesell in dem Rosengarten der Liebe, und denkt er an den Ehemann?“ — Da sah ich denn, daß es ein junger Junggesell wäre, dem die Sache so ziemlich, als sie für jenen possierlich wäre. Noch habe ich die sieben Seiten der Lyra nicht gelesen. Könnten Sie mir das Gedicht schicken, ich schickte es sogleich zurück. Einen andern Roman der George Sand las ich inzwischen: Spiridion. Er hat mich

überaus angezogen. Ich lese in ihren Büchern nur zum Theil ihre Dichtungen, nur. zum Theil finde ich diese schön. Sie selbst aber lese ich darin mit dem größten Interesse; jeder ihrer Romane ist ein Moment ihrer Entwickelung; sie kommt immer weiter. Oft ist mir, als müßte ich ihr helfen, denn sie sucht das Licht auf vielen Irrwegen, und sie hat das Unglück der Selbstbestimmtheit hinaus über ihre Geistesklarheit, das hält sie in der Irre. Ich liebe sie sehr. Es ist ein nobler Geist, die einzige weibliche Schriftstellerin, außer der Engländerin, welche Godolphin geschrieben, von der ich etwas halte. Die Bewunderung unsrer drei Deutschen, Bettina, Rahel und Godwiecastle, sind drei Brandmale an der Stirn des deutschen Urtheils. Die erste verwirft der Verstand und das sittliche Gefühl; die andre, auf andre Art, und Godwiecastle ist ein Schloß von Kraftmehl mit Marionetten. Ich antworte Ihnen wahrhaftig, als schriebe ich dem Redacteur einer Literatur-Zeitung, oder an eine solche. Aber das letzte mag ich nicht: Das Allgemeine wird klar durch sich selbst, ohne mein Zuthun; und für die Person habe ich großen Respect; ich mag sie nicht verletzen, selbst die nicht, die ich nicht mag. Die Geh. Räthin Tilebein hat klagend über ihre Gesundheit an Buchholz geschrieben, dessen Gesundheit erbärmlich ist; auch Frau von Kalb wird täglich schwächer. Diese zwei letzten Stämme aus dem Walde, worin der Baum meines Lebens erwuchs, werden auch bald niedersinken. Buchholz kleine Schrift über die Polnischen Angelegenheiten enthält allerhand schwache Stellen; sie hat aber Hand und Fuß; Hand, die Sachen zu fassen; Fuß, vorwärts zu schreiten. Es ist doch eine Lust, sie zu lesen. Fouqué lernte ich hier 1827 kennen. Seitdem haben wir uns nicht gesehen. Wir fanden Beide nicht an einander, was uns behagte, und doch haben mir seine Undine, sein Siegeskranz, sein Ritter Tod und Teufel so viel Freude gemacht. Woltmann's Geist hat

mich für den Umgang mit den meisten Männern verdorben. Adieu, lieber guter Mensch. Viele Grüße an Ihre Braut. Schreiben Sie mir zuweilen. Mit treuem Antheil bin ich die Ihre.

Caroline von Woltmann.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Noch eines andern Briefwechsels will ich gedenken, mit einem unsrer größten Componisten, mit Felix Mendelssohn-Bartholdy. In der Familie des Bau-Inspectors Schulze sangen beide Töchter, Clara und Miendchen, seine Lieder und Duette, wie sie dieselben unter seiner Leitung in Leipzig einstudirt hatten. Beide waren voll Rühmens über seine Liebenswürdigkeit, und er war oft der Gegenstand unserer Gespräche. Besonders schön sangen meine Freundinnen die Lieder: „Es ist bestimmt in Gottes Rath", „Ach, um Deine feuchten Schwingen", „Auf Flügeln des Gesanges", das Schlummerlied: „Bleibe nur fein geduldig" und das Duett „Ich stand gelehnet an den Mast", und ich weiß, wie mich diese Gesänge oft zum Entzücken hingerissen haben. Da fügte es sich, daß die Schwester der Doctorin Emilie Muhr, Fräul. Therese Stilke, mir einen Brief zur Weiterbeförderung an Felix Mendelssohn zuschickte; ich begleitete denselben mit einigen freundlichen Worten und übersandte ihm mein eben entstandenes Osterlied, gab es jedoch aus Schüchternheit für ein Gedicht meines Verwandten aus. — Da wir jetzt, wo ich dies schreibe, dem Osterfeste ganz nahe sind, so will ich das Lied hier abdrucken lassen, und ein Jeder kann um so besser die Antwort des großen und doch so bescheidenen Componisten verstehen.

Osterlied.

Ich will euch singen ein Osterlied
Und Festes Weihgesang;
Ein neues Lied — ein altes Lied,
Tönt wohl jahrtausendlang.
Ich will euch singen Jesum Christ,
Der von dem Tod' erstanden ist,
Und lebt und wirket fort bis heut,
Und bleibet bis in Ewigkeit.
Gelobt sei Christus! Amen!

Und fragest du: wo blieb er dann,
Der aus dem Grab erstand?
So frag' nur bei dir selber an,
Und leg' aufs Herz die Hand.
Denn Christus lebet weit und breit,
Wo Brudersinn und Einigkeit;
Doch wo noch fehlet Lieb' und Treu,
Ist Christus auch nicht worden neu —
Da ist er nicht erstanden!

Und willst du den Erstandnen sehn —
So such' der Wahrheit Licht;
Denn wo noch Lug und Trug bestehn,
Find'st du den Heiland nicht.
Die Wahrheit leuchtet ihm voran,
Daß Jeder ihn erkennen kann;
Drum halt nur unverbrüchlich fest,
Denn wer die Wahrheit nie verläßt —
Dem ist der Herr erstanden!

Steh auf! Steh auf! die ganze Welt,
So noch im Schlummer liegt;
Herr Jesus Christ groß Ostern hält;
Da er den Tod besiegt!
Drum reichet Freund und Feind die Hand
Zu ew'ger Liebe Unterpfand;
Denn Christus ist — so gestern, heut,
Derselbe bis in Ewigkeit —
Wahrhaftig auferstanden!

Auf diesen meinen Brief erhielt ich folgende Antwort:

Leipzig, den 30. Juni 1840.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie für Ihren sehr freundlichen Brief meinen besten Dank; ich hätte Ihnen denselben schon längst ausgesprochen, wenn mich nicht die verschiedenartigsten Geschäfte in den vorigen Wochen so in Anspruch genommen hätten, daß mir nicht die mindeste Zeit übrig blieb, und wenn ich nicht zugleich mit der Antwort an Sie den Brief an Fräulein Stilke hätte abgehen lassen wollen, der nun hier inliegend folgt, und den ich Sie bitte, ihr sobald als möglich nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte zukommen zu lassen. Es ist mir eine gar zu große Freude, wenn meine Compositionen so wohlwollende Beurtheiler, so nachsichtige Freunde finden, wie es bei Ihnen der Fall zu sein scheint, und wenn Sie meine Lieder bei einem frohen Zusammensein gern singen mögen. So freundliche Worte, wie die Ihrigen, sind für mich der liebste Erfolg, und so danke ich Ihnen recht herzlich und aufrichtig dafür. — Auch für das schöne Gedicht Ihres Verwandten danke ich Ihnen vielmals; es gefällt mir ganz ungemein, und obwohl ich zweifle, daß dies Gedicht sich gerade zur musikalischen Composition eignet, oder vielmehr, daß es *mir* gelingen würde, es in Musik zu setzen, so sind doch die Worte so sangbar und der Ton des Ganzen so schön, daß es mich gewiß interessiren wird, mehr von den Werken des Herrn Arthur Lutze kennen zu lernen, und wenn er nach Leipzig kommt, wird mir es ein großes Vergnügen sein, wenn er mir seine persönliche Bekanntschaft verschaffen, und mehrere seiner Dichtungen mittheilen will. Sie sind wohl so gütig, ihm dies zu sagen, und ihm in meinem Namen für das Osterlied viel-

mals zu danken. Leben Sie wohl und genehmigen die vollkommene Hochachtung

Ihres ergebenen
Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Der freundlichen Aufforderung Mendelssohns zufolge übersandte ich demselben eine kleine Gedichtsammlung von mir und das Kinderschauspiel: „Emilie oder das rothe Kleid", welches schon oftmals aufgeführt war, für seine Kinder, und gestand ihm, daß ich selbst der Verfasser des Osterliedes sei. Darauf erhielt ich folgenden liebenswürdigen Brief:

Leipzig, den 25. Juli 1840.

Hochgeehrter Herr!

Haben Sie vielen Dank für das Vergnügen, daß Sie mir durch Ihre Gedichte und durch Ihren lieben freundlichen Brief gemacht haben. Beide habe ich schon oft und stets mit größerer erneuter Freude gelesen. So ist's also mit dem Verwandten Arthur bestellt! Eigentlich that mir's doch fast leid, daß die angeknüpfte Bekanntschaft nun nur auf die Hälfte reducirt wurde, denn ich dachte bei mir, „der Postmann, der den Brief geschrieben hat, muß ein recht lebendiges, innres Gefühl für Kunst haben, und ausdrücken kann er's auch, und dazu hat er noch einen Verwandten, der selbst Künstler ist — das macht zwei nette Leute —" Nun erklärt sich das Ding freilich natürlicher. Aber haben Sie Dank, daß Sie das Inkognito nicht weiter geführt haben, und Dank für den zweiten freundlichen Brief der beiden Vettern, und Dank für die Gedichte, mit denen Sie mich erfreut haben. Wohl wird es mich interessiren, auch das dämonisch-theologische „Galgenmännchen" kennen zu lernen; aber auch das Kinderstück war bei mir ganz an die rechte Schmiede gekommen, denn mein Töchterchen ist zwar noch zu klein und dumm, um an irgend

einer solchen Gabe Theil nehmen zu können, aber ich habe sie doch so lieb, daß ich mir schon oft ausgemalt habe, was sie brauchen mag, wenn sie älter und klüger wird, was sie da lesen und auswendig wissen soll, und da war mir denn Ihr Geschenk doppelt willkommen, für die Kleine und für mich.

Gleich nach Empfang Ihrer schönen Gabe wollte ich Ihnen schreiben und dafür danken, doch haben Sie keine Idee, wie zerstreut und zerstückelt ich diesen Sommer lebe. Sie merken es auch vielleicht diesen Zeilen an, daß sie in der Mitte von mannigfachen Arbeiten und Störungen geschrieben sind, und entschuldigen damit die Verzögerung derselben. Bei der Rückkehr von einer größeren Reise empfing ich Ihren Brief, der schon einige Zeit auf mich gewartet hatte, und im nächsten Monat muß ich eine noch längere Abwesenheit von Hause bestehen, eine Reise nach England, deren Vorbereitungen immer sehr in Anspruch nehmen. Doch hoffe ich die nächsten Wochen wenigstens in Ruhe zu Hause genießen und arbeiten zu können, und da in wenig Tagen wir nur eine Stunde weit von einander wohnen werden, so denke ich immer, es wird nicht lange währen, bis ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft habe. Es ist sehr möglich, daß ich mich bald einmal auf einen Nachmittag in Halle einfinde, und auch Sie werden doch wahrscheinlich über kurz oder lang Leipzig einmal besuchen. In beiden Fällen gehn wir einander doch nicht vorüber, und setzen dann mündlich und persönlich die frohe schriftlich angeknüpfte Verbindung weiter fort, worauf sich herzlich freut Ihr Hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

So war unsere Bekanntschaft angeknüpft, und als ich ihn in Leipzig einmal besuchen wollte, da seit Kurzem die Eisenbahn uns bis auf eine Stunde nahe gebracht hatte,

traf ich ihn nicht zu Hause, es geschah aber, was ich schon früher erwähnte, daß man mich „Herr Doctor" anredete, weil man mich für Felix Mendelssohn hielt. Wir Beide trugen damals noch eine Fülle von schwarzen Haaren auf dem Kopfe, hatten zufällig einen ganz ähnlichen Backenbart, und das Kinn rasirt, Beide dunkle lebendige Augen, und nur ein Unterschied stellt sich nach den damals gemachten Zeichnungen heraus, daß Felix Mendelssohn eine etwas mehr orientalische Nase hatte, was die Fernstehenden jedoch übersahen. Sehr interessirte es mich aber, um so mehr, als meine mütterliche Freundin Emilie Muhr, die mich noch nie gesehen hatte, nicht lange vorher an mich schrieb: „Du mußt Felix Mendelssohn ähnlich sehen, denn er hat auch solches Gemüth 2c. 2c." Was ich als bloße Phantasie eines liebevollen Gemüthes angesehen hatte, fand ich nun in der That bestätigt.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Audienz beim Kronprinzen von Preußen und bei der Kaiserin von Rußland.

In Halle bekam ich meine Bestallung zum Königlichen Post-Secretair, was von hoher Wichtigkeit für mich war; bis dahin konnte ich nach Belieben vom General-Post-Amt entlassen werden, nachdem ich aber das Patent erhalten hatte, nur durch Urtheil und Spruch eines Obergerichts. Auch wurde mir aufgegeben, mir sofort die Staats-Uniform anzuschaffen, welche aus einem blauen Leibrock, nach dem Schnitt der Kavallerie, mit orange Kragen und Patten, von einer Goldsäge eingefaßt, einem dreieckigen Hute mit Cocarde, und Degen mit goldenem Portépee bestand. So ausgerüstet besuchte ich fortan die Bälle des „Museums",

wo ich ein flotter Tänzer genannt wurde, da meine Brust es mir erlaubte, eine halbe Stunde und länger, ohne Aufhören, zu tanzen. Damals ahnte ich aber noch nicht, welcher Leidens-Epoche ich entgegenginge, die jedoch erst anfing, als das Ober-Post-Amt nach dem neuerbauten palastähnlichen Hause verlegt war. Eines Tages kam die Nachricht, daß der Kronprinz (später Friedrich Wilhelm IV.) nach Halle käme und dort übernachten würde. Da gedachte ich seiner Worte, die er in Berlin bei einer Audienz gegen mich geäußert und mir erlaubt hatte, ihm mein „Galgenmännlein", wenn es vollendet wäre, zu überreichen. Da ich zur Zeit seiner Ankunft nicht im Dienste beschäftigt war, so erschien ich an der Seite meines Freundes, des Barons de la Motte-Fouqué, mit dem nunmehr gedruckten und gebundenen Buche, in welches ich ein Gedicht eingeschrieben hatte. Alle Spitzen der Behörden warteten im „Gasthof zum Kronprinzen", die bestimmte Zeit war längst vorüber, da ertönte das Posthorn und der Kronprinz fuhr ein. In wenigen Minuten war er bei uns; er schien sehr heiter zu sein, und wünschte uns mit heiserer Stimme einen „Guten Abend", indem er hinzufügte: „ich kann Ihnen meinen Dank nur krächzen, denn ich habe mich unterwegs etwas erkältet." Er bemerkte zuerst den General von Wolzogen, dem er die Hand gab und einige Worte mit ihm wechselte, dann mit dem Geheimrath Delbrück, darauf wandte er sich um, sah Fouqué, kam freundlich auf ihn zu und sagte: „Nun, wie geht es Ihnen, mein lieber Fouqué! ich freue mich, daß ich Sie so wohl sehe!" Nach einer kurzen Unterhaltung, sagte er zu mir gewendet: „Was haben Sie denn da?" worauf ich dem hohen Herrn ins Gedächtniß zurückrief, was er mir in Berlin gesagt hatte. Er nahm das „Galgenmännlein", blätterte darin umher und äußerte: „Das freut mich, ich danke Ihnen bestens! da habe ich gleich Lectüre unterwegs; hatte so

nichts mitgenommen.“ Hierauf sprach er nur noch mit dem Geistlichen, und entließ uns dann aufs Leutseligste.

Kaum hatte ich am nächsten Morgen meine Arbeit begonnen, so wurde mir ein Decret des Ober-Post-Directors überreicht, in welchem er mich aufforderte, mich auszuweisen, weshalb ich mich bei Sr. Königl. Hoheit zugedrängt hätte, was er für höchst unschicklich hielte ꝛc. ꝛc. Ich schrieb sogleich darunter, daß von Zudrängen keine Rede sein könnte, da ich den Befehl dazu gehabt hätte; überreichte dies dem Ober-Post-Director persönlich und erörterte ihm die näheren Umstände, worauf er mir nichts erwiedern konnte, mich aber mit einem sehr unangenehmen Gesicht entließ.

Gar nicht lange darauf wurde die Kaiserin von Rußland gemeldet und Fouqué erhielt einen Brief, worin die hohe Dame ihren Wunsch ausdrückte, ihn in Halle zu sehen, da sie Pathe zu seinem Sohne war. Fouqué mußte aber gerade zur Zeit der Ankunft der Kaiserin eine nothwendige Reise in Familien-Angelegenheiten machen, verfaßte deshalb einen Entschuldigungsbrief, und beauftragte mich, ihn der hohen Frau zu überreichen, da sie mich auch schon kannte und mir einmal wegen eines Gedichtes geschrieben hatte. Mit Freuden nahm ich den Auftrag an, doch weil das Gefolge der Kaiserin sehr groß war, so wandte ich mich mit meinem Auftrage an eine Hofdame, die den Brief überreichte und mir den Befehl der Kaiserin überbrachte: „daß mich dieselbe vor ihrer Abreise, am nächsten Morgen 6 Uhr, sprechen wollte.“ Gegen 6 Uhr war ich wieder in Staats-Uniform im Gasthof zum Kronprinzen. Es dauerte etwas länger, da in der Nacht um 2 Uhr der Kaiser Nicolaus ganz unerwartet aus Kalisch von dem großen Manoeuvre eingetroffen war und seine Gemahlin überrascht hatte. Viele Menschen hatten sich versammelt, um das schöne hohe Paar zu sehen; mir war ein Platz,

gegenüber der Thür, aus welchem die Herrschaften kommen würden, angewiesen. Da öffneten sich beide Flügel, und am Arme ihres Gemahls kam die Kaiserin, die etwas leidend aussah, langsam auf mich zu und Beide standen vor mir still. Der Anblick dieses Paars allein war imposant. Ich habe selten oder nie einen schönern Mann gesehen, als den Kaiser. Die obere Hälfte der schönen Stirn, die der Helm bedeckte hatte, war weiß, die untere Hälfte sammt dem Gesichte fast braun gebrannt von der Sonne, welcher der Monarch während des Manoeuvres ausgesetzt gewesen war. Die Kaiserin dankte mir in freundlicher Weise und trug mir auf, dem „guten Fouqué" ihr Bedauern auszudrücken, daß sie ihn nicht persönlich gesehen habe. Mit einer leichten Verneigung wandten sie sich zur Treppe und verschwanden im Wagen.

Man denke sich nur in meine Lage hinein; arm wie eine Kirchenmaus, aber noch in der Periode schwärmerischer Romantik, die durch den Umgang mit Fouqué nur erhöht wurde; da mußte dies einen tiefen Eindruck auf mich machen, um so mehr, als ich immer noch hoffte, durch einen Fürsten einmal von meinem Postjoch befreit zu werden. Ich ahnte aber nicht, daß diese Begegnung den Samen zu bittrem Leide streuen würde, und ich selbst mein Befreier sein sollte, wozu die Vorsehung mir die Wege durch Trübsal und Leiden bahnte.

Als ich heute (am 12. Juni 1840) das Postbureau betrat, harrte meiner schon ein bogenlanges Decret, im heftigsten Tone vom Ober-Post-Director abgefaßt; in welchem unter andern ein Passus wörtlich lautete: Sie haben sich in die Nachtquartiere Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland einzuschleichen gesucht 2c. 2c.

Ich nahm nun auch kein Blatt vor den Mund, was ich bis jetzt noch nicht gelernt habe und auch nie lernen werde, wenn ich einen ungerechten Angriff erleide, und so machte

ich, nur mit gesundem Menschen-Verstande, dem Ober-Post-Director seinen Standpunkt klar, wie es bis dahin allerdings wohl noch kein Anderer gethan hatte; denn er war ein ehrgeiziger Mann, der sich zwar zu den „Frommen" hielt, aber im Amte die Milde, die der gewöhnliche Christ üben sollte, nie zeigte; sondern immer schroff, streng, ja hart und ungerecht war, wie der oben angeführte Passus beweist. Längere Zeit verging, ohne daß ich etwas über die Sache vernahm, doch ich erfuhr unter der Hand, daß der Ober-Post-Director die ganze Angelegenheit dem General-Post-Amt vorgelegt hatte. Leider wurde bei der Oberbehörde das Prinzip unter allen Umständen festgehalten, stets dem Untergebenen Unrecht, dem Vorgesetzten Recht zu geben. Daher erhielt ich eine Ordre des General-Post-Amts, welche mir die Unangemessenheit der Wahl meiner Ausdrücke verwies, und meine Versetzung nach Gleiwitz bestimmte. Dagegen remonstrirte ich anfangs nicht, erbat mir aber einen Urlaub zu einer Reise nach Nordhausen, der mir auch ertheilt wurde. Hier benutzte ich ein Unwohlsein, da inzwischen der Winter herangekommen war, mich vor der weiteren Reise nach Oberschlesien zu sperren, und mittlerweile war mein Nachfolger in Halle eingetroffen, so daß dieser am 5. November 1840 eingeführt, und mir die Geschäfte abgenommen wurden.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Wasserfluth bei Torgau als Nemesis. Besuch bei Felix Mendelssohn.

Das war mir ein eigenes Gefühl, als ich geschäftslos zu Hause in meiner Stube saß, als ob ich vom Amte suspendirt wäre, ohne es doch zu sein. Durch die Versetzung nach Gleiwitz wurde auch mein Gehalt geschmälert, da es

auf 300 Thlr. festgestellt, während es erst unterm 12. Mai desselben Jahres auf 350 Thlr. erhöht war. So wurde ich also unter allen Umständen bestraft, ohne doch etwas verbrochen zu haben. Während ich so nachdenkend am Ofen stand, und die Sache meinem Gott vortrug, entstand plötzlich folgendes Gedicht, welches ich gleich darauf niederschrieb und hier abdrucken lasse, weil es für mich von besonderer Bedeutung geworden, was bald darauf erzählt werden wird. Das Gedicht lautet:

Wenn es so dunkel wird im Leben,
Und bricht gar tiefe Nacht herein —
Wirst Du, mein Hüter, Licht mir geben
Aus Deiner Gnade mildem Schein.
Das muß sogleich die Nacht vertreiben;
Es zeigt sich mir ein lichter Stern,
Und alle bangen Zweifel bleiben
Dem hoffnungsreichen Herzen fern.

Und jener Stern, das ist mein Glaube —
Und ihn entreißt mir keine Macht!
Ob Nebel mir den Anblick raube,
Ob ihn verhülle dunkle Nacht:
In meinem Herzen wird er strahlen
Mit seinem reinen Himmelslicht —
Was mich erquickt zu tausend Malen,
Das raubet eine Welt mir nicht!

Noch sitzet ja auf seinem Throne
Der alte unumschränkte Gott,
Noch trägt er seine Herrscherkrone
Und straft gerecht des Frevlers Spott:
Der Gott, der wird mich nicht verlassen,
Ob mich die ganze Welt verläßt —
Drum will ich seine Lieb' umfassen,
In der sich's sicher ruhen läßt!

Meine Versetzung nach Gleiwitz wurde in Folge des ärztlichen Attestes, daß eine so weite Reise meiner Gesund=

heit nachtheilig sein könnte, in eine nach Cottbus verwandelt, wohin ich Ende Januar 1841 reisen sollte. Da ich jedoch um einen Post-Freipaß über Berlin gebeten hatte, um Seiner Majestät dem Könige meine Erlebnisse vorzutragen, so stand im Post-Freipaß die Tour vorgeschrieben, „von Halle über Delitzsch, Torgau, Elsterwerda, Hoyerswerda nach Cottbus", was etwas ganz Abnormes war, da es sonst nnr heißt: Post-Freipaß zur Reise von Halle nach Cottbus. Hierin sollte aber die Behörde nicht ihren Willen haben, sondern die Vorsehung schenkte mir ein Zeichen, daß sie mein demüthiges und gläubiges Flehen erhört hätte, und befestigte dadurch mein Vertrauen zu ihr, welches noch niemals gewankt hatte.

Mit schwerem Herzen nahm ich von meinen Freunden in Halle Abschied und bestieg den Postwagen Nachmittags. In Delitzsch erzählte man sich schon, die Elbe solle plötzlich sehr gewachsen sein, und man fürchtete einen Durchbruch der Dämme. Da stieg ein Gedanke in mir auf: „es wäre doch wunderbar, wenn jetzt gerade die Dämme durchbrächen!" Doch ich überließ Alles Dem, der am besten weiß, was uns nützt, und der zu Gericht sitzt über Groß und Klein. Wir kamen nach Torgau. Da wurde uns gesagt, es wären reitende Boten ausgesandt, um zu erkunden, ob die Dämme durchbrochen, oder die Chaussee noch fahrbar wäre. Um 5 Uhr kamen die Boten zurück und verkündigten, daß die Dämme wirklich in der Nacht durchbrochen und die Chausseen überschwemmt wären. Da nun nicht abzusehen war, wann die Straße wieder fahrbar würde, so wurde mir von Amtswegen in meinem Post-Freipasse attestirt, „die Post könne wegen Durchbruch der Dämme nicht weiter befördert werden", und ich reiste nun über Luppe-Dahlen auf der Eisenbahn nach Halle zurück, nachdem ich von der genannten Station, wo ich warten mußte, meinem Herzen Luft gemacht, und dem General-

Postmeister von Nagler berichtet hatte, indem ich ihm den Schlußvers des oben abgedruckten Liedes:

> Noch sitzet ja auf seinem Throne
> Der alte unumschränkte Gott u. s. w.

mittheilte, und das ungerechte Verfahren der Behörde mit diesem augenscheinlichen Gottesurtheile zusammenhielt.
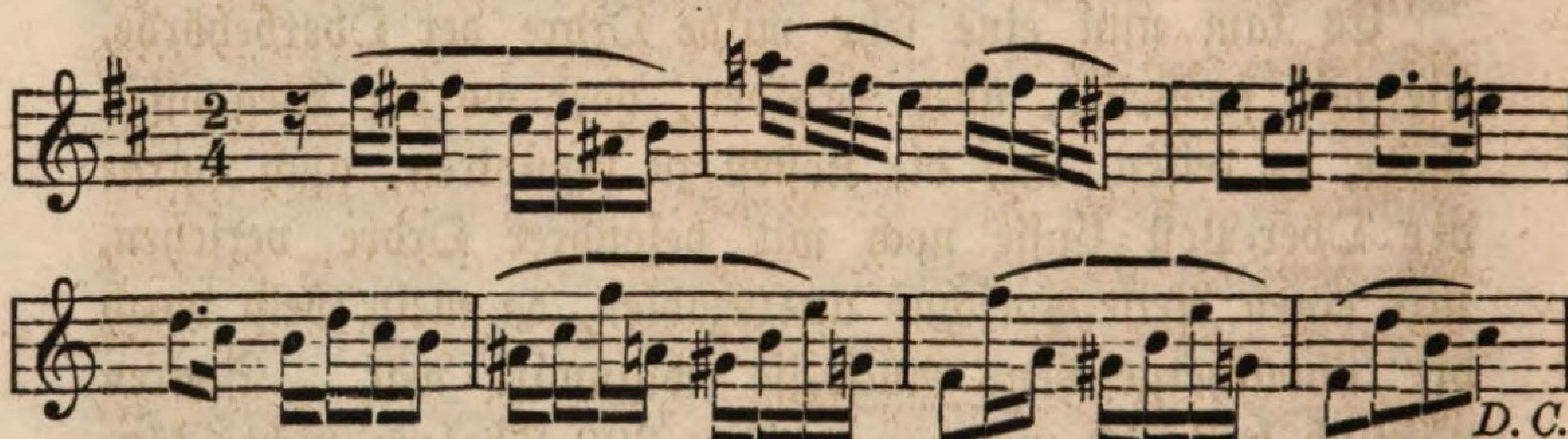
Meine Wiederankunft in Halle glich einem Triumphzuge, denn die Freude und Ueberraschung meiner Freunde war unbeschreiblich.

Es kam nun eine sehr milde Ordre der Oberbehörde, die mir freistellte, über Dresden, oder wo der Weg offen wäre, zu reisen, und die Kosten zu liquidiren, auch wurde die Ober-Post-Casse noch mit besondrer Ordre versehen, mir einen Reise-Vorschuß auszuzahlen, da mein Geld durch die unvorhergesehene Rückreise consumirt war. Sparen nämlich hatte ich mir von meinen 300 Thalern nichts können; ich hatte aber nie einen Pfennig Schulden, und hatte mir im Laufe der Zeit eine ganz ansehnliche belletristische Bibliothek angeschafft, meist allerdings antiquarisch.

Die 14 Tage, die ich nun noch in Halle verleben mußte, bis die neue Verfügung des General-Post-Amtes eingegangen war, kamen mir vor, wie meinem Leben geschenkt, und alle meine Freunde, die dem falschen Spiele jenes Neidhardes immer schon mit Unwillen zugesehen hatten, theilten meine Freude so recht von Herzen, und gaben mir dies durch unzweideutige Beweise zu erkennen. Es war mir ja, dem hämischen Menschen gegenüber, eine Rechtfertigung geworden, wie sie selten Einem zu Theil wird, und ich war hierdurch gewissermaßen gestählt, allem ferneren Mißgeschick, das mich treffen sollte, muthig, ja freudig entgegenzugehen; denn ich hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß mich Gott niemals verlassen würde.

Als ich auf meiner Rückreise, von Luppe=Dahlen nach Halle, Leipzig berührte, machte ich Felix Mendelssohn meinen Besuch, wurde auch sehr freundlich von ihm aufgenommen, und er componirte mir einen Räthsel=Canon, wie er ihn selbst nannte, und mir erklärte, daß er ein musikalisches Räthsel enthalte, dessen Auflösung ebenso gefunden werden müßte, wie bei jedem andern Räthsel. Für die musikalischen Leser lasse ich denselben hier folgen, da es gewiß Manchem Freude machen wird, die Lösung zu finden:

Canone a 2.



Der Componist schrieb mit seiner schönen, sich stets gleichbleibenden Handschrift darunter:

„An Herrn Arthur Lutze.
Zur freundlichen Erinnerung an die Wassersnoth in Torgau und den Aufenthalt in Leipzig am 25. Januar 1841.
Felix Mendelssohn=Bartholdy."

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Cottbus. Familie Palmié. Kassen-Diebstahl. Nervenfieber in Langensalza.

In Cottbus fand ich ein kleines Amt und mehrere Beamten von ziemlich untergeordneter Intelligenz. Interessant war es mir, daß die Wendischen Stämme hier noch so zahlreich vertreten waren, daß sowohl in der Stadt selbst, als auch

vielfach auf dem Lande noch wendisch gepredigt wurde und manche Dienstmädchen fast kein Wort Deutsch verstanden.

Ich wurde zunächst mit der Familie Palmié bekannt, da der schon bejahrte Vater der Bruder des Ober-Consistorialraths Palmié in Berlin, meines früheren Gymnasial-Directors am Collège français war. Die bedeutendste der Töchter war Rosalie, im Hause Schleiermacher's, mit dem sie verwandt war, erzogen. Sie spielte ganz ausgezeichnet Klavier, und namentlich das Seelenvolle ihres Spiels zog Jedermann an. Meine meisten Freistunden verbrachte ich in dieser eben so geist- als gemüthvollen Familie, und ich wurde daselbst fast als Mitglied derselben betrachtet. Einst spielte Rosalie mir etwas vor, während ich mich auf den Fenstertritt gesetzt hatte. Die Töne klangen mir so wunderbar poetisch, daß urplötzlich einige Verse entstanden, und als sie endigte, rief ich aus: „Das war ein Gedicht!“ — Sie hatte das erste von Mendelssohn's Liedern ohne Worte gespielt und das Gedicht „Bote Gottes“ war bei mir entstanden. Das Merkwürdigste dabei ist, daß meine Worte so zu dem Liede passen, daß es zu dessen Melodie gesungen werden kann, was später erst ein Musiker entdeckt hat.

In Cottbus fing noch eine schwere Prüfung für mich an, trotzdem ich dort das angenehmste Leben führte, an dem bejahrten Palmié einen treuen Freund, und an dessen Tochter Rosalie eine wahre Freundin gefunden hatte. Aus Berlin traf meine Versetzungs-Ordre nach Langensalza ein, und als ich den Kassen-Abschluß der Zeitungs- und Expeditions-Kasse machte, fehlten mir circa 200 Thlr. Sowohl der Postmeister als auch der Haupt-Kassirer, welches Beide keine besonderen Rechner waren, fertigten einen anderen Abschluß an, doch jeder lautete anders, und weder ich, noch der Amtsvorsteher wußten genau, wie es eigentlich stände; ich aber tröstete mich damit, daß irgend ein Rechenfehler sich eingeschlichen hätte, weil ich doch am besten wußte, daß

ich nichts aus der Kasse herausgenommen hatte. — Ich reiste nach Langensalza ab, doch wenige Tage nach meiner Ankunft daselbst erhielt ich einen Brief vom Postmeister aus Cottbus, der mir anzeigte, „daß sich ein Defect von 160 Thlrn. herausgestellt hätte, und daß ich die Summe schleunigst einsenden möchte, weil er sonst Anzeige davon beim hohen General-Post-Amte in Berlin machen müßte.“ Ich schrieb inzwischen an meinen Freund und Gönner, den damaligen Geh. Ober-Post-Rath Schmückert, theilte ihm die Sache mit, und fragte ihn um Rath. Leider traf ihn dieser Brief aber nicht mehr an, da er auf längere Zeit verreist war, und ich nahm sein Schweigen als Bejahung an, und schrieb nach Cottbus zurück, der Herr Postmeister möchte nur die nöthige Anzeige machen, da ich Nichts aus der Kasse herausgenommen hätte, und eine Untersuchung ja das Nähere ergeben müßte. Längere Zeit hörte ich nichts von der Sache, bis mir eines Tages eine Vorladung vor das Ober-Landes-Gericht in Naumburg a. d. S. zuging, da ich vom General-Post-Amt zur Criminal-Untersuchung gezogen war. Dies hätte mir wenig Herzeleid gemacht; doch tiefer betrübte mich das Gerücht, welches sich, nach meiner Abreise, in Cottbus verbreitet hatte, und auch zu meinen Freunden gedrungen war. Es hieß nämlich daselbst, „ich hätte die Kasse angegriffen, und würde dafür ins Zuchthaus kommen.“ Dies schrieb mir mein Freund Palmié, der es jedoch nicht glaubte, da er wußte, wie einfach und eingezogen ich gelebt hatte, denn er kannte ja alle meine Verhältnisse. Wie sich später ergeben hat, so war der Dieb, der meine Kasse, die ich nie mit Argus-Augen bewachte, bestohlen hatte, im Postamt selbst, und suchte all dergleichen Gerüchte zu verbreiten, um den Verdacht von sich abzulenken, was ihm auch für den Augenblick gelang, und von dem mit Verstand sehr gering begabten Postmeister keinen Widerspruch erfuhr. Jener Schurke hatte endlich verbreitet, da dem ersten Gerüchte von

meinen Freunden stets widersprochen und darauf hingewiesen wurde, wie einfach ich gelebt hatte, „ich hätte vor Gericht einem wendischen Mädchen 160 Thlr. Alimentations-Gelder auszahlen müssen, und würde dazu wohl jene Summe verwendet haben.“ Als mir dies meine Freunde aus Cottbus mittheilten, die darüber außer sich waren, empörte sich mein ganzes Innere, und ich schrieb umgehend zurück, „sie möchten sogleich auf dem Gericht Nachfrage darüber halten, und zu erfahren suchen, welcher Schurke diese Lüge erdacht und verbreitet hätte.“ Dies geschah, und wieder umgehend erhielt ich die Nachricht, daß jenes Gerücht auf einer Verwechselung mit einem andern Beamten beruht hätte.

Wie alles dies auf meine Seele eingewirkt hatte, kann sich Jeder denken. Ich wußte mich rein, und von allen Seiten drangen die schändlichsten Verleumdungen zu meinen Ohren, was nicht geschehen wäre, wäre ich noch an Ort und Stelle gewesen. Dazu kam der Bruch mit meiner Braut, die ich von Herzen liebte, was früher schon ausführlich erzählt ist. Das konnte der schwache Körper nicht ertragen. Gott, den ich oft um Hülfe in der Noth angefleht hatte, sandte mir diese. Ich verfiel in ein Nervenfieber, wurde meiner Sinne beraubt, und ein leichter Wahnsinn mit den lieblichsten Bildern versetzte mich aus dieser Welt der Noth und Angst in eine andere, schönere Welt der Phantasie. Der Doctor Günther in Langensalza behandelte mich, doch da meine Krankheit, durch ihre seltenen Neben-Erscheinungen, in der Stadt Aufsehen erregt hatte, so besuchten mich auch allöopathische Aerzte, auf Ansuchen des Postdirectors auch der Kreis-Physikus, der den Tod als Ausgang prognosticirte. Deshalb bat Dr. Günther den Medizinalrath Blau aus Gotha zu Hülfe, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, da ihm durch die Regierung wohl die Behandlung von Thieren, nicht aber von Men-

schen gestattet war; ich aber nur zu homöopathischen Arzneien Vertrauen hatte, und lieber von einem Laien homöopathisch, als von dem gelehrtesten Professor der Medizin allöopathisch behandelt werden wollte. Nur mit Dankbarkeit kann ich der treuen Pflege meiner Wirthin, der Frau Quartiermeister Zimmermann, gedenken, die jedoch nicht immer bei mir sein konnte; daher ist es vorgekommen, wie mir der Kreis-Physikus später selbst erzählt hat, daß er mich einmal angetroffen, wie ich im Hemde an einem Stocke in der Stube umhergewankt bin, angeblich um etwas zu suchen, daß derselbe gedacht hat, ich würde jeden Augenblick zusammenbrechen; denn dies ist in der Fieberhitze geschehen, hat mir aber wunderbarerweise doch nichts geschadet. Zwei fixe Ideen blieben während der ganzen Krankheit. Erstens glaubte ich fest, ich wäre Hof-Prediger in Berlin und verheirathet; und da erzählte ich denn dem Dr. Günther eine ganze Predigt, die ich am vergangenen Sonntage gehalten hätte. Erzählte unter Anderem, wie mir der König nach der Predigt, als Zeichen seiner Anerkennung, eine Kette mit einem goldenen Kreuz umgehängt und dabei gesagt hätte: „Predige das Wort deß, dessen Bild du auf Deiner Brust trägst, ferner stets lauter und rein!" Dies geschah nicht etwa in der Fieber-Phantasie, sondern es war mir, als hätte ich es wirklich erlebt, und noch heute weiß ich Alles genau, was ich gesprochen habe. Es ist noch ein Brief vorhanden, den ich mit wahren Krähenfüßen geschrieben und dann adressirt habe: „An Frau Hofprediger Lutze in Berlin." Derselbe wurde, wie sich von selbst versteht, von dem Post-Director zurückbehalten, und mir später wieder eingehändigt.

Die 2te fixe Idee war, daß ich für die Hälfte einer Locke von Göthe (die ich wirklich besitze), von einem reichen Engländer dreimalhunderttausend Pfund Sterling in Papieren erhalten hätte. Diese, bildete ich mir ein, wären

mir aus meiner Vorderstube, während ich geschlafen, gestohlen; deshalb stand ich öfters auf, um nachzusehen, ob sie wirklich fort wären. Eines Tages bat ich meine Wirthin, die Polizei holen zu lassen; verschiedene Ausflüchte ließ ich nicht gelten, vielmehr bestand ich mit Heftigkeit darauf. Gegen Abend erschien ein vermeintlicher Polizei-Beamte (es war ein Postillon, den ich noch nicht kannte, im Uniforms-Mantel); als ich ihm den Diebstahl erzählt hatte, bat ich ihn, alle Wirthshäuser zu durchsuchen und bei verdächtigen Personen Haussuchung zu halten, versprach ihm auch eine gute Belohnung, wenn er mich wieder in Besitz meines Geldes brächte. Ferner bestellte ich, er möchte den Herrn Landrath in meinem Namen bitten, daß er alle Gensdarmen beauftragte, in den umliegenden Ortschaften zu vigiliren &c. Der Mann schien mir sehr dumm zu sein, da er fast gar nicht antwortete, sondern nur unverständlich „ja" murmelte. Als er hinaus war, sagte ich zu meiner Wirthin, wenn alle Polizei-Beamten hier so dumm sind, dann werden sie den Dieb wohl nicht entdecken. Dr. Günther gab mir, nachdem die Hitze durch Acon., Bryon., Rhus und Bellad. gemildert war, gegen Ende der Krankheit, der fixen Ideen wegen: Veratrum x., wonach es sich in meinem Kopf förmlich lichtete. Zuerst erhoben sich Zweifel, ob ich wirklich Hofprediger und verheirathet wäre, und eines Tages sagte ich zu meinem Arzte: „mir ist jetzt, als hätte ich es mir nur eingebildet," was er mir auch bestätigte. Bald darauf machte er mit mir den ersten Spaziergang; doch noch längere Zeit hielt ich an der 2ten Idee fest, so daß Frau Postdirectorin ganz ängstlich wurde, als ich ihr einen Besuch machte, und erzählte, welche Einbildungen ich in der Krankheit gehabt, aber hinzufügte, „nur mit dem Diebstahl hat es seine Richtigkeit."

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Eingabe an den König über Post-Verbesserungen. Vergrößerung meiner Praxis.

In Langensalza vollendete ich eine Eingabe an Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm IV., welche hier wörtlich wiedergegeben wird.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Bisher habe ich nur in literarischen Beziehungen die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu berichten und Allerhöchstderen huldreiche Erwiederungen zu empfangen.

Diesmal ruft mich ein höherer Zweck, die Pflicht, und ich wähle diesen Weg nur aus dem Grunde, damit jeder meiner Collegen und Vorgesetzten wisse, was ich Ew. Majestät berichtet, da manche dunkle Gerüchte mich vorsichtig und bange gemacht haben, und ich auch den Schein vermeiden möchte, als hätte ich aus persönlichem Interesse gesprochen. Noch niemals habe ich von Ew. Majestät etwas für mich — in Beziehung auf meinen Beruf als Postbeamter — erbeten, sondern ich halte dafür, Ew. Majestät gegenüber müsse jede Persönlichkeit in den Hintergrund treten; ja, wenn ich selbst von höheren Staatsbeamten dazu aufgefordert bin; wenn mir selbst Unrecht geschehen wäre, was nur Ew. Majestät gut machen könnten; ich würde dennoch schweigen, weil es nur mich betrifft, und ich ehrwürdig graues Haar nicht betrüben mag.

Als preußischer Unterthan aber, und noch vielmehr als königlicher Beamter, der seinen Eid der Treue nicht bloß der Form nach, sondern aus vollem Herzen zuerst Ihres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät geleistet, und sodann

Allerhöchstihnen erneuert hat, halte ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit, Ew. Majestät Blick auf scheinbar unerhebliche Mängel in der Postverwaltung zu richten, die aber — vom Gesichtspunkte der Moralität aus betrachtet — von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung werden.

Folgende vier Thesen erlaube ich mir aufzustellen und deren Entwicklung in kurzen Worten folgen zu lassen:

1.

Aus moralischem Gesichtspunkte betrachtet ist es nothwendig, daß den Postbeamten die Portofreiheit für ihre eigenen Sendungen gesetzlich bewilligt werde.

Strengste Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit müssen die Grundpfeiler des Charakters namentlich jedes Postbeamten sein, weil dieser gerade, bei dem immerwährenden Verkehr mit Geld, in kleinen, so wie in bedeutenden Summen, täglich, ja stündlich der Versuchung ausgesetzt ist, dem bösen Hange und der trügerischen Lockung zu folgen, die tausend Andere — aus Mangel an Gelegenheit — nicht kennen.

Dadurch, daß man einem soeben vereidigten Postschreiber bedeutet, sobald er beim Eintragen der Correspondenz einen Brief mit der Addresse an einen Postbeamten findet, solchen uneingetragen beizulegen, damit kein Porto darauf falle — was allgemein geschieht und nie ausgetilgt werden kann — wird zum ersten Mal seine Gewissenhaftigkeit, sein Rechtlichkeitssinn erschüttert und in einem Punkte wankend gemacht. Sagt man ihm zur Beruhigung, daß die Behörde es recht gut wisse, und nur ein Auge dabei zudrücke; daß auch die höchsten Vorgesetzten sich diese Willkür erlauben, obgleich sie im Gesetz direct verboten sei, so kann dies die Verletzung seines richtigen Gefühls nicht heilen, sondern vielmehr nur empfindlicher verwunden.

Er wagt es nicht, dem älteren Collegen zu widersprechen, will auch nicht als Sonderling erscheinen, und die zarte Regung des Besseren schläft nach gerade ein: — der erste Schritt ist gethan. Vor dem ersten Schritt zum Unrecht soll der Mensch sich am meisten hüten; und hier wird er, ohne böse Absicht, dazu hingezogen, während sein Gewissen eingelullt ist.

Darum ist es nothwendig, daß die Behörde diesem unvermeidlichen Uebel vorbaue, dadurch, daß sie den Postbeamten freie Beförderung ihrer Briefe und Packete bewillige, wie es in anderen Ländern, als in Braunschweig, Hannover ꝛc. der Fall ist.

Es wird dadurch nur das gesetzlich erlaubt, was außerdem ungesetzlich doch nicht unterbleibt; das Gewissen aber ist befreit, und in moralischer Hinsicht ein unabsehbarer Fortschritt gethan.

2.

Die Post-Unterbedienten müssen nicht (der Ersparung wegen) mit so geringen Gehältern — als jährlich sechszig Thaler — angenommen, viel weniger mehrere Jahre hindurch in der Art besoldet werden; sondern die geringste jährliche Besoldung muß (wie auch der Etat in der Regel vorschreibt) zweihundert Thaler betragen.

Sechszig Thaler jährlich sind fünf Thaler monatlich, fünf Groschen täglich. Wie kann ein Mensch, der sich anständig gekleidet halten soll, und oft Tag und Nacht im Dienst angestrengt beschäftigt ist, ehrlich damit auskommen?! Ich weiß mehrere Fälle, wo dergleichen Subjecte oft halb in Verzweiflung umherliefen und nicht wußten, was sie anfangen sollten, wenn ihre Kinder um Brodt schrieen, und sie von ihren fünf Groschen doch nichts mehr übrig hatten, und alle ihre Gesuche um Verbesserung fruchtlos gewesen waren.

Die sechste Bitte des Vaterunsers heißt: Führe uns nicht in Versuchung! Die Behörde darf aber die Treue ihrer Diener — namentlich der ungebildeteren Klasse — nicht auf die Spitze schrauben, zumal dem Hunger und Durst und den weinenden Kindern gegenüber. Ich habe die traurigen Folgen davon sattsam erfahren, doch will ich hier keine Beispiele anführen. Jeder fühlt, daß ich genug gesagt habe, der da weiß, daß auch die Unterbedienten unvermeidlich mit Geldern verkehren, und daß die Gelegenheit, einer starken Versuchung zu folgen, ihnen stündlich offen steht.

3.

Königliche Post-Secretaire müssen nicht unter vierhundert Thaler Gehalt beziehen.

Jeder examinirte Postschreiber bekommt in der Regel fünf und zwanzig Silbergroschen Diäten, das beträgt dreihundert Thaler jährlich. Wenn derselbe diese dreihundert Thaler drei bis fünf Jahre lang bezogen hat, wird er durch eine Bestallung zum königlichen Post-Secretair ernannt und ihm die Verpflichtung auferlegt, sich eine Staats-Uniform anzuschaffen. Mit dieser neuen höheren Stellung sind, außer den Kosten für die Staats-Uniform, unerläßlich nothwendige Ausgaben verknüpft, und ein junger Mann, der nicht ganz einfach zu leben gewohnt ist, kommt, zumal bei häufigen Versetzungen, mit seinem früheren Gehalte nicht mehr aus, muß Schulden machen, und geräth in Verlegenheiten, die nur die Behörde durch die unangemessene Besoldung verschuldet.

Daher in der jüngsten Zeit die vielen Veruntreuungen von jungen Post-Secretairen, die — unter den triftigsten Gründen — vergeblich um Verbesserung ihrer Lage aufs Flehendlichste gebeten hatten.

Vierhundert Thaler ist gewiß keine unbillige Forderung für einen Königlichen Post-Secretair, und wenn diesem

noch geringen Gehalte angemessene Zulagen folgen, so hat derselbe weder zu sorgen noch zu klagen.

4.

Die Brief- und Packet-Annahmen und Ausgaben müssen Sonntags nur theilweise geöffnet sein.

Das Annahme- und Ausgabe-Fenster der Post-Bureaus ist täglich — auch Sonntags — von sieben Uhr früh bis Abends acht Uhr geöffnet. Mag dies auch für die Residenz- und großen Handelsstädte geeignet und angenehm sein, so ist es doch in kleinern Städten, wo es dem Publikum keinen sonderlichen Nutzen gewährt, für die Postbeamten äußerst drückend und lästig.

Ich selbst habe in Provinzialstädten oft ganze Sonntage lang am Postfenster gesessen, und es ist entweder Nichts oder nur ganz Unbedeutendes vorgekommen, was eben so gut am Sonnabend oder Montag hätte abgemacht werden können.

Da aber der Postenlauf in den letzten Jahren sich bedeutend vermehrt hat, und die meisten Städte täglich Postverbindungen haben, so wäre es hinreichend, wenn in allen mittleren und kleinen Provinzialstädten das Postfenster des Sonntags nur einige Stunden geöffnet wäre, damit der Beamte, der schon in der Woche Tag und Nacht hindurch genug geplagt ist, wenigstens am Sonntage einige Stunden sein eigen nennen kann, und nicht gezwungen ist, unnöthigerweise jede häusliche Freude, sowie selbst die Zeit zum Kirchenbesuch gänzlich zu entbehren.

Wenn auch diese Veränderung weniger durch die Nothwendigkeit bedingt würde, so wäre sie doch höchst wünschenswerth, und würde von allen praktischen Postbeamten — die eigentlich nur hierüber urtheilen können — mit Freude und Dank entgegen genommen werden, während

der fortlaufenden Einnahme nicht der geringste Abbruch dadurch geschähe.

Alles, was ich hier frei und unumwunden ausgesprochen habe, wie ein deutscher Unterthan zu seinem Könige sprechen soll, aus innigster Ueberzeugung und Herzensmeinung, ohne eigennützige Absicht, aber auch ohne Furcht vor Schaden und Nachtheil, den ihm eine ungünstige Aufnahme von Seiten einiger Vorgesetzten herbeiführen könnte, weil er die Wahrheit um der Wahrheit willen redet, — ist die Frucht einer neunjährigen Laufbahn im praktischen Postdienst, den ich in vierzehn verschiedenen Postämtern, mit allen seinen Vorzügen und seinen Mängeln, kennen gelernt habe.

Sollte man mich fragen, weshalb ich Dergleichen nicht zuerst meiner vorgesetzten Behörde vorgetragen habe, so könnte ich nachweisen, wie alles Dies bereits direct und indirect vergeblich geschehen, und wie ich Manches noch zu sagen hätte, was ich lieber verschweigen will, um meinen Vorsatz, hier nur das Nothwendigste vorzutragen, was die Pflicht mir gebietet, und meine eigene Person ganz in den Hintergrund zu stellen, nicht im Mindesten zu überschreiten.

Ew. Majestät werden meine Absicht nicht verkennen und Ihr klarer Blick wird schnell erforschen, ob ich Recht habe oder irre, was ich Allerhöchstderen gerechtem Urtheil in Demuth unterwerfe.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

Allerunterthänigster

Arthur Lutze,

Königlicher Post-Secretair.

Vorstehende Eingabe hatte ich zum Druck in einer besonderen Brochüre bestimmt, doch dies ward theils durch meine Versetzung nach Mühlhausen, theils durch überhäufte Geschäfte verhindert, und sie ist später ungedruckt auf indirectem Wege in die Hände des Königs gekommen, und hat den Anstoß dazu gegeben, daß jetzt die darin gerügten Uebelstände fast alle abgestellt sind. In Langensalza war mir in Bezug auf meine homöopathische Praxis schon ein freieres Feld eröffnet, da einige Laien, die homöopathischen Curirens wegen verklagt und vom Gericht freigesprochen waren, weil sie keinen Schaden zugefügt und keine Bezahlung dafür genommen, die Bahn gebrochen hatten. Kein Arzt und Apotheker klagte mehr, weil sie es für vergeblich hielten. Nach früheren Gesetzen nämlich kam man auf diese Art durch; nachdem auch ich, was erst später erzählt werden wird, daraufhin freigesprochen war, schärfte man das Gesetz bei der allgemeinen Revision durch den Zusatz, daß auch Derjenige der Medizinal-Pfuscherei schuldig zu halten sei, dem das Curiren durch einmaliges polizeiliches Verbot untersagt worden sei. Hierdurch ist den Laien das ausgebreitete Curiren in Preußen abgeschnitten, da sich fast immer Denuncianten finden, auf deren Anzeige das polizeiliche Verbot erfolgt, und sie dann dem Gesetze verfallen sind.

Ich besuchte in Langensalza ungehindert meine Kranken, mit der Apotheke in der Tasche, und nahm auch im Hause an, so viel da kamen, traf auch zuweilen mit Aerzten am Krankenbette zusammen, und diese verhielten sich ganz passiv. Nach meiner Versetzung nach Mühlhausen, welches nur 2½ Meile von Langensalza entfernt ist, kamen noch mehr Kranke, nicht bloß aus der Stadt und Umgegend, sondern von Langensalza, Treffurt, Wanfried, und aus den übrigen hessischen Städten bis Cassel, so daß ich z. B. am 5. August 1843 an einem Vormittage, ehe ich ins Post-Amt ging, 53 Kranke ins Journal eingetragen und

ihnen Arznei verabreicht habe. Es sind 6 Seiten in Großfolio damit beschrieben und ich begreife jetzt selbst kaum, wie ich damit fertig geworden bin; doch ich wurde oft schon vor 6 Uhr von Kranken geweckt, und fertigte ohne Unterbrechung bis 11 Uhr ab, zu welcher Zeit mein Dienst begann.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Versetzung nach Mühlhausen in Thüringen. Verleumdung, Untersuchung und Rechtfertigung.

Am 17. Mai 1842 reiste ich von Langensalza nach Mühlhausen und trat am 18. Mai meinen Dienst daselbst unter dem Postmeister Vahl an, mit dem ich früher schon in Erfurt, woselbst er Cassirer, zusammen gewesen war. Sowohl in seiner Familie, als auch in der des Justiz-Rathes Bader fühlte ich mich sehr heimisch und brachte die freien Abende in einer derselben zu. Auch hielt ich öffentlich einige literarische Vorlesungen, die sehr besucht waren und den Neid Einzelner hervorriefen, wie ich später erfuhr.

Die Untersuchung wegen des mir gestohlenen Geldes in meiner Casse zu Cottbus begann nunmehr bei dem Inquisitoriat in Heiligenstadt und ich mußte jedesmal zum Verhör hinüberfahren. Inzwischen aber sollte sich ein anderes Gewitter über mich entladen, welches mich sehr entmuthigt haben würde, wenn ich nicht durch den Vorfall in Cottbus, den ich allerdings mit dem Nervenfieber bezahlte, gelernt hätte, der Schlechtigkeit böser Menschen gegenüber ruhig zu bleiben und den Ausgang Gott zu überlassen. Es kam nämlich am 17. Januar 1843 folgende Verfügung des General-Postmeisters an den Postmeister Vahl an:

„Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der dortige Post-Secretair Lutze ein im Postwagen sitzen gebliebenes

junges Frauenzimmer überfallen — — habe. Ich fordere Sie auf, mir Alles, was Ihnen über diesen Vorgang bekannt geworden ist, auf Amtspflicht anzuzeigen, und sich darüber auszuweisen, ob und welche Schritte zur genauen Erörterung und Feststellung desselben von Ihnen geschehen sind.

Berlin, den 15. Januar 1843.

Der General-Postmeister.

v. Nagler."

Der Postmeister Vahl überreichte mir die Verfügung mit den Worten: „nun sehen Sie einmal, lieber Lutze, was es für Schufte giebt!" Denn Er wußte so gut wie ich, daß diese ganze Sache von einem Uebelwollenden erfunden war, um mir zu schaden; doch in solchen Stunden habe ich so recht den Werth eines guten Gewissens empfunden, denn ich blieb ganz ruhig dabei und freute mich vielmehr, daß Alle, die daran geglaubt hatten, durch das Ergebniß der Untersuchung sich ihres Leichtglaubens schämen müßten. Denn das bleibt fest stehen und habe ich die Wahrheit davon in allen Stadien meines Lebens erfahren, was ich erst dieser Tage in mein Gedenkbuch niederschrieb:

Böse Menschen und Feinde können uns wohl schaden, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, darüber hinaus können sie nicht. Die Vorsehung weiß sie zur rechten Zeit zu bannen und führt unsre Waffen. Daher kommt es, daß so oft unsre Feinde, ohne ihren Willen, zu unseren Wohlthätern werden, wenigstens unsre Sache fördern helfen, weil sie Alle, Böse und Gute, der Vorsehung zu ihren höheren Planen dienen müssen. Das meiste Gute, das ich in der Welt erlangt habe, verdanke ich meinen Feinden.

Die strengste Untersuchung wurde eingeleitet, sämmtliche Postillone beider Nachbarstationen vernommen, die Passagiere der Post ermittelt, mit welchen ich zur Aufwartung

Seiner Majestät des Königs nach Langensalza und zurück gefahren war, und der Postmeister **Vahl** konnte mit gutem Gewissen bescheinigen, daß ich jeden andern Tag mit ihm im Post-Amte gearbeitet hatte. Der Bericht des Postmeisters Vahl ging mit der Erklärung an Seine Excellenz den General-Postmeister v. Nagler ab, „daß die genaueste Untersuchung ergeben habe, daß jenes Gerücht aus der Luft gegriffen sei, ganz und gar auf Böswilligkeit beruhe und jedes vernünftigen Motives entbehre.“

Außerdem stellte mir der Postmeister Vahl noch folgendes amtliches Attest aus, worauf eine Anzeige im Mühlhäuser Wochenblatt basirt wurde, um Allen den Mund zu stopfen, die sich vielleicht ein Vergnügen daraus gemacht hätten, das Gerücht als unwiderleglich weiter zu erzählen.

Attest.

Der Herr Postsecretair Arthur Lutze ist mir nicht allein seit seiner 10monatlichen Beschäftigung im hiesigen Postamte, vielmehr schon als Kind in Stettin, und demnächst von Erfurt, wo er im Jahre 1836 bis 37 als Postschreiber beschäftigt war, bekannt. Sonach kann ich ihm das Zeugniß geben, daß er durch seine wissenschaftliche Bildung und sein vielseitiges Talent Eingang bei den angesehensten Familien gefunden, in welchen er stets gern gesehen wurde, zudem er einen makellosen Ruf sich fortwährend bewahrt hat.

Anfeindungen, deren Unlauterkeit sich in der Regel als Neid herausstellte, hat er, wie ich wahrgenommen, mehrfach erdulden müssen, selbst das kürzlich von Uebelwollenden über ihn ausgesprengte bösartige Gerücht entbehrt nach der amtlichen Untersuchung jedes rechtlichen, vernünftigen Motives. —

Da der ꝛc. Lutze ein sehr einfaches, geregeltes, anspruchsloses Leben führt, weder Wein, Bier, Taback, selbst nicht einmal Kaffee oder Thee genießt, so hat er auch hier niemals Gaststuben ꝛc. besucht. Seine freien Dienststunden, die er nicht zu seinem Privat-Studium anwendet, bringt er in Familienkreisen unter geistigen Beschäftigungen zu. In seinem Benehmen in und außer dem Dienste habe ich bislang nichts Tadelnswerthes gefunden, zweifle daher, daß ihm irgend etwas Nachtheiliges in Wahrheit thatsächlich dargethan werden könne; solches bezeugt auf Verlangen der Wahrheit gemäß.

Mühlhausen, den 2. März 1843.

Der Postmeister.

Vahl.

Und wirklich habe ich nach mehreren Jahren in Berlin noch einmal von diesem Atteste Gebrauch machen müssen, indem Jemand von jenem Gerüchte gehört und nichts von dessen Widerlegung erfahren hatte.

Nun erst kann sich Jedermann erklären, wie ich in der Schule des Lebens erzogen und endlich dahin gekommen bin, daß Gerüchte aller Art, die Uebelwollende erfunden haben, mir zu schaden, mich nicht näher berühren können, und wie ich nie auf dergleichen Gerüchte über Andre irgend etwas gebe; denn ich habe es an mir erfahren, daß die Annahme unrichtig ist, als liege jedem Gerüchte irgend Etwas zum Grunde. Oft ist ein Gerücht reine Erfindung Uebelwollender, ohne alle und jede Veranlassung, und der Besonnene wird immer erst prüfen, ehe er verurtheilt und an den Ausspruch Christi denken: Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, so werdet Ihr auch nicht verdammet!

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Criminal-Untersuchung und Verurtheilung.

Dies Alles sollte wohl nur ein Vorspiel sein zu dem größeren Mißgeschick, das mich treffen sollte, und die Vorsehung lehrte mich durch solche Erfahrungen größere Trübsal tragen. Ich habe schon erzählt, daß ich wegen der Untersuchung des mir aus der Post-Casse in Cottbus gestohlenen Geldes eine Vorladung vor das Inquisitoriat in Heiligenstadt erhalten hatte, welches 4 bis 5 Meilen von Mühlhausen entfernt ist. Sowohl der Criminal-Gerichtsrath, als auch der Actuar, die mich vernahmen, waren sehr liebenswürdig, und ließen aus jeder Frage, die sie an mich thaten, hervorblicken, daß sie von meiner Schuldlosigkeit überzeugt waren; ließen mich auch die Antworten selbst dictiren, nachdem wir sie durchgesprochen hatten, damit jedes Wort bei einer so wichtigen Sache abgewogen würde. Anders war das Verfahren des Post-Inspectors gewesen, der die Voruntersuchung führte. Dieser, bestochen durch die erste Untersuchung in Cottbus, wo der wirkliche Dieb anwesend gewesen war, und die Sache so viel wie möglich zu verwirren gesucht hatte, hielt mich für schuldig, kannte mich sonst ja auch gar nicht näher, und besaß wenig Menschenkenntniß und noch weniger Scharfblick. Zuerst frappirte mich sein Benehmen, und ich begriff nicht seine Kreuz- und Querfragen. Ich litt allerdings darunter in meinem Innern, doch zuletzt amüsirte es mich, wie er in seine Ansicht verritten war, und mir selbst eingestand, daß er mich für schuldig hielte, zwar in seiner Annahme schwankend geworden wäre, sie aber doch nicht aufgeben könnte, denn, schloß er: „ich habe große Menschenkenntniß!“ Da konnte ich mich des Lachens nicht mehr enthalten, mäßigte es aber soviel als möglich, und sagte sehr artig,

aber mit lachendem Munde: „der Ausgang der Untersuchung würde ihn eines Besseren belehren.“ So schieden wir auf Nimmerwiedersehn. Den Namen nenne ich nicht, weder bei dummen, noch schlechten Menschen, weil beide es nicht werth sind. Als eines Tages dieser Dummhans das Geständniß von mir erpressen zu können glaubte, erzählte er mir von seinen lieblichen Kindern, und schilderte den Seelenfrieden, welchen Er empfinde, wenn er zu ihnen käme, wie es aber in meinem Herzen anders aussehen müßte ꝛc. Als ich darauf nach Hause ging, dichtete ich folgenden Vers, den ich ihm Tags darauf als ein Product unsres Gespräches überbrachte:

Wenn Du Dein Kindlein in den Armen wiegst
Und seine Locken Deine Wangen küssen,
Du selber Dich in süßen Träumen wiegst
Der ersten Lieb mit ihren Hochgenüssen,
Und plötzlich mit den Blicken aufwärts fliegst,
Und siehst die Sterne, wie sie freundlich grüßen:
Dann denke an das höchste Glück hienieden —
Und ahne, welche Wonne — Seelenfrieden!

Wie anders und würdevoll das Benehmen des Criminalrichters war, habe ich schon erwähnt. Sowohl der Criminalrath, als auch der Actuarius schienen mich lieb gewonnen zu haben, luden mich nach vollendeter Sitzung zu sich, und führten mich auch in eine Gesellschaft ein. Die letzte Untersuchungs-Sitzung war gekommen. Der Criminalrath schien nicht ohne Bedenken zu sein, indem er mir sagte, daß das Gesetz laute: **„jeder Cassenbeamte würde grundsätzlich so lange für schuldig angesehen, bis er selbst den Beweis des Gegentheils liefern könne, sei es, daß er den Dieb entdecke oder gewaltsamen Einbruch nachweise.“** Er fügte aber hinzu, er habe die moralische Ueberzeugung, daß ich schuldlos sei, und wenn diese Ansicht nach Lesung der Acten und Verhandlungen sämmtliche Richter theilten, so könne ausnahmsweise auch wohl das

Nichtschuldig erkannt werden. Er sei selbst sehr gespannt auf dies Urtheil. Aehnlich sprach der Actuarius zu mir, doch schien dieser etwas ängstlicherer Natur und verhehlte mir seine Bedenken, dem sehr entschiedenen Gesetze gegenüber, nicht. Dieser wies mir aber auch die Nothwendigkeit jenes Gesetzes nach, weil sonst unter dem Vorwande des Diebstahls die größten Betrügereien vorkommen würden. Mir selbst war gar nicht bange, und ich dachte stets: die Wahrheit muß doch endlich an den Tag kommen! Nach etwa 6 Wochen erhielt ich die Vorladung zur Publikation des Urtheils. Wie gespannt ich war, kann Jeder leicht denken, und ich reiste getrost nach Heiligenstadt ab. Da die Post früh ankam, so wollte ich vor der Sitzung dem Criminal-Actuarius noch einen Besuch machen. Meine ganze Seelenstimmung spricht sich am Deutlichsten in dem Verse aus, der in mir auf dem Wege zu ihm entstand. Er lautet:

Kleinmüthig Herz, du willst verzagen,
Weil Gott dir gab ein Leid zu tragen —
Und nicht gethan, wie Du gewollt?
O, bleibe ruhig und sei stille,
Dich leitet ja sein heil'ger Wille,
Den du in Demuth ehren sollt.

Da war ich bei dem Hause des Actuarius angelangt. Ich klingelte, er trat heraus, und als ich ihm freundlich „guten Morgen" wünschte, bemerkte ich, daß ihm beim Händedruck die Thränen in die Augen traten; als ich nun sagte: „Es ist wohl nicht günstig ausgefallen?" erwiederte er: „sehr ungünstig!" ich aber sagte: „nun, sein Sie nur ruhig, die Wahrheit kommt doch endlich an den Tag!" Als ich dies aussprach, schien ihm ein Stein vom Herzen zu fallen, und er bewunderte meine Ruhe und Gefaßtheit dabei, und beschied mich sogleich nach dem Criminalgericht, da er noch eine kleine Arbeit habe, dann aber gleich folgen

werde. Ich ging, und machte nun unterwegs folgendes Gedicht:

O nein, ich werde nicht verzagen!
Mein Glaube ruht auf Felsengrund!
Und der mir gab das Leid zu tragen,
Der giebt auch Freudigkeit allstund.
Treu bleib' ich seinem Wink ergeben,
Fort wirk' ich nur an seinem Werk;
In seine Hand stell' ich mein Leben,
Aus seiner Füll' kommt meine Stärk'! —

Einst wird mir Alles sonnenklar,
Was jetzt mit Nacht umhüllet war!

Nun erfuhr ich das Erkenntniß, welches bestimmte: „**Amts-Entsetzung, zwei Jahre Festungs-Arrest; aber Beibehaltung der National-Cocarde und aller Ehrenrechte.**" Letzteres, scheinbar widersprechend, jedoch nothwendig, da mir nichts mich Gravirendes nachgewiesen werden konnte. Das erste Verdammungs-Urtheil, eben so gerecht nach dem Buchstaben des Gesetzes, da das Geld doch einmal fehlte, und ich den Dieb noch nicht ermittelt hatte. Zwar war einiger Verdacht auf einen Post-Unterbeamten gefallen, der ein sehr geringes Gehalt bezog (60 Thlr. jährlich), jedoch mit seiner Frau einen bedeutenden Aufwand machte. Dagegen war jedoch der erst-untersuchende Post-Inspector blind gewesen, weil der Dieb bei der Untersuchung in Cottbus zugegen war und alle Verdachtsgründe auf mich zu schieben wußte, während ich in Langensalza von alle dem Nichts wußte.

Kurze Zeit nach Publikation des Erkenntnisses kam folgende Ordre des General-Post-Amtes aus Berlin an das Post-Amt zu Mühlhausen:

Der Post-Secretair Lutze in Mühlhausen ist durch das Erkenntniß erster Instanz des Königl. Ober-Landes-Gerichts zu Halberstadt vom 20sten v. M. unter andern auch zu Amts-Entsetzung verurtheilt.

Das Post-Amt in Mühlhausen wird hiervon mit der Anweisung benachrichtigt, den ꝛc. Lutze vom Amte zu suspendiren, ihm die bis dahin übertragenen Geschäfte vorschriftsmäßig abzunehmen, und ihm die Diäten nur bis zum Tage der Suspension zu zahlen. Die Verhandlungen sind binnen 8 Tagen einzureichen.

Berlin, den 10. Juni 1843.

General-Post-Amt.
v. Nagler.

Nun war geschehen, was ich doch nur erwarten konnte, denn Jedermann wunderte sich schon, daß man mir während der 2jährigen Untersuchung eine Kasse gelassen hatte, es aber doch die Annahme des General-Post-Amts, daß ich nicht der Schuldige wäre, am Deutlichsten bekundete, da verdächtige Beamte sogleich suspendirt werden.

Nun wird man bald die Wege der Vorsehung, mich zum Arzte zu machen, begreifen; und wenn auch nicht gleich, so wurde mir doch von Zeit zu Zeit die Wahrheit jenes Wortes immer klarer, das ich in der Einfalt meines Herzens niedergeschrieben hatte:

„Einst wird mir Alles sonnenklar,
Was jetzt mit Nacht umhüllet war!“

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Familie Nordmann und Bader in Mühlhausen.

Ehe ich nun von meiner Uebersiedlung von Mühlhausen nach Potsdam spreche, will ich noch einige persönliche Verhältnisse berühren, die ich in Mühlhausen angeknüpft hatte.

Einen nicht unbedeutenden Einfluß auf meine homöopathischen Kenntnisse übte der Hofrath Nordmann, Kreis-Einnehmer, der schon die homöopathischen Versammlungen bei Hahnemann in Cöthen besucht hatte, seine Werke genau kannte, und ein vollkommen reiner Homöopath geblieben war. Ich hatte das Glück, seine jüngste Tochter von einem bedeutend großen Kropf zu heilen, war daher in der Familie sehr gern gesehn, und ging nie fort, ohne etwas von dem alten Herrn gelernt zu haben; ihm las ich auch den ersten Entwurf zu „Hahnemann's Todtenfeier" vor, denn schon in Mühlhausen hielt ich dieselbe öffentlich vor einer bedeutenden Anzahl von Zuhörern. Da ich mir in Mühlhausen neue Arzneien bereitete, so potenzirte ich öfters bei meinem Freunde und schüttete mir in der Regel die alten Streukügelchen in den Thee, doch immer mehrere Mittel zusammen, und hatte nie eine Wirkung davon bemerkt, weil ich sehr kräftig, und im gesunden Zustande nicht empfänglich für die Einwirkung von Arzneien bin. An einem Abende fand ich noch, nach Genuß des Thee's, ein Cylinderfläschchen mit Digitalis; ich schüttete mir sämmtliche Körnchen in die Hand und aß sie auf (etwa 200 Stück). Ich empfahl mich; doch als ich noch nicht bei meiner Wohnung angekommen war, fühlte ich einen so empfindlichen Schmerz und ein Lähmigkeitsgefühl im Kniegelenk, daß ich kaum bis zu meinem Hause hinhumpeln konnte. Am nächsten Morgen war es verschwunden. Ich las über Digitalis nach, und fand dieselben Symptome bei der Prüfung erwähnt. Das war das erste Mal, daß ich eine Wirkung einer solchen Potenz an mir selbst im gesunden Zustande wahrnahm, und ich bekam mehr Respect vor den Körnchen, und trank sie niemals wieder im Thee.

Eine 2te Familie, in der ich mich ganz heimisch fühlte, und in der mein Gemüth seine volle Nahrung fand, war die des Justizraths Bader. Alle Glieder derselben, beson-

ders aber die beiden ältesten Töchter Lina und Agathe, so wie der älteste Sohn Wilhelm hatten das größte Interesse für Poesie, und während Alles arbeitete, las ich ihnen Gedichte vor, und Wilhelm rauchte sein Pfeifchen dabei, oder ruhte von den Tagesgeschäften aus, denn er war Jurist und ein tüchtiger Arbeiter. Ich fühlte mich unbeschreiblich wohl, weil ich wie zur Familie gehörig angesehen wurde und Leid und Freude mit erfuhr und tragen half. Als ich einmal nach Treffurt zu Kranken gefahren war, machte ich folgendes Gedicht, welches das Familienleben ganz wahr darstellte und nicht geringe Freude erregte; denn ich sandte es mit der Post hin. Es lautet so:

Seinen lieben Freunden in Mühlhausen.

Es grüßt Euch im trauten Vereine
Der ferne verlassene Freund;
Bei Lämpchens erlöschendem Scheine
Mit Euch nur im Geiste vereint.

Wohl möcht' er hinüberfliegen
Und wechseln manch sinniges Wort —
Ermattet ins Eckchen sich schmiegen
Und ruhen am traulichen Ort.

Horch! — hör' ich dort Emma nicht spielen!?
Stimmt Tantchen nicht singend mit ein? —
Wie Lin' und Agathe einfielen — —
Tritt Lottchen mit Aepfeln herein.

Mamachen — sie sitzet am Rädchen
Und nicket mitunter dazu;
Dann ziehet sie wieder ihr Fädchen —
Und endlich geht still sie zur Ruh'.

Die Kleinen, sie schlummern schon lange —
So Klärchen als Fried — in der Höh'!
Und Theodor steht auf dem Gange,
Als thät' ihm das Scheiden so weh.

Da kommt der Papa mit der Leuchte,
Und Wilhelm, sein Pfeifchen im Mund, —
Nun denket auch Arthur ans Scheiden,
Es mahnt ihn die nächtliche Stund'! —

Doch ist er auch von Euch gegangen,
Er bleibt Euch im Geiste doch nah!
Hier habt den Beweis Ihr empfangen —
Bald ist er auch körperlich da! — ? — !

Treffurt, am 9. Februar 1843. Euer **Arthur.**
Abends.

Ich lernte hier den Werth und das Glück des Familienlebens so recht kennen, und wenn es die Verhältnisse, das viel bewegte und zerstückelnde Berufsleben mir nicht gestatteten, ein ähnliches Familienleben zu führen, so wird die Sehnsucht danach doch immer rege in mir bleiben. Das Bader'sche Haus war ein Bild des Familien-Glückes, unter Sorgen und Trübsal, was ja auch nicht fehlen darf.

Ehe die früher erwähnten Gerüchte aufgeklärt waren, hatten boshafte Menschen dies ausgebeutet und „eine gute Freundin" auch der alten schwachen Mutter einen Floh ins Ohr setzen wollen, indem sie gemeint hatte, man spräche Allerlei über ihre Töchter, da ich doch so bekannt im Hause wäre und täglich aus- und einginge. Die Mutter war darüber sehr bestürzt, weil sie mich sehr lieb hatte, auf der andern Seite aber ihre Töchter compromittirt glaubte. Da stellte ich dem Vater die Sache vor und erbot mich (so schwer es mir auch geworden wäre), sein Haus zu meiden, um alle weiteren Nachreden abzuschneiden, da sagte der Vater zu mir: „Lieber Lutze, Sie sind uns stets ein treuer, lieber Freund gewesen, und Sie wissen, wie wir Alle Sie herzlich lieb haben. Lassen Sie die Leute reden, was sie wollen, aber kommen Sie nach wie vor zu jeder Tageszeit, wenn Sie ein Stündchen frei haben, zu uns. Von den neidischen und boshaften Menschen, die über Sie reden, haben wir nichts, aber von Ihnen viel; darum bleibt es beim Alten!"

Die Rede dieses alten würdigen Familienvaters that meinem Herzen sehr wohl, obgleich ich auch bei verkehrter Ansicht ihm nicht hätte zürnen können. Seine Denkungsweise wurde aber auch von der Vorsehung herrlich belohnt, denn Sie ist ja die Vergelterin Alles Guten und Edlen.

Bei Gelegenheit meiner Untersuchung in Heiligenstadt machte ich einstmals einen Abstecher nach Göttingen, wo ein Jugend-Bekannter von mir, der Sohn der intimsten Freundin meiner Mutter, Rudolph Redepenning aus Stettin, Dr. und Professor der Theologie und Universitäts-Prediger war. Ich fand ihn noch unverheirathet, und als ich ihn nach dem Grunde fragte, erwiederte er, daß er wenig Bekanntschaften habe, und ihm die Professoren-Töchter, die meist an Putz 2c. hingen, nicht zusagten. Da sagte ich zu ihm: „Ich wüßte wohl eine Frau für Dich,“ und schilderte ihm Agathen's Wesen, wie es gerade der Mund eines Freundes versteht.

.Er wurde nachdenkend und als er einen von ihr an mich gerichteten Brief las, sagte er, ja da ist Kern drin, die Sache will ich mir einmal überlegen. Er versprach, mich in den nächsten Ferien zu besuchen; doch kaum war ich wieder in Mühlhausen, so erhielt ich schon einen Brief von ihm, daß er Sonnabend abfahren und Sonntag ankommen würde, da möchte ich ihn der Familie Bader vorstellen, ohne jedoch irgend etwas von unserem vertraulichen Gespräche zu erwähnen. Er kam, aß Sonntags Mittag bei meinen Freunden, machte nach Tisch einen Spaziergang mit und unterhielt sich viel mit Agathe, doch konnte ich, bei seiner ihm eigenthümlichen Ruhe, nicht erkennen, welches dabei seine Seelenstimmung war. Um 9 Uhr Abends, nachdem noch ein starkes Gewitter eingetreten war, brach er auf, und ich war äußerst begierig auf sein erstes Wort, welches ich nicht schnell genug herauslocken konnte. Er sagte: ich weiß nicht, ob ich Agathe, oder Deine Gabe zu schildern mehr bewun-

dern soll, denn Du hast nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt, sondern gerade so, wie Du sie schildertest, ist sie auch, und — so Gott will — wird sie meine Frau. Charakteristisch für ihre kindliche Einfachheit war es, daß sie förmlich zornig wurde, als ich sie anfing mit R. zu necken; da sagte sie ganz aufgebracht: „wie können Sie nur denken, daß solcher Mann sein Auge auf ein so unbedeutendes Mädchen richten wird, wie ich bin!"

In 8 Tagen hielt er um ihre Hand an, und in 6 Wochen war die Hochzeit, gerade noch vor meinem Abgange aus Mühlhausen. Die Freude der Eltern wurde noch dadurch vermehrt, daß ein sehr angesehener und beliebter Oberlehrer am Orte um die älteste Tochter Lina anhielt, und auch ihre Hand erhielt. Als ich Abschied nahm, schenkte mir der Vater unter Thränen der Freude ein altes Erbstück, einen Viertel-Nürnberger-Ducaten, mit dem Lamm und dem Kreuz mit der Siegesfahne. Er hatte ihn in ein Blatt eingewickelt, auf dem ich folgende Worte seiner Hand und seines Herzens fand, die mir unbeschreiblich theuer für mein ganzes Leben sein werden:

Beim Abschiede von Mühlhausen 1843.

Zum Angedenken dies Lämmchen hold,
Aus reinem Herzen, von reinem Gold.
Es trägt sein Kreuzchen mit Geduld,
Und ohne Murren der Menschen Schuld,
Hoch geht es überm niedern Wahne,
Drum trägt's am Kreuz die Siegesfahne;
Vom wahren Christensinn ein Bild,
Sanft, liebevoll, wohlthätig, mild.

So bist Du, lieber Lutze, gut,
Läßt für die Menschen Gut und Blut,
Bist wie das Münzchen selten.
Das mag Dir Gott vergelten
In beiden Welten!

Bader.

Manchem wird vielleicht die Frage auftauchen, warum ich nicht selbst an Agathe in Bezug auf mich gedacht habe, da ich ihre hohen weiblichen Vorzüge kannte, und sie dennoch ohne allen Egoismus dem Freunde überließ. Allerdings liegt diese Frage nah und wird nur dadurch erledigt, wenn ich erzähle, wie ich ein anderes Wesen liebte, das ich dereinst *mein* zu nennen hoffte, wie ungünstig sich die Verhältnisse auch gestalteten.

Dreißigster Abschnitt.

Meine zweite Liebe.

Nachdem ich von Ida getrennt war, und mich recht einsam und allein fühlte, denn ich war es so gewohnt, Alles, was mein Herz bewegte, auszutauschen, sah ich ein Wesen, an dem ich schon längere Zeit still vorübergegangen war, welches jetzt mein Interesse erregte.

Manche Seele wird fragen, wie es möglich ist, so kurze Zeit nach einem so herben Verlust schon wieder lieben zu können. Doch das menschliche Herz ist ein beweglich Ding, und wer will es ganz ergründen! Es kommt wohl nur darauf an, ob die Vorsehung es fügt, daß eine gleichgestimmte Seele ihm entgegentritt. Ist dies nicht der Fall, so wird der tieffühlende Mensch jahrelang, ja jahrzehntelang einsam hingehen, und abgeschlossen für sich in der Erinnerung leben, und daran genug haben; doch tritt ihm eine Seele entgegen, die harmonisch ihn berührt, ihn ergänzt, magnetisch ihn anzieht, so wird ihm sein, als ob dies Wesen, ihm verwandt, ihm längst bekannt wäre, und eine Harmonie, die Menschen nicht gemacht haben, und welche nie aufhören kann, verbindet die Seelen. *Menschen*

können wohl das äußere Band trennen, aber die Seelenverbindung bleibt bis in alle Ewigkeit. So war es zwischen mir und Ida, denn sie trug auch diesen Namen. Ich hatte ihr nichts von meinen innersten Gefühlen entdeckt, aber an ihrem seelenvollen Blicke, an ihrem freudigen Entzücken, wenn ich ein schönes Gedicht vorlas, an ihrer Theilnahme, wenn ich Etwas aus meinem Leben erzählte, war mir längst klar geworden, daß es nur eines Wortes bedurfte, um uns fürs Leben zu verbinden. Dieses Wort sprach ich an einem Nachmittage aus, als ich sie allein zu Hause fand. Zuerst war sie erstaunt und rief aus: „Sie haben ja eine Braut!“ Doch da belehrte ich sie, daß wir schon längere Zeit getrennt wären, daß ich es aber verschwiegen hätte, weil der Schmerz zuerst zu groß und zu tief war, und ich es später nicht übers Herz bringen konnte, es zu sagen. Auch blieb mein Verhältniß zu dieser Familie bei weitem unbefangner, so lange sie mich verlobt wähnte. Ich zeigte ihr den letzten Brief meiner ersten Ida, in welchem sie sich aufs Liebevollste, aber Entschiedenste von mir trennt, und wiederholte nun meine Frage, ob sie mich lieben könne, ob sie mein sein wolle? — Sie fiel mir um den Hals, und unter heißen Thränenströmen flüsterte sie: „ewig!“ Es war der erste und auch der letzte Kuß, den sie auf meine Lippen drückte, denn nun trat das Schicksal in Gestalt einer bethörten Mutter zwischen uns. Ich äußerte nämlich, ich wolle mich der Mutter vertrauen, doch Ida, die sonst ihre Mutter über Alles liebte, rieth mir ab. Bei mir aber siegte das Rechtsgefühl. Ich konnte und wollte eine solche Mutter nicht hintergehen, ihr nichts verschweigen; denn ich liebte sie, wie meine eigne Mutter, und sie mich, wie ihr eignes Kind. Nun wird man fragen, weshalb sie gerade mir entgegentreten konnte? Ja, das ist ein großes, schwer zu lösendes Räthsel, dessen Lösung ich jedoch zu übernehmen wage. Bei ihrem tief religiösen, leicht erregbaren Gemüthe und

streng rechtlichem Sinne hatte sie einen wahren horror gegen die leiseste Idee einer Untreue; und obgleich ich ihr noch an demselben Abend den Bruch mit meiner ersten Ida erzählte, und nur eine Andeutung von ihrer Tochter machte, so hatte sie sich das anders ausgedeutet, und hat sicher geglaubt, ich hätte jene ihrer Tochter wegen vernachlässigt, und den Bruch herbeigeführt, woran doch im Entferntesten nicht zu denken gewesen war. Dies war aber bei ihr zur fixen Idee geworden, von der sie sich nicht abbringen lassen und mich nicht mehr sprechen wollte, ja einmal die fürchterlichste Scene herbeiführte, als ich nur dies eine von ihr erbat, mich anzuhören. Es geschah nicht, und Ida wurde zu einer Verwandten aufs Land gebracht, wo ich sie auch nicht sprechen konnte, weil sie ihrer Mutter hatte schwören müssen, in keinerlei Verbindung mit mir zu treten. Ich schickte ihr ein Medaillon mit einer Haarlocke von mir und noch einige Kleinigkeiten; sie schickte Alles zurück, doch die Locke hatte sie behalten. Auch sie hatte mir, vor dem strengen Verbot, eine Locke ihres Haares geschenkt, in deren Umschlag ich die Worte fand: „Nur für Dich!" Ida wurde nun weit von mir getrennt, und ich erfuhr nicht einmal ihren Aufenthaltsort; ich aber lebte jahrelang in der Hoffnung, sie noch einstmals zu besitzen. Schrieb auch später von Potsdam aus an ihren Vater, erhielt aber zur Antwort, die Mutter würde nun und nimmermehr ihre Einwilligung geben; da fing die Hoffnung an zu schwinden, und ich that keine weiteren Schritte mehr. Sie hat sich viele Jahre darauf an einen Lehrer verheirathet, der mit ihr nach Brasilien ging, dort ist sie am Nervenfieber gestorben und ich konnte nicht umhin, bei der Nachricht von ihrem Tode folgendes Gedicht zu machen:

O Mutter, warum mußtest du uns trennen?!
Du wußtest nicht, wie tief das Lieben war. —
Da droben wirst du es dereinst erkennen,
Wo jeder Irrthum wird der Seele klar.

Du hast's gebüßt; — dein Hoffen war vergebens —
Denn deine Rose ist jetzt kalt und bleich. —
Ich büßt' es mit dem Glücke meines Lebens,
Und sehn' mich nach dem stillen Geisterreich!

Dort werd' ich meine Rose wiederfinden,
Wo keine Macht die treuen Herzen trennt,
Dort wird uns eine Ewigkeit verbinden,
Wie jenen Doppelstern am Firmament.

Dort giebt's kein Seufzen mehr, dort keine Klage;
Nur Freud' und Wonne eine Ewigkeit! —
Drum, armer Erdenpilger, — drum ertrage —
Denn deine Ruhestatt ist nicht mehr weit!

Aus jener Zeit stammen die Gedichte meiner Sammlung: Des Lebens Engel, Vergieb, Frühlings-Anfang, Warum?, Glaube, dulde, hoffe, Ich kenne Dich so ganz, Du hast so wunderbare Wege, Was weinst Du, weil Dich Leiden drücken? und

Beim Scheiden.

Die Du in meines Lebens Dornenkranz
So manche schöne Blüthe hast gewunden —
Wenn wir uns trennen — o vergiß nicht ganz
Der flücht'gen — unermeßlich schönen Stunden!

Das ist das Einz'ge, was uns ewig bleibt:
Erinn'rung an vergang'ne schöne Tage!
Sie ist's, die unsern Lebensnachen treibt
Und sanft beruhigt unsres Herzens Klage.

Einunddreißigster Abschnitt.

Meine Predigt vom Gottvertrauen.

Alles soeben Erzählte war noch in Langensalza geschehen, und meine Versetzung nach Mühlhausen zum Theil mit deshalb herbeigeführt, da die Eltern befreundet mit dem

Post-Director waren, und sicherlich darum gebeten hatten. Am 10 Mai, als die traurigste Catastrophe gespielt hatte, suchte ich meinen Schmerz dadurch zu lindern, daß ich unter dem Titel: „Predigt vom Gottvertrauen" folgende Blätter, die ich „zum Besten der durch die Feuersbrunst in Hamburg verunglückten Armen" drucken ließ, und sie zu Ida's Geburtstag am 13. Mai ausgab. Als Motto stand auf dem Tittel:

Wo Glaube, da Liebe;
Wo Liebe, da Friede;
Wo Friede, da Segen;
Wo Segen, da Gott;
Wo Gott — keine Noth!

Als „Vorbemerkung" findet sich Folgendes auf dem ersten Blatte:

In den Morgenstunden des 10ten Mai d. J. schrieb ich diese Predigt, mir zum Trost und zur Ermuthigung, da der Leidensbote mit mächtigen Schlägen auch an meine Thür gepocht hatte.

Da erscholl die Kunde von dem grenzenlosen Unglück durch die unerhörte Feuersbrunst in Hamburg, und ich beschloß, diese Predigt zum Besten der obdachlos umherirrenden Armen drucken zu lassen, damit sie ihnen — durch die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen — einige Hülfe in der Noth bringe, wie sie meiner Seele bereits Ruhe und Friede, Muth und Stärke geschenkt hatte.

Dies diene zur Entschuldigung über die Gabe, die als flüchtiger Herzenserguß nur für mich bestimmt war, und allein des Zweckes und der schleunigen Hülfe wegen dem Drucke übergeben wird.

Möge sie nicht ganz ohne Früchte bleiben, so ist mein Wunsch erfüllt.

Ausgegeben am 13. Mai.

Es kommen Stunden und Zeiten im Leben, in denen wir uns vorzugsweise gern mit Gott und göttlichen Dingen beschäftigen, weil wir

in der Welt und an weltlichen Dingen wenig Trost finden, und unser Herz sich nach etwas Höherem sehnt, das Manchem nur dunkel vorschwebt, Manchem aber schon klar aus der Ferne entgegenleuchtet. Leiden und Prüfungen sind es, die den Menschen zu dieser Sehnsucht stimmen; und wohl dem, der den rechten Arzt kennt, der zur einzig rechten Heilquelle seine Zuflucht nimmt! Der Arzt — ist Gott, die Heilquelle — die Religion, das Christenthum. Wer aus dieser Quelle schöpft, der wird nicht ohne Labung weiter gehen seine Dornenbahn; er wird bald erkennen, daß nicht bloß Blumenpfade zur wahren Freude und Glückseligkeit führen, sondern daß diese erst dann in vollkommener Schönheit uns zu beglücken vermag, wenn wir durch Ungemach und Trübsal sie erkämpft, sie errungen haben.

Unzählige Sprüche des heiligen Bibelbuches stärken und beleben unsern Glauben an diese Wahrheit; hier aber wollen wir nur ein Wort festhalten, welches der Apostel im 8ten Capitel des Römerbriefes, im 28. Verse ausspricht, ein Wort, welches uns Allen längst bekannt ist, welches aber jedem Leidträger stets von Neuem Trost und Hoffnung, Glaubenskraft und Freudigkeit ins Herz gießt:

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Welch ein herrlicher, welch ein erhabner Trost — wenn wir wissen, daß alle Dinge uns zum Besten dienen — also auch Leiden und Trübsal! und welch eine milde, väterliche, wenn gleich nicht minder erhabene Bedingung: Gott zu lieben!

Zuerst laßt uns nun erwägen, meine geliebten Mitchristen, wodurch wir bezeugen sollen, daß wir Gott lieben; und sodann: warum denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Dadurch sollen wir bezeugen, ob wir in der rechten Liebe zu Gott stehen, daß wir ihm vertrauen, und daß wir auf seinen Wegen wandeln.

Vertrauen müssen wir ihm, als dem allliebenden Vater, Führer und Regierer jedes Menschenschicksals von der Wiege bis ans Grab.

Laßt uns unser eignes Leben überdenken. Ist es uns nicht schon manchmal wunderbar ergangen? standen wir nicht öfters an unübersteiglichen Hindernissen — und wußten nicht aus noch ein? — Die Zeit ging vorüber, die Berge ebneten sich, die Stürme schwiegen. Da ging uns ein Licht auf am stillen Morgenhimmel, und wir erkannten die wunderbare Vorsehung des Allliebenden, der uns durch Sturm

und Nacht an unsichtbarer Hand geführt hatte, um uns in ein schöneres Land des Friedens und der Freude zu bringen.

Wie thöricht und wie bedauernswerth sind die Menschen, die da meinen: große Weltbegebenheiten würden wohl von Gott geleitet, aber die kleineren Ereignisse des Menschenlebens seien zu unbedeutend für seine Größe. O, denkt Ihr denn nicht daran, daß aus den kleinsten Ursachen oft die größten, unabsehbaren Folgen entstehen? Habt Ihr denn vergessen, daß der Flügelschlag jenes Vögleins einst eine Schneeflocke von der Spitze der Alpenberge löste, die herabfiel, zu einem Balle wurde, der, zur fürchterlichen Lavine herangewachsen, in ungeheurem Sturz, Thäler und Auen vorheerte, Städte und Dörfer hinwegraffte von der Erde, und in einem Moment dem Leben Tausender ein Ende machte?!

Und du könntest wähnen, Gott habe nichts davon gewußt? — Nein, das kannst du nicht; und wenn er dem Leben dieser Tausende ein Ziel gesetzt hatte, so wußte er auch des Vogels Flug, der die Ursach dazu wurde, wenn sie uns auch noch so klein und winzig erscheinen mag. Wie könnte Gott das große Wunderwerk der Welt im Stande erhalten, wenn er nicht auch des Kleinsten achtete da das Kleinste oft so Großes nach sich zieht! dann müßte Alles in sich selbst zerfallen! Er aber siehet ins Verborgene und auch das Kleinste ist groß vor ihm, und großes Menschenwerk oft ach! so klein. — Darin aber bleibt uns der herrlichste Trost bei den Widerwärtigkeiten und Leiden dieser Zeit, und der göttliche Erlöser deutet ihn uns an, indem er sagt: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? doch fällt derselben keiner auf die Erde, ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; Ihr seid besser, denn viele Sperlinge!" Wer also überzeugt ist, daß Gott auch im Kleinen groß, und das Kleinste ihm nicht zu klein ist, der kann getrost und freudig sich in Seine Arme werfen, auf Ihn hoffen und Ihm vertrauen, denn Er wird Alles wohl machen!

Ferner müssen wir Gott unsre Liebe dadurch beweisen, daß wir auf seinen Wegen wandeln. —

Seine Wege aber lehrt uns sein Gesetz, — das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, — und nächstdem, der des Gesetzes Erfüllung ist — Jesus Christus, unser göttlicher Meister von Nazareth. „Ein neu Gebot gebe ich euch, spricht er, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe."

O, meine theuren Brüder, dieses Gebots Erfüllung ist nicht so leicht, wie Ihr vielleicht denken möget. Wie hat Er uns geliebt! Er

wußte, daß er der Geisteswelt einen neuen Frühling brachte, und er scheute nicht Hohn und Spott, nicht Schmerzen und Mißhandlung, ja selbst nicht den bittern Kreuzestod, um sein Werk der Liebe zu vollenden und zu besiegeln. Nicht bloß, daß er die Lehre vom Heil uns gegeben hat, die alle Welt jetzt überflügelt und beglückt; nein, er mußte diese Lehre durch seinen Tod bekräftigen — aus Liebe für die Menschen. Wer wollte sich da nicht angetrieben fühlen, dem göttlichen Vorbilde folgend, auch die Brüder zu lieben, und keine Mühe, keine Anstrengung, ja selbst kein Opfer und keine Leiden scheuend, ihnen zu helfen und sie zu unterstützen nach Möglichkeit und Kräften! Wenn selbst Undank der Lohn ist; wenn Beleidigungen, Haß und Verfolgung an die Stelle des Dankes treten, auch dann sollen wir nicht nachlassen wohlzuthun und Gutes zu wirken, wie wir an dem Erlöser ein Vorbild haben.

Nicht bloß in der Liebe sollen wir Ihm nachfolgen; auch die Reinheit seines Herzens, die Unbeflecktheit seines Wandels soll uns zum Vorbild dienen, dem wir unablässig nachstreben. Was hilft es viel, wenn wir seine Worte im Munde führen, und nicht nach seinen Worten und nach seinem Wandel *leben*! Wenn wir dem Zorn nicht Einhalt thun, wenn wir den Haß, die Rache nicht bezähmen, wenn wir die Leidenschaften nicht zügeln, und unser Herz von dem nichts weiß, was unsere Lippen sagen. „Wisset Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in Euch wohnet?“ Wer das vergessen kann, der wandelt nicht auf seinen Wegen, in dem ist nicht die Liebe Gottes, die uns zu so herrlicher Verheißung berechtigt, daß alle Dinge zu unserm Besten dienen sollen.

Warum aber müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen?

Weil er sie an Seiner Hand leitet, und sie auch durch Leiden und Trübsal zur reinsten Freude und endlich zur Seligkeit führt. Weil sie wissen, daß Er der Allweise und zugleich der Allgütige ist.

Wenn wir oft die Menschen klagen hören, sei es über körperliche Schmerzen und Gebrechen, oder über Armuth und Noth — und gehen auf den Grund, aus welchem Alles dies entsprungen sei, und erfahren, daß sie selbst die Schuld sich beizumessen haben — o, welch ein klägliches Bild, welch erschütternden Eindruck läßt das bei uns zurück! Wie ganz anders ist dagegen das Bild jenes gottergebenen Kreuzträgers, der ohne sein Verschulden, vielleicht gar in der Absicht, Gutes zu wirken und Segen zu stiften, in Noth und Elend gerathen ist! Er

murrt nicht, er klagt nicht; er duldet nur und schweigt; in seinem Herzen aber vertraut er auf Gott, und leise hörst Du ihn beten:

Gott ist und bleibt getreu!
Sein Herze bricht vor Lieben,
Pflegt er gleich öftermal
Die Seinen zu betrüben;
Er prüfet durch das Kreuz,
Wie rein der Glaube sei,
Wie standhaft die Geduld;
Gott ist und bleibt getreu!

Wer also beten kann im Leiden, der liebt seinen Vater im Himmel, der hat ihm unablässig vertraut, der ist stets auf Seinen Wegen gegangen; und auch an ihm wird sich die Verheißung erfüllen, daß alle Dinge ihm zum Besten dienen müssen.

Wenn du nun aber siehst, wie über diesen still duldenden Kreuzträger neues Herzeleid hereinbricht; wie er, der nur Edles sann und wollte, von seinen liebsten Freunden verkannt, verschmäht, verstoßen wird; wie sie alle Dienste und Opfer der treusten Freundesliebe nur mit Undank, mit Bitterkeit und Haß vergelten; wie sie nicht dem Vorbilde Christi folgend, mit Liebe prüfen und mit Schonung richten; sondern im schnellen Zorn, auf bloße Vermuthung hin, in unglaublicher Verblendung ungerecht verdammen, und mit einstimmen in den schrillenden Ruf der hämischen Verräther: kreuzige! kreuzige!

Wenn Du also Einen dulden siehst — und es giebt solche bedauerns- oder vielmehr beneidenswerthe Dulder auch unter uns — dann tritt näher und siehe zu, ob er noch nicht murrt, noch nicht verzagt; ob er nicht endlich abläßt von seinem Glauben, ob er nicht endlich anfängt zu schwanken, und zu meinen: ich bin am Ende doch getäuscht, wer weiß, ob Gott im Himmel mein gedenkt, ob Er mich nicht auch verlassen hat, wie alle Welt. Horch, er spricht anders: Er betet abermals; und merk's dir, was er sagt, bei Ihm kannst du lernen, denn Er hat die große Schule der Leiden durchgemacht und alle Prüfungen bestanden! er betet:

Gott kann's nicht böse meinen!
Was mir nicht gut ist, geht zurück,
Das größte Unglück ist mein Glück;
Ich weiß, daß denen, die Gott lieben wollen,
Zum Besten alle Dinge dienen sollen.
So geh' es denn durch Gluth und Fluth,
Gott meint's mit seiner Führung gut,

Den Abend lang währt nur das bittre Weinen,
Gott kann's nicht böse meinen;
Bald vergeht das Weinen —
Gott kann's nicht böse meinen!

Ha, kannst du noch zweifeln, ob dieser stille, gottergebene Dulder glücklich sei in seinem Herzen?! — Er ist in seinem Felsenglauben und seinem Gottvertrauen glücklicher, als tausend Lachende, die hinter ihrem Lächeln Sorge und Angst, Furcht und Schrecken verbergen, und zitternd von Tag zu Tage schreiten, weil ein Hauch des Windes ein Wechsel des Schicksals, wie sie meinen, ihr einziges Hab' und, Gut ihnen entreißen kann; und sie dann arm und verlassen dastehen, weil sie Nichts haben, daran sie sich halten könnten. Tausend Schiffe, beladen mit Menschenanschlägen, Klugheit und Speculationen scheitern an den Klippen des unruhigen Lebens; aber das kleine Fischerboot, in dessen Wimpel das Wörtchen „Gottvertrauen" weht, segelt sicher durch brausende Wellen, durchs stürmende Meer, und erreicht trotz Strudel und Brandung den Hafen des Friedens und des Glücks.

Wenn Neid und Mißgunst der Menschen uns zu schaden sucht, ja wirklich schadet — nur nicht verzagt! das größte Unglück wird durch Gottes Hand doch endlich zu unserm Glücke werden. Gedenket nur an Joseph. „Ihr dachtet es übel mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht." So sprach er zu seinen Brüdern, die ihm so übel mitgespielt hatten. Denket daran, meine Brüder, wenn Euch Menschen verrathen und zu verderben suchen; gehet ruhig und guter Dinge auf Eurem geraden Wege fort — und kein Unfall wird Euch schaden, denn Gott wacht über Euch, und macht alle Anschläge Eurer Feinde zu Schanden.

Wenn du aber ein dir theures Wesen in Noth und Drangsal weißt — du kennst zwar seine Glaubenskraft und sein Gottvertrauen, aber gleichwohl fürchtest du, der Trübsal drückendes Gewicht werde sein weichgeschaffnes Herz, seine nicht eben starken Körperkräfte überwältigen, daß es hinwelke und vergehe wie ein Schatten. Ist es nicht Kleinglaube von dir, und Mangel an Gottvertrauen, wenn du also denkst! Glaubst du nicht, daß Er, der die Menschen lässet sterben und spricht: kommt wieder Menschenkinder! auch dein Liebstes dir erhalten kann, und ihm wunderbare Kraft verleihen, auch wenn es noch mehr Kreuz und Elend trüge?! — „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden!" Darum vertraue Ihm und befiehl Ihm alle deine Wege! Er, der für dich sorgt, wird's wohl machen, und Alles herrlich hinausführen!

O, wenn wir immer daran dächten, zu welchem Glück uns Kreuz und Leiden führen, wie sie uns die Nähe Gottes und seine Liebe fühlen lassen — wir würden uns nicht so vor ihnen scheuen, wie in der Regel geschieht. Die Trübsal ist oft nur gleich einem Kämmerlein, in welches Gott uns führt, um uns etwas in das Ohr zu sagen, was wir im Geräusch der Welt nicht merkten, noch verstanden. O, achte darauf, du Leidensgefährte, was dir jene hehre Stimme sagt, und hast du es verstanden, dann kehre zurück ins Leben, und wisse, daß du besser worden bist, als du vorher warst — denn Leiden läutern und reinigen das Herz; und fürchte dich nicht so sehr vor Leiden und Trübsal dieser Zeit, da du doch wissen mußt, daß Alles nur zu deinem Besten dient. Sei standhaft im Leiden und halte fest am Glauben, damit der große Lehrer dir nicht zurufen müsse: o du Kleingläubiger! so du Glauben hättest, als ein Senfkorn groß, so wäre dir geholfen! und dich von Neuem führen müsse durch Gluth und Fluth, bis du würdig erfunden bist, das Reich zu ererben, das Er dir bereitet hat

Wenn du aber Kreuz und Leiden würdig trägst, dem Vorbilde unsres göttlichen Meisters ähnlich, der auch unter der Kreuzeslast erlag, um bald darauf über demselben mit der Siegesfahne des neuen Bundes glorreich zu triumphiren; so wirst du, wenn dein letztes Stündlein schlägt, voll Dank und Freudigkeit mit klarerem Blick dein Leben überschauen können, und mancher Dornenkranz wird dann schon zur Palmenkrone werden, die dein Haupt für ein besseres Jenseits schmückt, wo dein Glaube in Schauen, dein Kreuz und Leid in ewige Freude und Seligkeit verwandelt wird. Amen!

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Deutsches Liederbuch zur Ehre Gottes. Ernst Moritz Arndt.

Nach meiner Ankunft in Mühlhausen brachte mir auch folgendes Gedicht Trost, welches eine dortige Dichterin nach Lesung meiner Poesieen und meiner „Predigt vom Gottvertrauen“ mir übersandte. Es lautet so:

Wie Deine Sänge hat seit langer Zeit
Nichts das verwais'te, arme Herz gerührt,
Sie weckten wieder halbvergessnes Leid,
Und haben zum Vergangnen mich geführt,

Wo ich schon in der Kindheit jungen Jahren
So manches Leid, so manchen Schmerz erfahren.

Du stehst mir näher, als ich je geglaubt!
Du stehst vereinsamt auch in dieser Welt,
Dir hat ein strenges Schicksal viel geraubt,
Und nur dein frommer Glaub' dich aufrecht hält,
Nur Dornen blühten dir statt Blumenauen,
Doch eine Blume blüht dir — Gottvertrauen.

O! ich verstehe jegliches Gefühl,
Das deine zarte Sängerbrust belebt,
Die in dem wirren, bunten Weltgewühl
Sich betend auf zum Sternenhimmel hebt; —
Dort hallen alle deine schönen Lieder
Im Chor der Seligen harmonisch wieder.

Die Thräne, die dem Auge heiß entrann,
Gestaltet sich zur Perl' im lichten Glanz;
Und wenn du Guter einst nicht mehr, — o dann
Schmückt glänzend sie den ew'gen Palmenkranz,
Womit ein Seraph dir die Stirn umwindet,
Wenn sich Dein Geist zum Urgeist wiederfindet.

Henriette Hill.

Noch eines Werkes muß ich gedenken, welches ins geistliche Fach schlägt, und womit ich mich in meinen Mußestunden in Langensalza und Mühlhausen beschäftigt hatte. Mir war von einem Buchhändler in Leipzig die Herausgabe eines geistlichen Liederbuchs übertragen, dessen erste Hälfte auch unter dem Titel erschien: „**Deutsches Liederbuch zur Ehre Gottes.** Eine Auswahl geistlicher Kernlieder im Urtext für alle Christen.“ Das Nähere darüber findet man in nachfolgendem Nachwort:

„Die Redaction hatte es sich zur Aufgabe gestellt, unsre deutschen Kraft- und Kernlieder, von der ältesten bis zur neusten Zeit, im Original-Text abdrucken zu lassen; um diese Sammlung den modernisirten Gesangbüchern gegenüberzustellen, in denen man selbst die im Munde des Volkes lebenden Kernlieder auf jämmerliche Weise verstüm-

melt und verdorben hat; z. B. „Wer nur den lieben Gott läßt walten", diesen einfach kindlichen, unübertrefflichen Vers, hat man im Gotha'er und Magdeburger Gesangbuch durch „weisen Gott" verbessern wollen!! nachdem unsre Väter es 200 Jahre lang in alter Weise gesungen und sich daran erbauet haben. Und aus dem wahrhaft poetischen Anfange: „Nun ruhen alle Wälder" von Paul Gerhardt, ist im neuen Berliner Gesangbuch das ganz prosaische: „Nun ruhet in den Wäldern ꝛc." geworden, und die schönsten Verse des Liedes sind verstümmelt.

Nachdem zwei Hefte dieses Liederbuches gedruckt waren, zeigte es sich, daß der Verleger nicht einmal mehr im Stande war, die Kosten des schon Gedruckten, geschweige denn des Folgenden zu bezahlen. So betrübt dies auch für Diejenigen war, die da hofften, durch dieses Werk in seiner Vollständigkeit Segen umher zu verbreiten, und wieder zu den alten Kernliedern in ihrem Urtext zurückzuführen, und auch den alten kindlich kräftigen Glauben von Neuem anzufachen — so galt hier ein schneller Entschluß, um die vorgerückte Arbeit nicht ganz zu verwerfen: dies Werk, wie es vorliegt, zum halben Preise herauszugeben; mit der Aussicht, wenn es Anklang findet und gekauft wird, den 2ten Theil mit den Christus-Liedern folgen zu lassen, und das Ganze mit den vollständigsten Registern über Autoren, Melodien ꝛc. zu versehen." (1842).

Später hoffe ich noch so viel Zeit zu gewinnen, das Werk, welches jetzt vergriffen ist, einmal vollständig herausgeben zu können.

In Mühlhausen ward es mir immer mehr klar, daß Gott mich in einen andern Beruf führen wollte; wie und wohin wußte ich nicht.

Der Regierungs- und Schulrath von Türk in Potsdam, der mich durch die Doctorin Emilie Muhr kennen gelernt hatte, wünschte mich lange schon für sich zu gewinnen, und

ich dachte daran, bei seinen Waisenhäusern Lehrer zu werden, hatte auch schon Erkundigungen über das Examen eingezogen und war bereit, dasselbe zu machen, wobei ich immer die geheime Hoffnung hatte, auch curiren zu dürfen und auf diese Weise die Homöopathie zur Geltung zu bringen.

In dieser Zeit schrieb ich an Ernst Moritz Arndt in Bonn, schickte ihm mein Liederbuch zur Ehre Gottes und theilte ihm Einiges aus meinem Leben und von meinen Hoffnungen mit, worauf ich folgende Antwort erhielt:

Bonn, den 19. Juli 1842.

Nehmen Sie, lieber deutscher Mann, meinen besten Dank für Ihre freundlichen Worte und für das mitfolgende liebe Geschenk.

Sie öffnen mir zugleich einen Blick in Ihren Lebenslauf, lieber sollte ich sagen in Ihren Herzenslauf, und wie Sie von der Bahn, auf welcher Sie am liebsten und natürlichsten fortzugehen gewünscht, durch fremden Willen oder vielmehr durch fremden Unverstand auf einen Weg gesetzt worden, der Ihnen nicht der rechte gedäucht.

Lieber Mann, Sie erzielen damit das Verhängniß von vielen Tausenden. Trösten Sie Sich da mit dem gemeinen Schicksal oder vielmehr mit Gott, dessen Güte und Liebe wir mit Recht Alles, wessen wir selbst nicht Meister gewesen, in den Schoß legen. Sie scheinen diesen Schoß zu kennen, und wissen wohl, daß es sich sanft und sicher darin ruht, und daß das darauf Gelegte wohl geborgen ist. — Mögen Sie nun, wenn Ihnen ein Ihren Wünschen mehr entsprechender Wirkungskreis angewiesen wird, sich zufrieden und glücklich darin bewegen!

Für die freundliche Meinung, die Sie von mir hegen, danke ich von Herzen. Ich habe wohl einiges Gute gewollt, aber nicht viel gekonnt im Leben; jetzt ist meine Zeit und meine Kraft vorbei. Meine Freunde sprechen

immer noch zu mir, als wäre ich noch frisch und rüstig, aber ich bin ein Greis, ein Dreiundsiebenziger, der die Macht des absenkenden und schwächenden Alters wohl fühlen muß und seit drei Jahren an manchen Gebrechen leidet, welche die letzten schwachen Erdentage der armen Sterblichen zu begleiten pflegen; so daß meine frische und rüstige Pilgerschaft zu Ende geht.

Leben Sie indessen herzlich wohl, und gebe Ihnen Gott allen Muth und alle Freudigkeit, seines Weges strack fortzuwandeln!

In alter Treue
Ihr **E. M. Arndt.**

Herrn Arthur Lutze,
Postsecretair in Mühlhausen.

Welche Erquickung mir der Brief dieses theuren Mannes war, wird Jeder einsehen; er half mit die bald darauf über mich hereinbrechenden schweren Prüfungen tragen. Es folgte ja nun die schon erzählte fürchterliche Verleumdung, und das für mich so harte Urtheil des Gerichts und meine Suspension von den Post-Geschäften. Zu gleicher Zeit hatten auch die Apotheker eine Anklage gegen mich wegen „Medizinal-Pfuscherei" anhängig gemacht, doch ich wurde von dem Gericht in Halberstadt freigesprochen, „weil ich nie Bezahlung angenommen und nie Schaden zugefügt hatte." Die Apotheker beruhigten sich aber nicht, sondern appellirten. Das Ober-Landes-Gericht in Münster bestätigte jedoch das erste Urtheil, was jedoch erst später geschah, als ich schon in Potsdam war.

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Herr v. Türk in Kl.-Glienicke.

Ehe ich Mühlhausen verließ, schrieb ich noch meine Vertheidigung zur Appellation in 2ter Instanz wegen des Post-Diebstahls. Mehrere befreundete Juristen erboten sich, mir eine solche Schrift zu entwerfen, doch ich wies es dankend zurück, weil ich sehr wohl einsah, daß keine juristische Entwicklung mir die Freisprechung erwirken könnte, weil ja das Gesetz ohne allen Vorbehalt festsetzt, daß ein Cassenbeamter bei Defecten so lange für den Thäter angesehen wird, bis er nachweist, daß das Fehlende durch Einbruch entwendet worden. Es kam also in diesem Falle nur darauf an, den 2ten Richter zu der moralischen Ueberzeugung zu bringen, daß er sich bei mir der That nicht versehen konnte. Ich schrieb also in dieser Weise: „Es thäte mir leid, daß der erste Richter hätte nach dem Buchstaben des Gesetzes urtheilen müssen; ich wollte nun versuchen, den 2ten Richter zu einer andern Meinung über mich zu vermögen," und entwickelte nun einfach meine Verhältnisse, erzählte meine Lebensweise, und belegte Alles mit Attesten, die mir von bekannten Männern ausgestellt wurden. Dies hatte in seiner schlichten einfachen Form meine völlige Freisprechung bewirkt, die jedoch erst später, als ich schon lange Zeit in Potsdam war, erschien.

Den wiederholten Aufforderungen des Regierungs- und Schulraths von Türk in Kl.-Glienicke bei Potsdam gab ich, durch die Verhältnisse gedrängt, mit Freuden nach, und versprach, zu ihm zu kommen, worauf ich folgenden Brief von ihm erhielt.

„Mein lieber Freund!

Es freut mich, daß Sie fest bei dem Vorsatz bleiben, nach Potsdam zu kommen.

Ich wünsche, daß Sie einst in meinen Wirkungskreis treten, und ich will Ihnen auch sagen, warum ich wünsche, daß Sie gerade es seien. Ich habe in Ihnen die köstlichste Eigenschaft eines Vaters verwaister Kinder wahrgenommen, die Gemüthlichkeit, welche die Herzen gewinnt und erwärmt.

Mein Sohn ist ein Mann von redlichem Charakter, streng gewissenhaft, höchst gebildet, kenntnißreich — aber zu streng. Er fordert dieselbe Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Gehorsam, die er sich selbst zur Regel gemacht hat. Dabei bleibt ein wichtiger Theil menschlicher Bildung unentwickelt.

Ob Ihnen diese Aufgabe zusagen wird, darüber können Sie sich nur dann entscheiden, wenn Sie eine Zeit lang in diesen Verhältnissen, in denen und für die ich lebe, mit gelebt haben.

Daß die Vorsehung Sie als Aesculap ausgestattet hat, ist mir besonders wichtig und erwünscht.

Auch ich kenne einen blinden Fürsten, für den ich mich interessire, und dessen Heilung ich durch Sie bewirkt sehen möchte. Geben Sie mir ausführliche Auskunft über die Heilung der 3 Blinden, so daß ich sie dorthin mittheilen kann.

Uebermorgen ist ein Fest. Wir feiern in Potsdam den Geburtstag des Königs mit Einweihung und Eröffnung einer 2ten Kinder-Bewahr-Anstalt in dem neuen, vom Könige geschenkten, auf Königl. Kosten ausgebauten Locale.

Am Sylvesterabend 1828 schloß ich den Miethscontract mit der Frau eines Zimmergesellen ab, um in ihrem Hause und unter ihrer Aufsicht eine Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt zu errichten; wir fingen mit 20 Kindern an — es war die 1ste im Preußischen Staat. Jetzt errichten wir die 2te in einem, dem Wohlthätig-

keits=Verein und dem Elisabeth=Stift gemeinschaftlich eigenthümlich gehörigen Hause von 2 Etagen und 15 Fenstern Front, und haben die beiden Kl.=Kind.=Bew.=Anstalten 180 Kinder, und in Berlin sind, nach dem Muster der Potsdamer, 26 solcher Anstalten für 3000 Kinder im Gange.

Auch ist nun mein Wunsch erfüllt, daß die Mädchen des Elisabeth=Stiftes sich in Abwartung und Beschäftigung der kleinen Kinder von 1½ bis 5 Jahren üben können.

So entwickelt sich Alles, was zur Heranbildung einer besseren Generation führt!

Der Ihrige

Türk."

Kl.=Glienicke bei Potsdam,
den 13. Octbr. 1843.

Aus diesem einzigen Briefe geht zur Genüge hervor, wie Herr von Türk ganz seinen Schöpfungen lebte. Er war es, der die erste Kinder=Bewahr=Anstalt in Preußen einrichtete und dieses wohlthätige Institut ins Leben rief. Er hat das „Civil=Waisenhaus" im Gegensatze zu dem in Potsdam bestehenden „Militär=Waisenhause" gegründet, in welchem verwaiste Kinder von Predigern, Beamten, Officieren erzogen und ausgebildet wurden. Diesem zur Seite gründete er das „Glienicker Waisenhaus," nachdem er das alte Jagdschloß des Großen Kurfürsten angekauft und durch Neubauten erweitert hatte. Er bestimmte diese Anstalt für die Waisenkinder von Unterbeamten und Personen aus den Arbeits=Ständen, die dann wieder zu tüchtigen Handwerkern, Gärtnern, wohin die Neigung Jeden trieb, gebildet wurden. Zeigte einer der Knaben größere Fähigkeiten und Drang zum Studium, so konnte er auch aus diesem Hause ins Civil=Waisenhaus übergehen. Endlich war es ihm gelungen, noch in seinen

alten Tagen ein Mädchen-Waisenhaus, das „Elisabeth-Stift", zu gründen, nach der Königin Elisabeth von Preußen genannt, die dasselbe unter ihre Protection nahm und viel zu dessen schnellerem Aufblühen beitrug. Noch heute steht über dem Thor des Civil-Waisenhauses, wie unter dem Bilde des herrlichen Mannes, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet war, die Brüder zu beglücken und Menschenwohl zu fördern:

„**Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden!**"

Herr von Türk war in Meiningen geboren, doch schon früh kam er als Kammerjunker an den Hof des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. Das Hofleben sagte ihm jedoch nicht zu, und er widmete sich dem Unterricht und der Erziehung der Jugend, so daß er als Consistorial-Director nach Oldenburg berufen wurde. Da erscholl der Ruf von Pestalozzi durch ganz Deutschland, und in ihm erwachte die Sehnsucht, diesen seltnen Mann kennen zu lernen. Es kostete einen harten Kampf, denn seine und besonders seiner Frau Familie war ganz dagegen. Sie war eine geborne von Buch, die Schwester des berühmten Naturforschers und Freundes von Alexander von Humboldt. Er aber setzte es dennoch durch, verließ Alles, was er besaß, ließ ein festes Gehalt von 1500 Thlrn. im Stiche, und ging mit seiner Familie nach der Schweiz zu Pestalozzi. Später legte er selbst eine Erziehungs-Anstalt in der Nähe des großen Pädagogen an. Merkwürdig war es nun, daß kurz nach v. Türk's Abgange aus Oldenburg, Napoleonische Truppen die Stadt besetzten, und der Nachfolger v. Türk's, weil er mit mehreren Getreuen nicht der neuen Zwangherrschaft entgegenjauchzte, auf Befehl Vandamme's auf den Wällen erschossen wurde. Dasselbe Schicksal hätte wahrscheinlich meinen Freund betroffen, wenn ihn nicht der innere Drang, oder vielmehr die Hand der Vorsehung fortgeführt hätte von der Stätte des Todes. So konnte

er nun seinem Lieblingshange, der Erziehung der Kinder leben, wurde auch bald, als in Preußen die Reorganisation der Schulen vorgenommen wurde, nach Frankfurt a. d. Oder als Regierungs- und Schulrath, und später nach Potsdam berufen, wo seine segensreiche Thätigkeit den höchsten Grad erreichte, und er die Wohlthätigkeits-Anstalten mit Nichts weiter, als mit einem Herzen voll Liebe ins Leben rief, dem Gott der Herr Segen und Gedeihen verlieh.

In der Schweiz passirte ihm einmal Folgendes: Er aß bei einem Freunde zu Mittag, und ihm gegenüber saß ein Mann, der beängstigend auf Herrn v. Türk einwirkte, trotzdem er sehr freundlich gegen ihn war und ihn ganz angenehm unterhielt. Die Angst und das Unheimliche erreichten solchen Grad, daß Herr von Türk, Unwohlsein vorgebend, die Gesellschaft vor Aufhebung der Tafel verließ, und erst später seinem Freunde den wahren Grund seines Fortgehens mittheilte, der darüber höchlich erstaunt war, weil er jenen Mann als einen tadellosen, guten Gesellschafter kannte. Nach mehreren Jahren theilte der Freund Herrn v. Türk mit, wie sich durch besondere Umstände herausgestellt habe, daß jener Mann der Mörder eines Kindes gewesen sei, und die That schon vor der Zusammenkunft mit Herrn v. Türk begangen hatte. Die Seele des Kinderfreundes hatte also jene Unthat geahnt, und so wurde nach Jahren das unerklärliche Räthsel jener sich immer mehr steigernden Angst gelöst. Alles hier Erzählte habe ich aus dem eignen Munde des seltnen Mannes erfahren, und von ihm manche weise Lehren fürs Leben empfangen.

Herr von Türk war ein wahrhaft frommer Mann, keiner von den Kopfhängern, die da glauben, es sei mit dem Beten und Singen gethan, nein, sein Gottesdienst war Liebesthat für die verlassene Menschheit, und namentlich für die verwaiste Jugend, der er ein Vater wurde.

Gott aber stand ihm auch überall bei und half ihm oft auf wunderbare Weise. Kurz vor einem Neujahr, erzählte er mir, war er in Geld-Verlegenheit, da er Vielerlei für seine Waisenkinder angeschafft hatte, und die Handwerker ihre Rechnungen im Betrage von 600 Thlrn. brachten, doch zugleich um baldige Befriedigung baten, weil sie selbst des Geldes bedürftig waren. Er ging am Tage vor Neujahr zum Bischof Eylert, doch dieser sagte ihm, so gern er geholfen hätte, wäre es ihm doch im Augenblicke unmöglich, da er gerade so viel Geld flüssig gemacht hätte, als er selbst zur Bezahlung der Rechnungen brauchte. Herr von Türk ging etwas niedergeschlagen nach Hause, besonders darüber bekümmert, daß er den armen Handwerkern nicht gerecht werden konnte; doch er hatte es ihnen versprochen und hoffte immer noch auf Hülfe, obgleich er sich auf keine Geldquelle mehr besinnen konnte. Als er so sinnend an seinem Schreibtische sitzt, pocht es an die Thür, er ruft „herein!“ und der Lotterie-Jude tritt mit den Worten ein: „Herr v. Türk, ich gratulire, Sie haben 600 Thaler gewonnen.“ Seine Hoffnung war gekrönt, und er bezahlte die Handwerker bis auf Heller und Pfennig.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Heilung von Gicht und Magenkrampf. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Anfangs December 1843 reiste ich von Mühlhausen nach Potsdam ab, nachdem mir noch viele Beweise der Dankbarkeit von Geheilten in Mühlhausen dargebracht waren. Ein junger Mann, der an heftigem Rheumatismus gelitten hatte, brachte mir, völlig geheilt, einen silbernen Gemüselöffel, weil ich jedes Geldgeschenk consequent zurückgewiesen hatte. In Mühlhausen war die ebenso interessante, als merkwürdige Heilung der Jungfrau Christiane

Huhle vorgekommen. Dieselbe litt seit 8 Jahren an gichtischen Schmerzen mit Auftreibung der Gelenke. Die Finger waren ganz zusammengezogen, und Patientin konnte der großen Schmerzen wegen fast keine Nacht mehr schlafen und schon lange Zeit nicht mehr arbeiten. Da war nun guter Rath theuer! Nachdem die Allöopathen 8 Jahre lang vergeblich an ihr herumcurirt, gesalbt und gepflastert hatten, sollte ich helfen. Zum Unglück stand in meinem nur unvollkommenen Hausarzt von Hering das Capitel „Gicht" gar nicht, und nur auf den Ausspruch hin, daß man bei allen Uebeln mit Fieber zuerst Aconit geben solle, und ich erfuhr, daß die Krankheit der ꝛc. Huhle mit Fieber begonnen hätte, reichte ich ihr eine Gabe Aconit, mit der Weisung, das Pulver in einem Glase mit Wasser aufzulösen, und Abends und Morgens 1 Schluck davon zu nehmen. Inzwischen wollte ich mich nach andern Mitteln gegen die Gicht umsehen; doch wie erstaunte ich, als nach 5 Tagen dieselbe Person, jedoch so, daß ich sie nicht wieder erkannte, geheilt in mein Zimmer trat. Sie erzählte mir halb freudetrunken, daß am 2ten Tage Schmerzen und Geschwulst bereits geschwunden wären, die Auftreibung der Gelenke täglich abgenommen hätte, und sie sich jetzt als geheilt ansehe, weil sie alle Arbeiten wieder verrichten könne. Kurz darauf verheirathete sie sich, und hat sich auch als Frau Komst eines bleibenden Wohlseins erfreut.

Wie groß mein Staunen über diese Heilung war, kann sich ein Jeder denken, denn unter vielen tausend Fällen ist dies der einzige seiner Art, und in meiner großen Praxis ist mir nur noch ein ähnlicher vorgekommen, wo auch ein gichtkranker Mann in 5 Tagen durch Aconit geheilt wurde. Mir blieb aber die Lehre, daß auch bei einem chronischen Leiden der Art Aconit immer den Vorzug behalten muß, wenn Fieberbewegungen vorhanden, oder je

da gewesen sind. Es ist dies ebenso wichtig, als der Satz, daß immer da Sulphur zuerst verabreicht werden muß, wo je Ausschlag, Krätze oder dergl. vorhanden war; es sei denn, daß andere Gegen=Anzeigen, z. B. zu große Schwäche, Lungenleiden 2c., zuwider liefen. Eine Menge interessanter Heilungen aus Mühlhausen sind in „Hahnemann's Todtenfeier" protocollarisch aufgezeichnet. Genannte Schrift fand auch in Mühlhausen ihre erste Entstehung, denn dort hielt ich zuerst die Todtenfeier Hahnemann's, da der Meister am 2. Juli 1843 zu Paris in noch nicht vollendetem 89sten Lebensjahre sein thatenreiches Leben beschlossen hatte. Es war dies gewissermaßen eine Vorbereitung für die größere Feier in Potsdam und endlich in Berlin.

Vor meinem Abgange von Mühlhausen hatte ich auch noch die große Güte und Liebe des Regierungs= und Schulraths von Türk zu bewundern. Als er mich nämlich bat, meine Uebersiedelung nach Potsdam zu beschleunigen, theilte ich ihm offen mit, daß das General=Post=Amt mir während meiner Suspension noch kein Gehalt ausgezahlt hätte und ich erst Geld von meiner Cousine, der Frau v. Stülpnagel=Dargitz, erwartete, um Miethe 2c. seit dem 21. Juni, dem Tage meiner Suspension, zu berichtigen; und siehe da, er schickte mir sogleich einen Vorschuß von 50 Thlrn., mit welchem ich alle Rückstände deckte, und den ersten Sonnabend im December nach Potsdam abreiste, wo ich sehr freundlich vom Herrn von Türk in Kl.=Glienicke empfangen wurde.

Herr Regierungs= und Schulrath von Türk bewohnte in Klein=Glienicke bei Potsdam das ehemalige Jagdschloß des Großen Kurfürsten, welches er billig erstanden hatte, als er mit dem Gedanken umging, ein Waisenhaus für Knaben aus geringeren Ständen zu errichten. Jetzt ist dasselbe vom Prinzen Friedrich Carl angekauft und in einen Pracht=

Pallast verwandelt, während es sonst nur geweißte Räume darbot; jedoch am Plafond des Treppenhauses gab das große Kurfürstliche Wappen in Stuckaturarbeit noch Zeugniß von seinem früheren Besitzer.

Ich bezog ein Zimmer im 3ten Stockwerk, von welchem aus ich eine herrliche Aussicht über die lange Glienicker Brücke und die Havel hatte. Ich trat mein Lehramt bald an, indem ich den Waisenknaben lateinischen und französischen Unterricht gab. Doch sehr bald suchten mich so viele Kranke heim, daß ich fast den ganzen Tag beschäftigt war, und namentlich die Bewohner von Novaweß waren es, die zuerst meine Hülfe in Anspruch nahmen, weil sie fast alle an Magenkrampf litten. Es waren meist arme Leute, die sich von den reicheren Bewohnern Potsdam's den Kaffeegrund holten, und daraus noch ein Getränk brauten, welches dem Magen wohl noch schädlicher sein mochte, als der wirkliche Bohnen-Kaffee, denn das Resultat war allgemeines Magenleiden, welches jedoch durch das homöopathische Mittel: Nux. vom. in 30ster Potenz leicht und gänzlich gehoben wurde. In kurzer Zeit wurden auf diese Weise circa 80 Magenkrampf-Kranke geheilt.

Beim Herrn von Türk lernte ich auch den Prinzen Fiedrich Wilhelm (jetzigen Kronprinzen von Preußen) näher kennen, denn das v. Türk'sche Haus war das einzige Privathaus, welches er besuchen durfte. Er war dort öfters mit seinem Erzieher, dem jetzigen Prediger Godet in der Schweiz, mit welchem ich befreundet wurde. Ich hatte Gelegenheit mit eigenen Augen zu sehen, wie die Wirklichkeit und Wahrheit abstach von jener schnöden Verleumdung, die schon Jahre zuvor Gerüchte über den kleinen Prinzen verbreitet hatte, welche all und jeder Wahrheit entbehrten. In allen ausländischen Zeitungen las man damals, der Prinz hätte seine Mütze niedergeworfen, und vom Gouverneur verlangt, daß er sie aufheben sollte, und

darauf eine Drohung ausgestoßen, die ich hier nicht erst wiederholen will, die aber auf einen tyrannischen Sinn des Prinzen schließen lassen mußte. Ich hatte es nie geglaubt und es für die Uebertreibung eines Uebelwollenden gehalten, doch jetzt erfuhr ich, daß die ganze Geschichte aus der Luft gegriffen und eine schändliche Verleumdung war. Als ich den milden, kindlichen und liebevollen Sinn des Prinzen beobachtet hatte, sprach ich mit seinem Erzieher darüber, der ihn von der frühesten Kindheit auf kannte, und er antwortete mir: „Sagen Sie selbst, ob es bei diesem Charakter nur annähernd möglich ist,“ und betheuerte mir, daß auch nichts Aehnliches vorgekommen war. Der Prinz war 12 Jahr alt, und bereits Lieutenant, wir durften ihn jedoch auf Befehl seines Vaters nur: „lieber Prinz“ und nicht „Königl. Hoheit“ anreden.“

Eines Tages ging ich mit Herrn von Türk den Weg nach Schloß Babelsberg, der Prinz spielte am Ufer der Havel, sprang auf uns zu und sagte: „Wollen Sie sich nicht in den Kahn setzen? ich will Sie hinüberfahren.“ Das hat er öfters gethan, um dem alten Herrn den Weg abzukürzen.

Als ich Herrn Godet besuchen wollte, und der Prinz mich vor seinem kleinen Schlosse sah, begrüßte er mich in seiner freundlichen Art und sagte: „Sie wollen wohl Herrn Godet besuchen? — ich will gleich sehn, ob er da ist.“ Kaum gesagt, so lief er die Treppen hinauf und brachte mir auch gleich Anwort, daß er zu Hause sei, und mich erwarte.

Ein andermal ging Herr v. Türk zu dem Turnplatz des jungen Prinzen, der mit seinem Spielgefährten v. Zastrow gerade turnte. Herr Godet sagte zu Herrn v. Türk, der von dem Gange etwas angegriffen zu sein schien, „es thut mir leid, daß ich Ihnen keinen Stuhl anbieten kann, aber hier ist keiner.“ Als die Herren noch sprachen, war der Prinz plötzlich verschwunden, und nicht lange darauf kam

er von seinem Schlosse her, welches doch mehrere 100 Schritte vom Turnplatz entfernt war, in vollem Laufen mit einem Stuhle auf dem Kopfe, den er für Herrn von Türk geholt hatte. Fälle ähnlicher Art könnte ich in Menge erzählen, die alle ein unzweideutiges Zeugniß von seinem menschenfreundlichen Sinne und liebevollen Charakter ablegen.

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Polizei-Direction und Befehl des Königs. Hahnemann's Todtenfeier und Kinder-Lazareth.

Als sich der Zudrang von Kranken im Hause des Herrn von Türk so mehrte, daß das große Zimmer oft nicht alle fassen wollte, auch der Garten zertreten wurde 2c., so kam ich mit meinem gastfreundlichen Wirthe dahin überein, daß ich ein Zimmer in der Vorstadt miethete, wo ich die Kranken jeden Nachmittag empfing, und in der Regel bis zum späten Abend zu thun hatte. Kaum hatte dies eine Weile bestanden, so erhielt ich von Seiten der Regierung ein Verbot, ferner Kranke anzunehmen, da ich nicht approbirter Arzt wäre. Ich glaubte, mich nicht daran kehren zu brauchen, da ich wegen 278 Krankenbehandlungen schon in Mühlhausen verklagt und von 2 Ober-Gerichten freigesprochen war, weil ich weder Bezahlung genommen, noch Schaden angerichtet, sondern nur gesund gemacht hatte.

Da wurde eines Tages die Thür zu meinem Abfertigungszimmer von Amtswegen versiegelt; doch ich ging zum Fenster hinein und fertigte vom Fenster aus ab, da das Zimmer zu ebener Erde lag. Da erhielt ich eine Ordre der Regierung, daß, wenn ich noch einen Kranken abfertigte, ich sofort arretirt würde. Hierdurch wurde die Sache

reif; ich ging sofort mit dieser Ordre in der Tasche nach Sans-Souci, traf auch gerade den menschenfreundlichen Cabinetsrath Müller, stellte ihm die Sache vor, er ging zum Könige hinein, und brachte mir die Nachricht, ich sollte mich nur nicht stören lassen, Armen und Kranken Wohlthaten zu erweisen; denn wenige Minuten darauf ging ein reitender Bote an die Regierung in Potsdam mit dem Befehle Seiner Majestät des Königs ab: **„daß meine persönliche Freiheit nicht bedroht werden dürfte."**

Ich kehrte freudigen Herzens um nach meiner Stube, riß nun selbst daß Insiegel von meiner Thür ab, und curirte mit ungeschwächtem Muthe weiter.

Der Geheime Regierungs-Medizinalrath aber, der der größte Feind und Verfolger der Homöopathie war, soll sich so gebehrdet haben, daß selbst seine Collegen ihn auslachen mußten; er hat sich nach Lesung dieser Königl. Cabinets-Ordre in Wahrheit vor Wuth die Haare ausgerauft.

Jetzt richtete ich ein Gesuch an den König, mir die Praxis zu gestatten, welches durch ein Schreiben des Herrn von Türk und mehrere Atteste unterstützt wurde. Darauf kam eines Tages der Kammerdiener des Königs im Allerhöchsten Auftrage zu mir und sagte: „Seine Majestät hätte erfahren, daß ich in Criminal-Untersuchung wäre; ich möchte doch angeben, wie es damit stände?" Obgleich ich erstaunt darüber war, wie der König das schon erfahren hatte, so war ich es doch noch mehr über die wunderbare Führung der Vorsehung, denn an demselben Vormittage hatte ich das Regierungs-Amtsblatt von Heiligenstadt empfangen, in welchem meine **völlige Freisprechung** öffentlich mitgetheilt wurde. Dies Blatt schickte ich sogleich dem Könige mit, und auch Er, der mir stets wohl wollte, hatte sich aufrichtig darüber gefreut, da jene Insinuation wahrscheinlich von der Gegenpartei gemacht worden war, und es

erfolgte eine Resolution, welche mir „einstweilen gestattete, alle bei mir in Cur befindlichen Kranken weiter zu behandeln, mich aber demnächst einem Examen zu unterwerfen,“ wozu ich mich in meiner Eingabe bereit erklärt hatte.

Nun miethete ich in Potsdam die Ober-Etage des Gasthofes zur Stadt Königsberg, neben dem Pallast Barberini, und hielt täglich Klinik.

Der Zudrang wurde Tag für Tag größer, und bei der damaligen Einrichtung hatte ich keine Minute für mich, denn ich saß in einem großen Zimmer zwischen 2 Fenstern, und war stets von Hülfesuchenden umringt, die auch nicht wichen, während ich mein frugales Mittagsmahl zu mir nahm, welches ich so einrichten ließ, daß Alles auf einem Teller gebracht wurde, theils der Zeitersparniß halber, theils weil mein Tisch so mit Briefen und Sachen bedeckt war, daß nicht viel mehr Platz als zu einem Teller übrig blieb. Zu meiner Aufwärterin fand sich Frau Lietzen ein, die mich aus Dankbarkeit nicht mehr verließ, weil ich sie kurz nach meiner Ankunft in Kl.-Glienicke, dem ihr von den Aerzten prophezeihten sichern Tode entriß. Sie litt nämlich an einem Krebsknoten der rechten Brust, der so weit um sich gegriffen hatte, daß die ganze rechte Brust, bis zur Schulter hinauf verhärtet und unbeweglich war. Dabei hatte sie so heftige blitzähnliche, stechende Schmerzen darin, daß sie seit langer Zeit keine Nacht schlafen konnte. Ich gab ihr Conium x in Wasserauflösung, täglich 2—4 Mal einen Schluck, und schon nach 5 Tagen zertheilte sich die harte Geschwulst, und es entstanden eine Menge harter Knoten, die wie bei einer Ananas ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Nach 8 Tagen erweichten sich die einzelnen Knoten, und in 6 Wochen war die Brust so weich und so gesund, wie die andere, und ist auch nicht wieder erkrankt.

Diese Frau besorgte alle kleinen Dienste für mich, und zeigte sich gegen die Leidenden sehr zuvorkommend, indem

sie ihnen behülflich war, eher zu mir zu kommen, wenn mein Tisch von weniger schweren Kranken umringt war.

An manchen Tagen kam ich erst nach 2 Uhr, oft auch noch später zu Bett, so daß ich nicht selten beim Schreiben vor Ermattung einschlief, und Frau Lietzen dann die Leute zum Fortgehen ermahnte, die dann unten im Gasthofe übernachteten, und früh wieder erschienen. Eine Frau kam einmal Nachts, und brachte mehr als 30 Briefe von Kranken mit. Diese mußte 14 Tage warten, ehe sie an die Reihe kam, weil die persönlich Anwesenden sie nicht vorließen. Dann machte ich sämmtliche Briefe in einer Nacht ab; alle übrigen Briefe aber, die mit der Post ankamen, blieben uneröffnet liegen, weil unmöglich Zeit zum Lesen derselben vorhanden war. Bei meinem Abgange aus Potsdam habe ich circa 3000 solcher ungelesener Briefe verbrannt. Jetzt erst ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Brief gelesen und expedert wird, wozu ich allerdings eine große Anzahl von Beamten nöthig habe. Ehe ich das Haus des Herrn v. Türk verließ, hielt ich in dem großen Saale des Pallastes Barberini Hahnemann's Todtenfeier und kurz darauf dieselbe Feier in Berlin im Saale des Englischen Hauses.

Ich hatte in den Zeitungen bekannt gemacht, daß ich nach der Vorlesung mich zu einem Disputatorium verstehen würde; und wirklich wurden mir auch mehrere Entgegnungen gemacht, die ich kurz und bündig zu erwiedern wußte. Von diesem Vortrage her stammt die Schrift **„Hahnemann's Todtenfeier"**, welche jetzt schon (1863) die 32. Auflage erlebt hat und in 200,000 Exemplaren unter das Publikum gekommen ist. Ich habe die Genugthuung, daß oft Personen mit gesundem Menschenverstande mir gesagt haben, durch Lesung dieser Schriften hätten sie sich überzeugt, daß die alte Schule nichts tauge, weil alle meine Aussagen mit ihren und der Ihrigen Erlebnissen übereinstimme.

In Kl.-Glienicke hatte ich auf Wunsch des Herrn v.

Türk ein Kinder-Lazareth unter dem Namen: Hahnemannia" errichtet; doch ich lasse hier wörtlich abdrucken, was seit jener Zeit darüber in Hahnemann's Todtenfeier Seite 107 zu lesen:

„Dieses Denkmal Hahnemann's (welches ich für eine würdigere Anerkennung halte, als eine Säule von Erz oder Stein), sowie das Umsichgreifen der neuen Heilkunst in Potsdam verdanken Unzählige mit mir dem, der schon so Vielen geholfen und vieles Edle und Gute dem Preußischen Vaterlande und namentlich unsrer Heimath zugeführt hat, dem stillen, schlichten, uneigennützig rastlos thätigen — wenn es Menschenwohl gilt, — dem hochverehrten Regierungs- und Schulrath von Türk. Er war es, der mich im December des Jahres 1843 nach Potsdam rief, weil er den hohen Werth der Homöopathie an sich selbst erfahren hatte, und ihm schnell klar wurde, welch reicher Segensquell sie für die Armuth werden müsse; wie es sich denn auch bestätigt hat."

„Die Hahnemannia, deren Leitung ich besorge, beabsichtigte zunächst, kranken Kindern armer Eltern, deren Genesung bei ungesunder Wohnung und Kost nicht abzusehen wäre, Aufnahme, Verpflegung und Heilung zu gewähren; zu welchem Zwecke Herr von Türk ein Haus auf seiner Besitzung einräumte, in welches ich am 8. Januar 1844, am 71. Geburtstage des edlen Waisenvaters, das erste skrophulöse Kind aufnahm, welches von Kopfgrind und Aussatz an den Füßen in 3 Wochen völlig geheilt ward. Leider ist die Mitgliederzahl noch klein, aus welchem Grunde auch die Geldmittel noch keine Erweiterung des Kinder-Lazareths zugelassen haben."

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Merkwürdige Heilungen. Statuten der Hahnemannia.

Durch meine Uebersiedelung nach Potsdam hörte die Hahnemannia in Kl.-Glienicke auf; doch die Heilung des alten Kriegers Friedrich Kulmei aus Sacro von **gänzlicher Taubheit** auf beiden Ohren gehört noch dahin. Auf dem linken Ohr war er seit den Befreiungs-Kriegen in Folge eines Kanonenschusses taub, auf dem rechten erst seit kürzerer Zeit. Da Arnica die Folgen von Stoß und Schlag heilt, so dachte ich: der Kanonenschuß, der ihn des Gehörs beraubte, war auch weiter nichts als ein Schlag durch den Druck der Luft, und gab ihm einige Körnchen Arnica, 30ster Potenz, in Wasser aufzulösen, und Abends und Morgens 1 Schluck davon zu nehmen, etwa 4 Tage lang. Bereits am 5ten Tage, Nachmittags 4 Uhr, empfand er einen Knall im linken Ohre, der sich noch 2mal wiederholte, worauf er auf dem Ohre vollkommen gut hören konnte. Nach 8 bis 14 Tagen hatte auch das andre Ohr seine volle Schärfe wieder.

Dieser Heilung, wie mir soeben einfällt, war die der Wittwe Bodenschatz aus Potsdam vorausgegangen, die 32 Jahre lang anf dem rechten Ohre **völlig taub** war, und zwar in Folge eines Schlages auf den Kopf. Nach dem ersten Pulver Arnica, 30ster Potenz, stellte sich ihr Gehör in alter Art wieder her. Da diese Frau sehr bekannt war und ihre Heilung im Wochenblatte anzeigte, so kamen nicht bloß eine Menge Neugieriger zu ihr, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, sondern selbst Briefe aus weiter Ferne mußte sie beantworten.

Der 3te fast noch merkwürdigere Fall war mit der Wittwe Gemsa, einer 87 Jahr alten Frau, die noch bei

Friedrich dem Großen Wäscherin gewesen war. Sie war seit mehr als 30 Jahren **stocktaub**, denn als ich ihr ins Ohr schrie, um etwas von der Entstehung ihres Uebels zu erfahren, erhielt ich stets nur zur Antwort: „wat?" Da riß mir die Geduld, und ich gab ihr ein Zeichen, daß ich genug wüßte, denn ich bemerkte auf der Nase einen kleinen Grind, und gab ihr deshalb ein Pulver Sulphur 30ster Potenz, mit der gedruckten Anweisung, es in Wasser aufzulösen und so einzunehmen. Bereits am 4ten Tage darauf hörte sie die Uhr schlagen und konnte jedes Gespräch verstehen. Manche Personen wundern sich nun, wenn sie eine Cur gegen Taubheit oder Schwerhörigkeit gebrauchen, und nicht so schnellen Erfolg haben; doch solche schnellen Heilungen sind ja nur Ausnahmen, und ich halte es für eine besondere Fügung der Vorsehung, weil, wenn ich nicht so in die Augen fallende Beweise für die Vorzüge der Homöopathie aufzuweisen gehabt hätte, der König mir später nicht so bereitwillig die Erlaubniß zur Praxis gegeben haben würde, da es doch nur ausnahmsweise geschehen konnte.

Viel Aufsehen machte noch die Heilung der Wittwe Hasait und Gnehrlich, beide in Potsdam. Erstere war von zwei angesehenen Aerzten aufgegeben, nach deren Angabe sie an Unterleibsschwindsucht mit Zehrfieber litt. Sie selbst fühlte sich bei höchster Entkräftung dem Tode nahe, als ich sie übernahm. Durch wenige Körnchen homöopathischer Arznei (Puls. x und China x) wurde sie in kurzer Zeit völlig geheilt.

Ebenso die Wittwe Gnehrlich, welche seit einem vollen Jahre an dem fürchterlichsten Blutfluß litt, den kein Arzt heilen konnte, und der sie an den Rand des Grabes gebracht hatte. Der sie behandelnde, sonst berühmte Regimentsarzt erklärte den Grund ihres Leidens für einen organischen Fehler. Als ich sie übernahm, glich sie einer Leiche, und konnte sich vor ungeheurer Schwäche kaum

bewegen. Nach einem Körnchen China x fühlte sie ein Rieseln durch alle Adern, und nach wenigen Stunden war jene große Schwäche verschwunden, und sie fühlte sich wie neugeboren. Nur noch ein anderes Mittel (Nux vom. x) war zu ihrer völligen Wiederherstellung nöthig, die nach 3—4 Wochen erfolgte.

Wie viele Aerzte verschreiben noch jetzt ganz geschwächten Personen China-Tinktur, ohne zu ahnen, welches Unheil sie damit anrichten. Sie glauben, sie zu stärken, richten sie aber zu Grunde, weil China in seiner groben Gestalt nicht fähig ist, sich dem Nervensystem zu assimiliren; das können nur die feinen homöopathischen Potenzen; daher heilen sie oft so wunderbar, während der grobe Stoff desselben Mittels nicht heilt, sondern zerstört.

Ferner machte die Heilung des Carl Kalau von Kopfschmerzen und einem Knochenleiden durch eine Gabe Bell. x viel Aufsehen, sowie die des Wilhelm Kalau, der seit 10 Jahren an einem Leistenbruch litt, der oft hervortrat und dann immer Schmerzen verursachte. Eine Gabe Nux vom. x heilte ihn so vollständig, daß er in 3 Wochen das Bruchband gänzlich ablegen konnte, und der Bruch nie wieder hervorgetreten ist.

Alle diese Heilungen, aber noch sehr viele andere, machten die Betheiligten im Potsdamer Wochenblatte bekannt, stets mit Angabe ihrer Wohnung, nach Straße und Nummer (wie sie noch jetzt in Hahnemann's Todtenfeier abgedruckt sind), und dies eben half sehr zur Verbreitung der Wahrheit, weil nun Keiner, selbst die Aerzte nicht, die damals meine größten Gegner waren, eine solche Cur verleugnen konnten; denn sie hatten selbst die Genannten besucht, und sich von der Richtigkeit überzeugt.

Eines Falles muß ich noch erwähnen, der in weiteren Kreisen großes Aufsehen erregte und mir die besondere

Zuneigung der Königin Elisabeth erwarb. Es war die Heilung einer Pathe Ihrer Majestät der Königin, eines armen Mädchens, welche auf Kosten ihrer hohen Wohlthäterin 1½ Jahr lang die Klinik des damals berühmten Augen-Operateurs, Geheimraths Dr. Jüngken in Berlin, ganz vergeblich besucht hatte. Nach dreiwöchentlichem Gebrauch der Homöopathie kehrte das Augenlicht so weit zurück, daß sie bereits große Schrift lesen konnte, welches die Königin mit großer Freude wahrnahm.

Die Statuten der Hahnemannia will ich hier doch nachrichtlich mittheilen, obgleich ihr Bestehen kein langes war. Der Dr. Ecke, Regimentsarzt im Cadetten-Corps, hatte mir erlaubt, ihn als Mitdirector aufzuführen.

§. 1.

Der Hauptzweck der Hahnemannia ist: arme und hülfsbedürftige Kinder der physischen Verwahrlosung zu entziehen und vor Verderben zu schützen.

§. 2.

Kinder von armen Eltern (besonders von Wittwen, die sich ihren Unterhalt außerm Hause verdienen müssen) oder Waisen aus Potsdam und einer Meile Umgegend, die theils an akuten Krankheiten leiden, während ihnen zu Hause die nöthige Wartung und Pflege fehlt; theils an chronischen Uebeln, als: Scropheln, englischer Krankheit, Ausschlag 2c., deren Heilung in ihrer Lage, bei ungesunder Wohnung und Kost nicht abzusehen ist — werden in die Anstalt aufgenommen, verpflegt und — so Gott will — geheilt.

§. 3.

Alle Diejenigen, die in ihrer Wohnung bleiben können, wo sie die nöthige Pflege haben, erhalten — bei den in §. 1 angeführten Umständen — Heilung und Mittel unentgeltlich. Hiervon sind auch Erwachsene nicht ausgeschlossen.

§. 4.

Maß und Ziel der Unterstützung richtet sich nach den Mitteln der Anstalt und wird vom Director derselben bestimmt. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß der Bedürftigste das Vorrecht hat.

§. 5.

Als Local hat einstweilen der Regierungs- und Schulrath v. Türk

eine Wohnung auf seiner Besitzung (in Klein-Glienicke) eingeräumt, bis für ein größeres gesorgt werden kann.

§. 6.

Eine zuverlässige Ehefrau oder Wittwe übernimmt Aufsicht und Verpflegung der kranken Kinder, während für zweckmäßige Beschäftigung, resp. Belehrung der Genesenden gesorgt wird.

§. 7.

Es bildet sich ein Verein für die Kinder-Heil-Anstalt, zu dem Jeder die Mitgliedschaft durch einen jährlichen Beitrag von mindestens zwei Thalern, oder durch einmalige Einzahlung von zwanzig Thalern erlangen kann

§. 8.

Jedes Mitglied hat die Befugniß:

1) Kranke Kinder zur Aufnahme in Vorschlag zu bringen, die sodann vorzugsweise berücksichtigt werden.
2) Die Anstalt selbst zu besuchen, oder durch Glieder seiner Familie besuchen zu lassen; die Krankenzimmer jedoch dürfen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Directors oder des in der Anstalt außerdem fungirenden Arztes von Niemand betreten werden.
3) Etwaige Wünsche oder Bemerkungen in ein dazu vorhandenes Buch einzutragen.

§. 9.

Ohne Wissen und Zustimmung des Directors der Anstalt darf nichts in derselben vorgenommen werden.

§. 10.

Mittel zur Erhaltung der Anstalt bilden sich:

a) Aus der Einnahme für eine Vorlesung zu Hahnemann's Todtenfeier.
b) Aus der Einnahme für besagte Vorlesung, die dem Drucke übergeben wird, und bereits über dreihundert Subscribenten hat.
c) Aus der Einnahme für ein Blatt, welches unter dem Titel „Hahnemannia" die Fortschritte der Homöopathie in Berlin, Potsdam und Umgegend, nebst allen neuen Entdeckungen und interessanten Erscheinungen in ihrem Gebiete bekannt macht.
d) Aus den Beiträgen, Geschenken und Vermächtnissen.

§. 11.

Das Capital-Vermögen der Anstalt wird vom Director in Gemeinschaft mit den Vorstehern des Vereins sicher untergebracht und verwaltet.

§. 12.

Der Hahnemannia stehen alle diejenigen Gerechtsame zu, die

einer vom Staate anerkannten moralischen Person gebühren, als: jede rechtliche Erwerbung oder Veräußerung von beweglichen und unbeweglichen Gegenständen.

§. 13.

Desgleichen werden der Anstalt alle diejenigen Erleichterungen gewährt, die einer milden Armen-Versorgungs-Anstalt zukommen, als: Befreiung von Stempeln und gerichtlichen Kosten, Portofreiheit für alle eingehenden Briefe, Gelder und Packete, die mit dem Rubro: „Hahnemannia" versehen, und abgehend mit dem Siegel gleicher Inschrift bedruckt sind; sowie freier Verkauf aller zum Besten der Anstalt erscheinenden Schriften oder Kunstsachen und gefertigten Gegenstände.

§. 14.

Mit der einzuholenden landesherrlichen Bestätigung tritt dieses Grundgesetz der Hahnemannia mit allen seinen Bestimmungen in Rechtsgültigkeit und Kraft.

Potsdam, am 22. December 1843.

Director der Hahnemannia:
Arthur Lutze,
Praktiker der reinen Homöopathie.

Mitdirector:
Dr. **Ecke,**
Königl. Regiments-Arzt.

Vorsteher des Vereins:
v. Türk,
Regierungs- und Schulrath.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Zeitungs-Angriffe und deren Erwiederung.

Jetzt nahmen die Angriffe in den Berliner Zeitungen ihren Anfang, wozu meine Gegner die Vossische Zeitung auserkoren hatten, in welche ich dann auch die Erwiderungen einschickte; so daß später in einem Gedichte über mich gesagt wurde:

„Die Vossin ward zu jener Zeit
„Beinah pikant durch solchen Streit."

Hätten meine Gegner gewußt, wie sie mir nützten, sie hätten keine Sylbe gegen mich gesagt; denn gerade dadurch

wurde die Sache in allen Zeitungen besprochen, und die entferntesten Kranken erfuhren von mir, so daß damals schon mein Ruf in die fernsten Länder getragen wurde, was ganz unmöglich gewesen wäre, hätte Niemand mich angegriffen.

Der erste Aufsatz fand sich in Nr. 33. vom 8. Febrnar 1845 mit der Ueberschrift: „Das neue Gesetz über das Selbstdispensiren der Homöopathen", und enthielt so viele Irrthümer, daß ich es um so mehr für meine Schuldigkeit hielt, dieselben gründlich zu widerlegen, da die Berliner Homöopathen bei früheren Angriffen geschwiegen hatten, was von den Gegnern oder von Laien sicher als ein sich Gefangengeben angesehen werden kann.

Ich erwiederte deshalb Folgendes:

„Der Verfasser des Aufsatzes mit vorstehender Ueberschrift in Nr. 33. d. Bl. ist in groben Irrthümern befangen und kein Sachverständiger; deshalb ist der Laien wegen eine Widerlegung nöthig.

Wenn derselbe behauptet, die Vorwürfe wegen Apotheker-Versehen wären nicht bewiesen, so irrt er gewaltig. In meiner Schrift „Hahnemann's Todtenfeier" habe ich nur erwiesene Fälle angeführt, und in derselben Zeitung Nr. 33. auf der ersten Seite lesen wir: „Der Vater des Grafen Dembinski starb, weil ihm aus der Apotheke aus Versehen verdünnte Blausäure statt Bitterwasser geschickt wurde. Abgesehen davon behauptet derselbe: „daß die Homöopathen fast nur Gifte anwenden." Dies ist das Lächerlichste! Wir haben ja keine andern Arzneistoffe als die Allöopathen, nur mit dem Unterschiede, daß letztere auch die Gifte in roher Gestalt, oft in Masse verschreiben, wir aber alle diese in Decillionter-Potenz und höher, also in ganz unschädlicher Form, verabreichen, so daß jedes Gift bei

der reinen Homöopathie aufhört Gift zu sein; denn sobald es nicht mehr schaden kann, verliert es diesen Namen, der nur den Urstoff trifft. Wenn homöopathische Aerzte von dieser Norm der Hahnemann'schen Lehre abgewichen sind, so empfangen und verlangen sie gar nicht das Recht zum Selbstdispensiren, dafür bürgt der Vorsitzende der Examinations-Commission, der Herr Dr. Groß in Jüterbogk, ein echter Vertreter der neuen Heilkunst. Hierdurch ist auch der Vorwurf beseitigt, daß die Examinatoren nichts von der Homöopathie verständen.

Der Verfasser des Aufsatzes hat ferner keinen Begriff von der eigentlichen Bereitung der hom. Arzneien, daher kommt es auch, daß er nicht weiß, daß die in allöopathischen Apotheken bereiteten homöopathischen Potenzen ganz unwirksam sind, weil der geringste fremdartige Geruch ihre Kraft aufhebt und keine Apotheke ohne Geruch ist. Beim Selbstdispensiren ist aber die genaueste Controle vorhanden, indem nach den von den Angehörigen nachträglich angegebenen Symptomen, von Sachverständigen immer noch beurtheilt werden kann, ob das im Journal eingetragne Mittel das richtige war, oder nicht. Was mich betrifft, so gebe ich sogar jedem Kranken ein Recept mit dem Namen des verabreichten Mittels nebst Angabe der Potenz mit, und so ist dieselbe Controle vorhanden, wie bei allöopathischen Aerzten, und nie ein positiver Schade möglich, da ein kaum mögliches Vergreifen doch nur die Heilung aufhalten, nie aber schaden könnte. Darüber können freilich Ignoranten in der neuen Heilkunst nicht urtheilen, und diesen wird gerathen, sich erst mit den Grundsätzen der Homöopathie vertrauter zu machen, ehe sie öffentlich über die weisesten Gesetze des Staats abzuurtheilen wagen."

Hierauf erschien in Nr. 37. d. Bl. ein lang- und breitstyliger Aufsatz, als Fortsetzung des ersten, fast noch unge-

reimter als dieser, den ich folgendermaßen in Nr. 43. widerlegte:

„Der Aufsatz des Herrn Dr. C. H. Schultz, Prof. ord. in Nr. 37. d. Bl. zeigt, daß der Verfasser in völliger Unkenntniß mit der Homöopathie und deren Arzneien lebt. Derselbe behauptet: „daß die vielerlei Arzneien, die die Homöopathen zu den Kranken mit sich herumtragen, einer gegenseitigen Mittheilung ihrer Gerüche viel mehr ausgesetzt sind, als in den Apotheken,“ und weiß nicht, daß homöopathische Arzneien gar keinen Geruch haben, und begreift nicht, daß sie keinen äußerlich wahrnehmbaren Geruch haben können; ihre innere Kraft aber durch von außen eindringende starke Gerüche aufgehoben werden muß! Diese Unkenntniß mit der Sache entschuldigt allein die lächerliche Aeußerung: „der Gesetzgeber hätte nach Maaß und Gewicht feststellen sollen, welches homöopathische, und welches allöopathische Arzneien sind.“ Der Gesetzgeber war kein Ignorant in der Sache, darum that er das nicht, weil er sehr wohl wußte, daß homöopathische und allöopathische Arzneien so weit von einander verschieden sind, wie Himmel und Hölle. Zertheilt nach Maaß und Gewicht können nur allöopathische Arzneien werden; bei der homöopathischen Arznei hören alle Meß-Instrumente auf, denn schon in der Billiontel-Potenz ist kein Chemiker mehr im Stande, die Arzneistoffe heraus zu erkennen, sondern das Dynamische, welches durch die Potenzirung (nicht Verdünnung) herausgelockt ist, ist das allein Vorhandene, welches bis zur Decillion und darüber gesteigert wird, weder Geruch noch Geschmack hat, aber auf den entsprechenden Krankheitszustand mit so ungeheurer Heilkraft wirkt, wie nur Dynamisches, nicht Materielles zu wirken im Stande ist. Homöopathische Arzneien sind also dynamische Kraftentwickelungen; allöopathische Arzneien — die groben Stoffe, mehr oder minder zertheilt — — und diesen Unter-

schied hat der Gesetzgeber wohl gekannt, und ihn wahrscheinlich bei allen rite promovirten Aerzten, Professores ord. etc. vorausgesetzt! Die reinen Homöopathen werden diesen hochgelehrten Herren bald Lichter aufstecken, daß ihnen die Augen übergehen sollen: und es wird erfüllt werden, was die Berliner Stafette in Nr. 16. sehr treffend sagt: „sie werden entweder einpacken oder sich dem Zuge der Wissenschaft anschließen müssen.“

Unterdessen hatten die vier untengenannten homöopathischen Aerzte Berlin's in Nr. 38. d. Bl. einen Aufsatz gegen mich gerichtet, der in jeder Zeile den Stempel des Neides und der Scheelsucht trug, uneingedenk der offenbaren Lügen, die sie gegen mich zu verbreiten suchten, welche ich jedoch nicht besser, als durch die einfache Erzählung der Thatsachen mit Beifügung der Allerhöchsten und Höchsten Befehle widerlegen konnte. Es erschien deshalb in Nr. 43. Folgendes:

Rechtfertigung

über die Anschuldigungen der Herren Doctoren Bamberg, Reisig, Melicher und Kallenbach, die sich homöopathische Aerzte nennen.

„Der Gerechte ist der Lüge Feind ꝛc.“ Sir. 13, v. 5.

Meine Herren! Sie haben es versucht, mich vor dem größeren Publikum zu prostituiren, und es hat mir in Ihrer Seele Leid gethan, daß Sie mit Unwahrheiten Ihre Sache durchgeführt haben. Allerdings bin ich mehrere Jahre hindurch Königl. Post-Secretair (nicht „Postschreiber“) gewesen und habe, nachdem ich vier Jahre lang, zwar nicht als Student, aber zu meiner eigenen Ausbildung, an den Universitäten Berlin und Halle Collegia gehört, wozu mir mein damaliger Chef, der Herr Geh. Staatsminister von Nagler Excellenz, die Erlaubniß ertheilt hatte, — vor

acht Jahren das Studium der Homöopathie begonnen und dieselbe unter echten Schülern Hahnemann's praktisch ausgeübt, wie ich in meiner Schrift „Hahnemann's Todtenfeier" näher angegeben. Fünf bis sechs Jahre hindurch habe ich eine unzählige Menge Kranker unentgeltlich behandelt und glücklich geheilt. Auf das Verbot und die Bestrafung von Seiten der Polizei-Behörde zu Mühlhausen wegen strafbaren Prakticirens habe ich rechtliches Gehör verlangt und bin vom Königl. Ober-Landes-Gericht in Halberstadt von der Anschuldigung strafbarer Verabreichung homöopathischer Arzneien in der Sitzung vom 12. Januar 1844 völlig freigesprochen. Auf Veranlassung der Königl. Regierung zu Erfurt ging die Sache die Instanzen durch, und unterm 3. Dezember 1844 bin ich in derselben Angelegenheit in dritter Instanz vom Königl. Ober-Landes-Gericht zu Münster wiederum völlig freigesprochen. Unterdessen hatten unzählige Geheilte und ich selbst bei Sr. Majestät dem Könige um Erlaubniß zur Praxis gegen Entgelt gebeten; die Gesuche wurden den hohen Ministerien zur Untersuchung übergeben, und nach dreivierteljähriger Recherche, und nachdem Seine Majestät Sich in Allerhöchsteigener Person überzeugt hatten, daß ich wirklich mehrere Blinde, Taube und Lahme geheilt, an denen die Bemühungen aller Aerzte gescheitert waren, erhielt ich bedingungsweise unterm 2. November v. J. auf Befehl Seiner Majestät des Königs, durch des Herrn Geh. Staats-Ministers Eichhorn Excellenz die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis gegen Entgelt. — Die Statuten zu meiner Heilanstalt liegen seit länger denn einem Jahre Seiner Majestät dem Könige und dem hohen Ministerium vor; dieselbe besteht jetzt in Potsdam, Brauerstraße Nr. 1, und nach den amtlichen Listen, die der hohen Behörde eingereicht sind, haben im verflossenen Jahre 14,000 Kranke unentgeltlich Arznei und Heilung erhalten.

Für diese habe ich die sehr geringen gesammelten Beiträge benutzt.

Inwiefern ich nun schuldig bin, daß ein zahlreiches Publikum, auch aus den höchsten Ständen, mir sein Vertrauen zugewendet, und wie weit die genannten Herren Aerzte berechtigt waren, und ob es edel und groß von ihnen war, gegen mich aufzutreten — will ich einem andern Richter überlassen. Daß aber echte Homöopathiker anders über die Sache denken, beweist der Ausspruch des hochwürdigen Herrn Dr. Groß im 9ten Bande der allgem. homöop. Zeitung Seite 23. Dieser sagt daselbst: „Von vielen Seiten erhebt sich ein mächtiger Einwurf gegen die Beschäftigung der Laien mit ärztlicher Kunst. Es ist überflüssig, denn das Publikum entscheidet nur nach dem Erfolge an seinem eigenen Leibe. Wer ihm hilft, dem vertraut es, sei er promovirt oder nicht. Was hilft alle Gelehrsamkeit, wenn wir nicht zu heilen verstehen? Darin übertreffe der Arzt den Laien, und er hat nichts zu besorgen von seinem Einmischen." Leider ist aber auch der Herr Dr. Groß in Jüterbogk der einzige echte und reine Homöopathiker in der ganzen Provinz Brandenburg, und wenn es gilt, die reine Homöopathie gegen unwürdige Angriffe schnell zu vertreten, so werde ich es, als sein und Hahnemann's treuer Schüler, gern übernehmen, und mich nicht um das Gewäsch derjenigen kümmern, die sich Homöopathiker nennen und es doch noch lange nicht sind.

Drei weitere Zeitungsangriffe parirte ich einfach mit Göthe's Versen aus dem „Faust" ab:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar;
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das meint Ihr, gelte nicht!"

Einen freundlichen Antheil an allen diesen Streitigkeiten nahm ein Berliner Blatt: die Stafette, die mit ihrem gesunden und gediegenen Witze das Ganze würzte und immer den Nagel auf den Kopf traf. In Nr. 24 der Stafette stand Folgendes:

„Arthur Lutze hat auf die Herausforderung der vier Berliner Homöopathen geantwortet und sie aus dem Felde geschlagen. Daß er vor dem Gesetz gerechtfertigt dasteht, war nöthig, diesen Herren gegenüber; allein es ist das nicht der Hauptpunkt in der Sache. Die Stafette will hier, wie immer, ein Wort für die Wahrheit reden. Die Wissenschaft nimmt stets die Miene an, als hätte sie ein Monopol auf die Wahrheit, und zwar auf die lebendige Wahrheit, welche sie unmittelbar mit dem Leben zu dessen Gedeihen verbinden könne. Allein die Wissenschaft, so hoch wir sie als Bemühung schätzen, das Wahre zum Begriff zu erheben, geht doch eben nur hinter dem Object her, mit dessen Betrachtung sie sich beschäftigt. Wenn nun ein Theolog, Mediciner, Jurist oder Philosoph nicht so glücklich ist, durch die Schaale der Wissenschaft bis zum Kern und Geist derselben zu dringen, so ist er sammt seinem ganzen Kram von Wissenschaft ein armer Mann, der, wie das Volk sagt, keinen Hund aus dem Ofen zu locken versteht. Die Wissenschaft an sich selbst kann aber Niemandem die Weihe geben, sondern das Talent oder Genie, die Inspiration von oben; die rechten Aerzte, Prediger, Juristen und Philosophen werden deshalb geboren, und Gott muß ihnen das beste geben, die Wissenschaft ist nur eine bestimmte Methode, solche begabte Leute zu erziehen. So kann es kommen, daß ein Laie, auf eigenem Wege, und ohne die zur Zeit gebräuchliche wissenschaftliche Methode, zu bedeutenderen Ergebnissen gelangt, als die graduirten Herren durch ihre Facultätsstudien. Was wir hier

sagen, lehrt die Erfahrung, und besonders durch die unbestreitbare Thatsache, daß die größten Entdeckungen und Erfindungen nicht von den Professoren der Wissenschaft, d. h. nicht durch letztere gemacht worden sind, sondern durch den Zufall und den Mutterwitz; aber die Wissenschaft hat es wohl verstanden, das auszubeuten, was Andere auf diese Weise gefunden hatten. Es ist daher auch gar nichts Seltenes, daß der Mutterwitz oder das rohe Talent den wissenschaftlichen Leuten ein Schnippchen schlägt, und wenn die Letzteren darüber in Harnisch gerathen, statt die klügere Partei zu ergreifen, auch von solchen Empirikern zu lernen, wie ein Heim z. B. es gethan; so beweisen diese Herren nur, daß sie entweder selbst ihr wissenschaftliches Fachwerk überschätzen oder neidisch sind. Wir sind also auch der Meinung des Dr. Groß, nicht wer ein Doctordiplom besitzt, sei der beste Arzt für das Publikum, sondern wer das Heilen versteht; und das Letztere wird sich bald zeigen. Das galt von Prießnitz, das gilt von Lutze und andern Aerzten, deren Erfolge mehr werth sind, als alle Diplome. Roher Aberglaube und Betrügerei sind damit so wenig in Schutz genommen, wie tüchtiger wissenschaftlicher Bildung ihr Werth abgesprochen, aber wir bleiben dabei: wer den Peter heilt, den wird der Peter rühmen, und der Ruhm ist nicht übel; denn man kann davon essen und trinken und mehr noch — denn Peter hat Geld."

Achtunddreißigster Abschnitt.

Mißhandlungs-Curen von Jüngken, Dieffenbach etc.

Alle diese Angriffe hatten mich doch in solche Stimmung versetzt, daß ich nach einem Jahre folgendes Nachwort meiner „Hahnemann's Todtenfeier" anfügen ließ, welches zwar sehr scharf, aber doch auf Wahrheit gegründet war, denn zu viele Verstöße gegen die Menschlichkeit kamen mir in dieser Zeit vor, die doch nur der Unwissenheit der Aerzte oder vielmehr der Unzulänglichkeit ihrer Methode zuzuschreiben waren. Es lautet wörtlich:

Nachwort.

Ein Jahr meiner Wirksamkeit in Potsdam ist nun vollendet, und zu dem heißesten Dank gegen Gott, den allgütigen Vater, gesellt sich der gegen unsern vielgeliebten König, der an mir und all' den Leidenden gethan hat, was nur ein solcher König thun konnte, der in Seinem selbstständigen, weisen Handeln das Siegel Seiner Größe trägt.

In andern Ländern müssen die armen Homöopathiker noch unter Druck und Verfolgung ihr heiliges Werk im Stillen vollenden. Die Verfolgungen fehlen auch hier nicht, aber ein mächtiger Schutz steht den Feinden gegenüber und ihre Bannsprüche werden machtlos, wie die spitzigen Pfeile am eisernen Panzer.

Nicht Unrecht haben diejenigen Blätter, die dies für ein Ereigniß erachten, daß des Königs Majestät mir die Praxis gestattet, der ich früher Postsecretair war, weil Aller-

höchstdieselben Sich selbst überzeugt haben, daß ich diejenigen Blinden, Tauben und Krüppel geheilt, die die alten Geheimen Medizinalräthe zur heilen nicht im Stande gewesen waren. Der König sagt: „Er kann heilen, darum soll er heilen!“ und fragt nicht, welche in tausendjährigen Irrthümern versauerte Fakultät ihn gesalbt hat. Aber der König weiß auch, daß ich 8 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer die neue Kunst studirt, und, neben meinem damaligen mühseligen Staats-Beruf, ausgeübt und Unzählige schon damals geheilt habe.

Studirt habe ich in Hahnemann's und seiner Schüler Schriften, und an den Krankenbetten, und so habe ich heilen gelernt, was man auf den academischen Bänken bis jetzt noch nicht lernen kann. Des Königs Blick wird aber weiter gehen, er wird bald die Pestbeulen erkennen, die unser Land verderben, und sie auszuschneiden wissen, Dahin rechne ich die Kliniken nach dem alten Curschlendrian oder nach dem neuen Schneide-Prinzip, die viel mehr verkrüppeln als herstellen, die viel mehr Unheil als Heil bringen.

Am meisten in die Augen stechend ist die Jüngken'sche und Diefenbach'sche Klinik in Berlin, zu denen Unzählige wallfahrten, in der Hoffnung: Aerzte dort zu finden, und sie finden sie nicht!

Ueber 50 Fälle könnte ich aufzählen, und werde sie auf Verlangen der Welt übergeben, wo der große Jüngken bei Augenleiden Mittel angewandt, deren der allergewöhnlichste Wundarzt nicht schlechtere hätte wählen können: Aderlaß, Blutegel, Schröpfköpfe, Haarseile, Fontanellen, Pockensalbe, all' diese Mißhandlungsmittel, die nie heilen können, ist die ganze Weisheit, die mancher weit herkommende Hülfesuchende mit nach Hause nimmt, und oft nur kränker davon wird. Ein Beispiel ist Henriette Nickel

in Bornstädt, die Pathe Ihrer Majestät der Königin, deren Auge blind war und blind blieb trotz aller über Jahr und Tag lang angewandter Mittel des Dr. Jüngken. Nach 3wöchentlicher Behandlung durch reine Homöopathie konnte sie lesen, und nach und nach wird jedes Wölkchen von ihrem Auge entfernt. So etwas kann nur die neue Heilkunst; warum studirt die nun ein Solcher nicht, der, seiner geschickten Operationen wegen, einen großen Namen hat, aber doch noch nicht zu heilen versteht.

Emilie Tressel in Berlin, Holzmarktstraße Nr. 66, 32 Jahre alt, erkältete sich vor 5 Jahren bei der Wäsche, worauf sie bald große Schwäche der Sehkraft bemerkte, die so schnell zunahm, daß sie am 17. März 1840 in die Jüngken'sche Klinik in der Charité aufgenommen wurde. Man erklärte das Uebel für schwarzen Staar und sie bekam sogleich Pockensalbe ins Genick, dann ein Haarseil, 2 Moxen und zu gleicher Zeit spanisch Fliegen=Pflaster; dann noch ein Haarseil und wieder 2 Moxen. Ferner wurde sie einen Tag um den andern geschröpft, und nachdem sie gräßlich geschwächt war, und die Augen immer mehr verdunkelt — als unheilbar entlassen. Eine vornehme Dame ging noch besonders zum Dr. Jüngken, der die Cur noch einmal untersuchte und darauf ein Attest ausstellte: „daß sie am völlig ausgebildeten schwarzen Staar litte und unheilbar wäre."

Mit Gottes Hülfe wird sie jetzt durch die reine Homöopathie geheilt werden; wie viel leichter und schneller wäre das aber möglich gewesen, wenn sie nicht erst diese Marterschule hätte durchmachen müssen, die noch nie zu einem erwünschten Ziele geführt hat.

Eben solch' Unwesen herrscht in der Diefenbach'schen Klinik.

Als Beispiel könnte ich ein Protokoll aufweisen, welches

allen Eltern als Warnung dienen würde, ihre Kinder solchen Kliniken anzuvertrauen. Dasselbe ist bei mir einzusehen und wird vielleicht in einer andern Auflage dem Publikum übergeben werden.

Das 3jährige Kind des Tapeziers Haase in Berlin bekam schlänkernde Beine, daß es nicht gehen konnte; ein scrophulöses Leiden, welches die reine Homöopathie immer sicher heilt. Dr. Dieffenbach erklärte es für eine Verkürzung der Sehnen, die er schneiden wollte; — er schnitt — und behauptete doch, daß der darauf erfolgte Tod nicht durch die Operation erfolgt sei.

Derselbe Dr. Dieffenbach schneidet auch Drüsen aus, und begreift nicht, daß eine Drüsen-Krankheit sich nicht ausschneiden läßt. Stirbt der Kranke glücklicherweise nicht in Folge der Operation, so bildet sich bald eine neue Drüse, weil das Drüsenleiden nur durch Heilung, nicht durch Schneiden vertilgt werden kann. Die reine Homöopathie heilt jede Drüsen-Krankheit mit vollkommener Sicherheit.

Derselbe Dr. Dieffenbach hämmert Gewächse, und demonstrirt seinen Schülern vor, daß nun das Wachsthum zerstört sei. Er irrt aber gewaltig und bleibt in solchem Irrwahn, weil die einmal Gehämmerten nicht zum zweiten Mal zum Hämmern kommen, und den Unsinn der Sache einsehen. Wilhelmine Böthling z. B., die Tochter des Arbeiters Böthling in Josen bei Köpnick, jetzt 19 Jahr alt, bekam im 12ten Jahre ein Gewächs auf dem rechten Fußrücken, welches bei der Oeffnung durch einen Köpnicker Arzt im Herbst 1843 einen eiweißartigen Gallert enthielt. Bald nach der Operation wuchs es jedoch wieder, und man wallfahrtete im Juni 1844 nach der Klinik in Berlin. Da hieß es: „Das wollen wir bald weghämmern!“ Fünf Mann hielten das arme Mädchen, der Fuß wurde auf

einen Schemel gesetzt und nun mit einem eisernen Hammer aus Leibeskräften darauf geschlagen, so daß der Fuß dick auflief. Er wurde noch zweimal verbunden, doch als sie den Verband abließ, war das Gewächs in 4 Wochen wieder da, und größer als zuvor; die Schüler Dieffenbach's aber schwören sicherlich darauf, daß das Gewächs weggehämmert ist, und versuchen später ein Gleiches in ähnlichen Fällen.

Brauchen wir dazu Aerzte? —

Anna Meyer, 5½ Jahr alt, Tochter des Gensd'armes Meyer in Frankfurt a. d. O., schleppte seit Anfang des Jahres 1844 das linke Bein etwas nach. Am 28. Mai v. J. ward sie zu Dr. Dieffenbach gebracht, welcher erklärte, es sei freiwilliges Hinken, und verordnete, sie solle auf einer harten Matratze liegen, 6 Wochen lang jeden Mittwoch und Sonnabend 4 Blutegel, dann 5 Monate lang alle 8 Tage 4 Blutegel an die Hüfte setzen, die in der ersten Zeit 2 Stunden nachbluten mußten. Im Ganzen hat sie 128 Blutegel gebraucht. Während der ganzen Zeit mußte sie täglich zweimal Leberthran nehmen, im Ganzen 12 Pfund. Dadurch verlor sie den Appetit, und fing an, im Rückgrath auszuwachsen, welches immer zunahm, bis sie am 27. Februar 1845 zu mir gebracht wurde. — Dr. Dieffenbach hatte auf besonderes Befragen versichert: „zu heilen wäre das Hinken nicht mehr; durch die Cur würde aber das weitere Auswachsen verhindert.“ Man sieht hieraus, wie tief diese Herren im Dunklen tappen; denn das Hinken hatte sich wirklich verloren, der Rückgraths-Auswuchs aber durch die Cur gebildet, da Leberthran all' dergleichen erzeugt, wie ich bereits früher erwähnt habe.

Die Frau des Försters Balke in der Moorlake bei Potsdam wurde halb lahm in die Trüstädt'sche Klinik gebracht; ganz verkrüppelt und in elendem Zustande kam sie heraus, weil man an ihr den electro-galvanischen

Apparat versucht hatte, der ihr leider Unheil statt Heil gebracht.

Und nun erst die Charité! — hu, da schaudert es Einem, wenn man die Jammerbilder sieht, die dort als Opfer der Versuche fallen; und wo ist eine Heilung aufzuweisen?! — Ein französischer besuchender Arzt sieht, wie Dr. Pauli in der Charité einen an Syphilis und Sykosis Leidenden ätzt oder brennt, und sagt: „Dies Verfahren kann aber das Uebel doch nicht heilen." — Dr. Pauli erwiedert: „Er (der Patient) ist in der Nähe und kann leicht wiederkommen." — Das Uebel ist bald zurückgekehrt, der Kranke aber nicht nach der Charité; sondern hat es vorgezogen, wirklich geheilt zu werden, was nur die reine Homöopathie kann.

Sophie Albrecht, 30 Jahre alt, Tochter des verstorbenen Musikus Albrecht zu Sandau an der Elbe, kam im November 1834 mit vollkommen guten Augen nach der Charité in Berlin, weil sie vor der Stirn zwei Beulen gehabt, die die Aerzte in Sandau durch Umschläge erweicht und aufgezogen hatten, aber nicht zuheilen konnten. In der Charité bewirkte man die Heilung der Löcher vor der Stirn durch Umschläge und Salben, ohne zu ahnen, in welch' fürchterliches Unglück das arme Mädchen dadurch gestürzt würde. Während der Cur ward das Augenlicht bereits schwach, und Dr. Jüngken meinte, auf dem rechten Auge finge sich an ein Staar zu bilden, den sie, um zuvorzukommen, operiren wollten. Derselbe übergab dies dem Dr. Bahn; doch es mißglückte, und nach der Operation war sie auf dem rechten Auge völlig blind. Das linke Auge eiterte, und schon vor der Operation des rechten war durch die Beize über dem linken Auge das obere Augenlied abgefallen, welche Stelle mit Bleiweiß-Umschlag gekühlt wurde. Man ätzte und beizte aber noch den Stummel des Augenliedes, mit dem Bemerken, es sei wildes

Fleisch darauf, welches weggebeizt werden müßte. Das Auge selbst ward unter dieser Mißhandlungscur immer schlechter; man verordnete eine rothe Salbe, und mit der Weisung, diese unausgesetzt fortzubrauchen, entließ man sie — blind gemacht — nach ¾ Jahren aus der Charité. So ist es bis jetzt 9 Jahre lang geblieben, und der Unwissenheit der Aerzte hat sie ihr grenzenloses Unglück — nicht bloß blind, sondern auch verstümmelt zu sein — allein zuzuschreiben.

Dr. Kramer in Berlin heißt Ohrenarzt, weil er jedem Tauben ein Rohr durch die Nase ins Ohr steckt und die Luftpumpe anwendet. Ich habe noch keinen Geheilten gesehen, wohl aber mehr denn 50 sind zu mir gekommen, die mir versichert haben, ihre Harthörigkeit sei stets nach dieser Procedur schlimmer geworden.*) Daß ich viele Taube geheilt, ist bekannt, und davon hat sich Seine Majestät der König selbst überzeugt. Die reine Homöopathie muß auch dergleichen heilen können, da sie die feinsten Nerven aufs Eindringlichste berührt. Was in aller Welt aber soll solch' grober Apparat auf den feinsten unsrer Sinne wirken!

Für ein wahres Unglück halte ich es, wenn ein armer Leidender den Berliner Doctoren Schwan und Strahl in die Hände fällt, welche die giftigsten und verderblichsten Arzneien in solcher Masse verschreiben, daß selbst allöopathischen Aerzten die Haare zu Berge stehen, wenn sie solche Recepte

*) Die Frau des Lederhändlers Wöhler in Berlin, Strahlauerstraße Nr. 18, hat erst von dem Zeitpunkte an, wo Dr. Kramer vor 2 Jahren seine Maschine an ihr probirt hat, immerwährendes Sausen in beiden Ohren. Wer also noch kein Sausen im Kopfe hat, darf sich nur an Herrn Dr. Kramer wenden.

Aehnlich ist es mit Theodor Genrich aus Brandenburg, der 13 Wochen die Cur gebraucht hat, alle Morgen die Trompete durch die Nase dulden mußte, und am Ende fortging, weil die Taubheit und das Brausen immer schlimmer wurde, und bis jetzt, 8 Jahr lang, so geblieben ist.

lesen. Dr. Schwan hat unlängst einer bejahrten Dame mit sehr schwachen Nerven eine Drachme des Extracts von Nux vomica, mit soviel Nux vomica-Pulver, als zu 60 Pillen nöthig, verschrieben. Natürlich hat sie nur ein paar davon nehmen können, da sie schon nach der 2ten die ganze Nacht im Bette herumgewälzt worden ist. Die Recepte liegen bei mir vor.

Was beweist nun dieses Alles, da doch Jüngken, Dieffenbach, Trüstädt 2c. unleugbar ehrenwerthe Männer sind, die das Beste wollen, was in ihren Kräften steht, und als die Heroen der Medizin verehrt werden? — Es liefert den deutlichen Beweis, wie tief die Medizin der alten Schule noch im Argen liegt; denn da es um die Heroen so bestellt ist, wie muß es da erst mit den andern aussehen, und was kann man wohl von denen erwarten?!

Wenn hier in Potsdam die alte Medizin ihr Unwesen gleich nicht in solchem Grade treibt, so fallen doch manche Opfer durch die Einflüsterungen der Aerzte auf Einzelne, die über den wahren Werth der Homöopathie im Dunkeln gehalten werden und nicht selbst so viel Energie haben, sich über den alten Schlendrian zu erheben. Ein Beispiel davon ist der Zuckersiede-Meister Gieschen (am Canal Nr. 44), den ich auf vieles Bitten vom 19.—26. December 1844, also 8 Tage lang, an einer nicht gefährlichen Krankheit behandelte. Durch Erkältung hatte er sich ein hitziges Fieber, mit Affectionen der Lunge und des Gehirns, zugezogen, dessen Verlauf sich bei der homöopathischen Arznei äußerst günstig gestaltete, so daß in den 8 Tagen alle gefährlichen Symptome verschwunden waren. Herr Jakobs jedoch, der Besitzer der großen Zuckerfabrik in Potsdam, sandte seinen Arzt hin und schnitt so die homöopathische Behandlung ab. Dieser setzte Schröpfköpfe, ließ Ader und schwächte natürlich den Kranken dadurch so sehr, daß er nach 4 Wochen sterben mußte, was sicherlich bei der sanften und sichern homöopa-

thischen Behandlung nicht geschehen wäre. Dennoch hatte man sich bemüht, das Gerücht zu verbreiten, der Kranke sei gestorben, weil ich den Aderlaß versäumt hätte*); aber jeder Unbefangene sieht ein, daß der Aderlaß der Grund seines Todes wurde; welches ich um so sicherer behaupten darf, da mir unter den unzählichen Fieber- und Entzündungskranken noch keiner gestorben ist. Am meisten zu bedauern ist die arme Wittwe, die durch Vorurtheile ihren Mann eingebüßt hat, und Hahnemann's Worte, die ich Seite 41. angeführt habe, sind hier wieder einmal in Erfüllung gegangen.

Wann werden die Aerzte alter Schule endlich einsehen, daß Blutentziehungen bei Entzündungen viel mehr zum Tode als zum Leben führen?! Wenn ihnen die Sterbelisten, die ich Seite 48 und 49 mitgetheilt habe, nicht Beweis genug wären, so sollten die hiesigen doch nur um sich schauen, wo so viele gehen und stehen, die von den heftigsten Ent-

*) Bei diesem Vorfall hat sich die Frechheit der Feinde der Homöopathie bis zum höchsten Extrem gesteigert. Nachdem der rc. Gieschen nach 4wöchentlicher allöopathischer Behandlung gestorben war, haben die behandelnden Aerzte auf Criminal-Untersuchung gegen mich angetragen, „weil ich den Aderlaß vor 4—6 Wochen versäumt hätte," und es ist so klar wie die Sonne, daß ich diesen Prozeß gewinne, wie ich bis jetzt alle auf Chikanerieen meiner Feinde beruhende Prozesse gewonnen habe.

Bei der Untersuchung ist mir nun doch wenigstens bekannt geworden, was die allöopathischen Aerzte eigentlich mit dem Kranken gemacht haben, ehe er gestorben ist. Sie haben nach ihren Angaben angewandt: Zwei Aderlässe, wiederholtes Schröpfen und Blutegel, Blasenpflaster und Senfteige, dabei innerlich: Calomel (Quecksilber), dann Goldschwefel, Bittersüß, Senega und zuletzt Opium. Dies Alles bei einem seit Jahren an der Brust leidenden, äußerst schwachen Manne, so daß ich wohl mit ziemlicher Gewißheit vor Gericht die Behauptung aufstellen konnte, daß dieses Verfahren, selbst bei einem gesunden Menschen oder Pferde angewandt, sicherlich den Tod zur Folge haben würde.

zündungen oft binnen 24 Stunden gänzlich geheilt worden sind. Der allbekannte und hochverehrte Herr von Türk, der Stifter der Waisenhäuser, ist das lebendigste Beispiel davon. Als er noch bei der jährlich wiederkehrenden Lungen-Entzündung durch die Mißhandlungscur mit Blutentziehungen behandelt wurde, siechte er jedesmal 4 bis 6 Wochen, ehe er sich nach dem Blutverlust wieder erholen konnte, und wäre sicher längst auch ein Opfer dieser schönen Curmethode geworden, wenn die Vorsehung ihn nicht in sanftere Hände geführt hätte. Die erste homöopathisch behandelte Lungen-Entzündung dauerte 2 Tage, und am 3ten konnte er wieder umhergehen, die folgende auch so lange, und dann ist sie nicht wiedergekehrt, weil die Homöopathie die Disposition dazu heilt, was das grobsinnliche Verfahren mit Blutlaß nie im Stande ist, sondern im Gegentheil die Neigung des Blutes zur Entzündlichkeit erweckt und fördert.

Könnten die Doctoren Philippi und von Ayx, die den vorstehenden Fall mit dem Zuckersieder Gieschen geleitet, nicht schon durch das einzige Beispiel mit Herrn von Türk klug geworden sein? Warum verschließen sie ihre Augen und Ohren gegen so überzeugende Thatsachen; Vielleicht, weil sie ihrem früheren guten Rufe zu schaden fürchten, wenn sie ihre Ansichten ändern würden? O, wahrlich würden sie das nicht! Vielmehr würde ihr Ruf ein bedeutender werden, wenn sie mit festem Charakter das für unhaltbar Erkannte wegwerfen und das Bessere ergreifen, was Tausende beglücken könnte; wie sie die schlagendsten Beweise täglich vor Augen haben. Ist das Zuströmen von Hülfesuchenden aus der Provinz nicht auch ein Beweis für die Echtheit meiner Heilkunst? Würde solches nicht aufhören, wenn die Heilungen ausblieben? — So aber nimmt es seit einem Jahre täglich zu! und wenn ich sonst 12 Stunden mit Kranken beschäftigt war, so bin ich es jetzt 20—22 Stunden täglich, wie ja

Alle wissen, die meine Klinik besuchen, und nicht selten Nachts um 2, 3 oder 4 Uhr abgefertigt sind, wenn der Zudrang zu groß war, und ich zu den 12 Tagesstunden noch 8—10 Nachtstunden hinzunehmen mußte, um durchzukommen, und um die Auswärtigen nicht über 3 Tage hier zu behalten. Würde das geschehen, wenn es nur Chimäre wäre? — Nein, wahrlich nicht! Weil aber in jeder Stadt von 10 bis 20 oder 30 Meilen um Potsdam der erste und zweite Hülfesuchende geheilt ist, darum kommen nun die Andern, und weil unter diesen wieder eine Menge schnell und sicher geheilt werden, so wenden sich endlich die Uebrigen von ihren Aerzten ab und der reinen Homöopathie zu, und daher kommt es, daß ich in jedem Monat circa 1500 neue Kranke bekomme. Lange könnte ich allein es nicht durchführen; doch bald hoffe ich Hülfe zu bekommen, und bis dahin will ich gern mein Leben und meine Gesundheit einem so hochheiligen Berufe für die Sache der Menschheit widmen, zu welchem mir ja die allgütige Vorsehung bis jetzt wunderbare Kraft verliehen hat.

Wenn Manche an mir tadeln, daß ich so kräftig auftrete, und mir dadurch Feinde bereite, so erwiedre ich diesen: „Eure Warnung kann ich entbehren; denn wer mir darum Feind wird, der ist der Wahrheit Feind, und gegen die Feinde der Wahrheit werde ich kämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge!“—

Neununddreißigster Abschnitt.

Arthur Lutze's Freisprechung des Königl. Kammergerichts.

Wie schon angedeutet, hatten mich die behandelnden Aerzte des 2c. Gieschen verklagt, und ich lasse hier meine

Freisprechung folgen, wie sie in einer besondern Broschüre im Jahre 1846 abgedruckt wurde:

Arthur Lutze's Freisprechung des Königl. Kammergerichts in der fiscalischen Untersuchungs-Sache gegen ihn, veranlaßt durch die Denunciation des Dr. Philippi und Dr. von Ayx in Potsdam.

Als der Zuckersiedemeister Gieschen in Potsdam nach 4wöchentlicher allöopathischer Behandlung gestorben war, hatten die Allöopathen, die ihn mit 2 Aderlässen, wiederholtem Schröpfen, vielen Blutegeln, Blasenpflastern, Senfteigen und dabei innerlich mit Calomel (Quecksilber), Goldschwefel, Bittersüß, Senega und Opium traktirt hatten, nicht bloß die Dreistigkeit, öffentlich auszusprechen und drucken zu lassen, „ich sei durch versäumtes Aderlassen Schuld an seinem Tode," — als ich ihn nämlich 6 Wochen vorher homöopathisch behandelt hatte, welches durch das Dazwischenkommen dritter Personeu abgeschnitten wurde; — sondern sie trugen sogar auf eine Criminal-Untersuchung gegen mich an, welche durch gerichtliche Obduction der Leiche des ꝛc. Gieschen eingeleitet wurde. Als aber der Todesfall des ꝛc. Gieschen, nach den von den allöopathischen Aerzten ausgesprengten Gerüchten, in Potsdam viel Aufsehen machte, und fast in jedem Hause besprochen wurde — hielt ich es für meine Schuldigkeit, um der Sache der Homöopathie willen, dem Publikum die Augen hierüber zu öffnen. Da gerade eine neue Auflage von Hahnemann's Todtenfeier von mir erschien, so besprach ich hierin den Fall ganz unbefangen und ruhig Seite 123 bis 126. Als jedoch ein Apotheker, und zwar derjenige, welcher mit den behandelnden Aerzten in Verbindung stand, im Potsdamer Wochenblatte, mit Nennung meines Namens, förmlich vor der homöopathischen Behandlung warnte, sie als unzulänglich darstellte und dem Publikum anzeigte, daß eine Criminal-Untersuchung des ꝛc. Gieschen wegen eingeleitet worden sei, — ließ ich einen Auszug über den betreffenden Punkt aus

Hahnemann's Todtenfeier abdrucken, in welchem ich zuerst die Resultate aus allöopathischen und homöopathischen Hospitälern bei Entzündungs-Krankheiten als mathematischen Beweis aufstellte, daß die homöopathische Behandlung bei hitzigen und Entzündungs-Krankheiten vorzuziehen sei, und dann auf den in Rede stehenden Fall überging, den ich, der Sache gemäß, in würdigem Tone besprach, um meine leidenden Mitmenschen zu warnen, und den Aerzten ein Beispiel vor die Augen zu führen, welches im Stande sein konnte, ihnen dieselben zu öffnen, was mir die größte Freude bereitet hätte, da ich mein Wohl und Wehe an die Durchkämpfung dieser großen Wahrheit gesetzt hatte.

Gleich darauf machten die Doctoren Philippi und von Ayx im Potsdamer Wochenblatte bekannt, daß sie mich wegen grober Beleidigungen verklagt hätten, und den Ausgang der Untersuchung in denselben Blättern bekannt machen würden.

Da solches nun weder von dem Criminal-Fall, noch von den Resultaten der Denunciation der beiden Doctoren geschehen ist, und diese ihr Wort hierin nicht gehalten haben, so halte ich es für Schuldigkeit, dem Publikum diese Resultate mitzutheilen; da namentlich in dem ausführlichen Erkenntniß des II. Senats jedem Preußen eine Garantie gegeben wird, daß die Richter nicht blindlings nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren, sondern daß sie auch bemüht sind, tiefer in die Sachen einzudringen, und sie, namentlich wo es nöthig ist, auch den psychologischen Standpunkt wohl beachten und danach ihren Rechtsspruch begründen.

Jedermann, der mich kennt, weiß, daß ich nur für die heilige Sache der neuen Heilkunst kämpfe, daß ich nichts als nur die Sache im Auge habe; weiß, daß ich mich nie

gegen Persönlichkeiten gerichtet, es sei denn der Sache wegen nothwendig gewesen, ja daß ich die Persönlichkeit meiner entschiedensten Gegner und Unterdrücker um ihrer selbst willen immer hochgeachtet habe; während ich nur da schonungslos gewesen bin, wo es galt, Irrthümer aufzuklären und die heilige Sache zu vertheidigen.

Diese meine Gesinnungs- und Verfahrungsart leuchtet aus jeder Zeile meiner Schriften hervor, und es ist leider von manchen Richtern übersehen worden, die mich wegen Injurien verurtheilt haben, wo ich nicht die entfernteste Absicht hatte zu beleidigen, sondern nur die Wahrheit zu sagen.

Auch der erste Richter in dieser Sache hatte auf die Denunciation der Doctoren Philippi und von Ayx mich nicht freigesprochen, sondern mich zu einer Geldbuße verurtheilt. Darauf legten die beiden genannten Denuncianten ein Aggravations-Gesuch ein, in welchem sie beantragten, daß weil ihnen die Geldbuße zu gering däuchte, dieselbe in Gefängnißstrafe verwandelt würde, damit ich jedenfalls ihretwegen meiner Freiheit beraubt würde. (!!)

Es kam aber anders!

Das zweite und letzte Erkenntniß sprach mich völlig frei, und es ist wohl der Mühe werth, dasselbe von A bis Z zu lesen, weshalb ich es hier abdrucken lasse.

Vorher muß ich noch erwähnen, daß in dem Criminal-Prozeß wegen des Zuckersieders Gieschen der sachverständige Arzt bereits eidlich ausgesagt hatte: daß mein Verfahren bei dem ꝛc. Gieschen, 6 Wochen vor seinem Tode, durchaus nicht unrichtig gewesen sei, sondern sogar anzunehmen wäre, daß er bei Fortsetzung desselben nicht gestorben sein würde, was unstreitig durch die vielen Blutentziehungen in der 4wöchentlichen allöopathischen Behandlung beschleunigt sein möchte."

Somit wurde ich bereits vor längerer Zeit in diesem Criminal-Prozeß von der Anschuldigung: Schuld am Tode des ꝛc. Gieschen zu sein, vom Königl. Kammergericht durch das erste Erkenntniß vorläufig freigesprochen, so wie auch von noch 2 andern Criminalfällen, die die Allöopathen mir gar zu gern in die Schuhe geschoben hätten.

Erkenntniß.

In der fiscalischen Untersuchung wider der ehemaligen Postsecretair Arthur Lutze hat

der Instructions-Senat des Königlichen Kammergerichts in seiner Sitzung vom 8. Januar 1846, auf das von dem Doctor der Medicin Freiherrn von Ayx und dem Stadtphysikus Dr. Philippi zu Potsdam als Denuncianten eingelegte Aggravations-Gesuch und auf das von dem Denunciaten Lutze eingelegte Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung,

den Acten gemäß für Recht erkannt:

Daß auf das von dem Denuncianten eingelegte Rechtsmittel Sententia a qua des Criminal-Senates vom 29. Mai 1845 dahin abzuändern, daß Denunciat ꝛc. Lutze nicht wegen eines gegen die Denuncianten gerichteten Pasquills zu bestrafen, derselbe vielmehr von der Anschuldigung eines in dem Auszuge aus Hahnemann's Todtenfeier verbreiteten, mit dem Potsdamer Wochenblatte vom 22. März 1845 ausgegebenen Pasquills **völlig freizusprechen**, hierdurch das von den Denuncianten Philippi und Baron von Ayx eingelegte Rechtsmittel der Aggravation für erledigt zu erachten, und die Kosten der ersten Instanz dem Denunciaten allein, die der zweiten Instanz dagegen, so weit sie die Aggravation betreffen, den

beiden Denuncianten, so weit sie die Appellation betreffen, dem Denunciaten zur Last zu legen.

Von Rechts Wegen.

Gründe.

Zuvörderst betrachtet der erste Richter den incriminirten „Auszug aus Hahnemann's Todtenfeier" mit Unrecht als ein Pasquill. Allerdings bezeichnet der §. 572, Tit. 20, Thl. II. Allgemeinen Land-Rechts alle durch den Druck zur Oeffentlichkeit (zur Kenntniß des großen Publicums) gebrachten Injurien als Pasquille; aus einem Vergleich mit der Vorschrift des §. 618 a. a. Orte ergiebt sich jedoch, daß diese Definition nur von den auf solche Weise absichtlich und geflissentlich publicirten Injurien gilt. Daß der in Rede stehende Auszug, wenn überall Injurien der Denuncianten darin enthalten, allein oder nur vorzugsweise mit einer solchen Absicht angefertigt und mit dem Potsdamer Wochenblatte vom 22. März 1845 ausgegeben worden, läßt sich auf keine Weise annehmen. Denunciat war wegen des darin besprochenen Krankheits- und Todesfalles des Zuckersiede-Meisters Gieschen — unstreitig auf unmittelbare oder mittelbare Veranlassung der Denuncianten — zur Untersuchung gezogen, mithin seine Ehre, wenn auch in einem andern Sinne, als in dem bei Injurien maaßgebenden, auf das Empfindlichste angegriffen worden. Es lag daher dem Denunciaten nahe, und kann ihm auf keine Weise verargt werden, daß er sich und die Homöopathie, dem großen Publicum gegenüber, auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen suchte.

Dies ist der unverkennbare Zweck des in Rede stehenden „Auszugs," der mit dem bekannten Satze der Homöopathie:

„daß die Blutentziehung bei Entzündungs-Krankheiten „eine unvernünftige Heilmethode sei,"

beginnt, sodann auf einen Vergleich der Resultate übergeht, welche in allöopathischen und homöopathischen Hospitälern bei der verschiedenartigen Behandlung der Lungenentzündungen gewonnen werden, und an die desfallsigen Angaben den Satz schließt:

„Diese Thatsachen mögen für die Freunde des Blut-„lassens als mathematischer Beweis gelten, daß die „Blutentziehung ein bloßes Palliativ, welches in vielen „Fällen wirklich momentane Erleichterung verschafft, nie „aber ein eigentliches Heilmittel, am wenigsten aber „ein für alle Fälle heftiger Entzündungen anzuwenden-„des positives sei."

Unmittelbar an diesen Lehrsatz schließt er die Krankengeschichte des 2c. Gieschen, den er die ersten 8 Tage mit zunehmender Besserung behandelt haben will, der aber bei der vom neunten Tage ab eingetretenen allöopathischen Behandlung des Arztes des Zuckersiedereibesitzers Jacobs, durch Schröpfköpfe und Aderlässe dergestalt geschwächt worden sei, daß er nach 4 Wochen habe sterben müssen,

„was sicherlich bei der sanften und sichern homöopathi-„schen Behandlung nicht geschehen wäre."

„Dennoch hatte man sich bemüht" — heißt es dann „weiter — das Gerücht zu verbreiten, der Kranke sei „gestorben, weil ich den Aderlaß versäumt hätte; aber „jeder Unbefangene sieht ein, daß der Aderlaß der Grund „seines Todes wurde, welches ich um so sicherer behaupten „darf, da mir unter den unzähligen Fieber- und Ent-„zündungskranken noch keiner gestorben ist. Am meisten „zu bedauern ist die arme Wittwe, die durch Vorurtheile „ihren Mann verloren hat, und Hahnemann's Worte, „die ich Seite 41 angeführt habe, sind hier wieder ein-„mal in Erfüllung gegangen."

Obwohl nun trotz dieser Darstellung zu bezweifeln ist, daß jeder Unbefangene einsehen werde, daß der Aderlaß

der eigentliche Grund des Todes des ꝛc. Gieschen gewesen, so wird doch sicherlich kein Unbefangener bezweifeln, daß in derselben nichts weniger als eine geflissentliche Beleidigung des Doctor Philippi oder von Ayx zu finden, geschweige denn ein Pasquill gegen dieselben.

Sehr auffallend ist es, daß ein jeder der Denuncianten diese Stelle in ihren Verbotenus gleichlautenden Denunciationen respective vom 25. Februar und 10. März 1845 auf sich bezicht, indem beide wörtlich sagen:

„Dies Urtheil enthält für mich offenbar eine gröbliche Beleidigung, indem sie mir als promovirtem Doctor und approbirtem Arzte die Fähigkeit abspricht, eine Krankheit richtig zu beurtheilen. Außerdem liegt aber auch darin der Vorwurf für mich, daß ich durch Blutentziehungen den Tod des ꝛc. Gieschen herbeigeführt, indem der Postsecretair Lutze die Behauptung aufgestellt hat, daß derselbe durch sie nach 4 Wochen sterben mußte. — Fol. 3 v. Fol. 9 v. inf. *a* 10."

Denunciat hat aber in der incriminirten Stelle weder von dem Denuncianten Philippi, noch von dem ꝛc von Ayx gesprochen, sondern nur von dem Arzte des Zuckersiedereibesitzers Jacobs, so daß es sogar unmöglich ist, daß er beide Denuncianten zugleich gemeint haben kann. Einen derselben scheint er allerdings unter dem Hausarzte des ꝛc. Jakobs verstanden zu haben (es ist dieser Umstand nicht weiter aufgeklärt worden), dieser Eine aber hat jedenfalls Unrecht, die Darstellung des Denunciaten so aufzufassen, wie es in der Denunciation geschehen ist. Diese Auffassung ist leidenschaftlich, denn der Denunciat macht augenscheinlich nicht dem Arzte persönlich, sondern dem Arzte, der nach der allöopathischen Methode gehandelt hat, mithin überall nicht dem Arzte, sondern der Methode den Vorwurf:

„den Tod des ꝛc. Gieschen nothwendiger Weise herbeigeführt zu haben."

Hierin liegt keine Beleidigung für den Arzt, unter dessen Behandlung der ꝛc. Gieschen gestorben ist, so wenig eine Beleidigung für den ꝛc. Lutze in der entgegengesetzten Behauptung der Denuncianten liegt:

„daß ꝛc. Gieschen in Folge der homöopathischen Behandlung gestorben sei." Gegenseitige Anklagen dieser Art kommen täglich bei der Anwendung entgegengesetzter Methoden in allen praktischen Wissenschaften, besonders aber in der Medizin vor, und es wäre absurd, in jedem zum Erweise e contrario für das eine System dargestellten concreten Falle oder Beispiele eine Beleidigung für die Anhänger des entgegengesetzten Systems oder in specie für denjenigen Anhänger des entgegengesetzten Systems, der bei dem concreten Falle betheiligt ist, finden zu wollen.

Eine Beleidigung würde erst dann denkbar sein, wenn ihm der böswillige Vorwurf gemacht würde, nach den Grundsätzen des von ihm selbst bekannten Systems wissentlich oder culpos fehlerhaft gehandelt zu haben. Die beste Rechtfertigung des Denunciaten in dieser Beziehung, oder vielmehr die beste Widerlegung der Auffassung der incriminirten Stelle von Seiten der Denuncianten ist die vom Denunciaten selbst citirte und in einer Nota abgedruckte Stelle aus Hahnemann's Werken, welche in Beziehung auf die Blutentziehungs-Methode folgendermaßen lautet:

„Hunderte, ja Tausende sterben überdies jährlich —
„die hoffnungsvollsten Jünglinge des Staates in der
„Blüthe ihrer Jahre — jämmerlich an Auszehrung,
„Schwindsucht und Lungen-Eiterung. Ihr habt ihren
„Tod auf Eurem Gewissen! denn gab es wohl Einen
„unter ihnen, der nicht den Grund dazu durch Eure schöne
„Curmethode, durch Euer unverständiges Blutlassen und
„Eure antiphlogistische Behandlung in einem vorgängi-

„gen Seitenstechen (Lungen-Entzündung) gelegt hätte? der „nicht unumgänglich dadurch lungensüchtig hätte werden „und daran sterben müssen! Diese sinnlose antipathische, „barbarische Behandlungsweise des Seitenstechens durch „viele Aderlässe, Blutegel und Schwächungsmittel liefert „jährlich Tausende ins Grab durch Fieber von Kräftebe-„raubung (Nervenfieber), allgemeine Geschwulst (Wasser-„sucht) und Lungenvereiterung! Wahrlich, eine treffliche „privilegirte Methode, den Kern der Menschen verdeckter „Weise in Masse umzubringen.“

Es ist Niemandem eingefallen und konnte auch Niemandem einfallen, den Verfasser dieser Worte als Injurianten zur Verantwortung zu ziehen, obgleich dieselben bei Weitem heftiger sind, als die criminirten Worte des Denunciaten. Aber sie gelten, wie diese, der Sache und nicht der Person, wenn auch die letztere dadurch betheiligt wird. Und ganz ähnlich verhält es sich mit der auf diese Worte folgenden Ausführung des Denunciaten. Sie beginnt mit den Worten:

„Wann werden die Aerzte alter Schule endlich einsehen, „daß Blutentziehungen bei Entzündungen vielmehr zum „Tode als zum Leben führen?“

Er verweis't sie sodann auf die vielen glücklichen Curen der heftigsten Entzündungen, in specie auf die merkwürdige gänzliche Wiederherstellung des Regierungsraths von Türk von dessen bei der allöopathischen Behandlung jährlich wiedergekehrten Lungenentzündungen, und schließt dann mit einer Apostrophe an die Denuncianten selbst, wörtlich also lautend:

„Könnten die Doctoren Philippi und Baron von „Ayx, die den vorstehenden Fall mit dem Zuckersieder „Gieschen geleitet, nicht schon durch das einzige Bei-„spiel mit Herrn von Türk klug geworden sein? Wa-„rum verschließen sie ihre Augen und Ohren gegen so

„überzeugende Thatsachen? Vielleicht weil sie ihrem „früheren guten Rufe zu schaden fürchten, wenn sie „ihre Ansichten ändern würden? — O, wahrlich würden „sie das nicht: Vielmehr würde ihr Ruf ein bedeutender „werden, wenn sie mit festem Charakter das für unhalt= „bar Erkannte wegwerfen und das Bessere ergreifen, „was Tausende beglücken könnte, wie sie die schlagend= „sten Beweise täglich vor Augen haben."

In dieser Stelle finden die Denuncianten eine so offenbare Injurie, daß sie dieselben bloß im Allgemeinen als solche zu bezeichnen für hinreichend halten. Aber auch hierin sind sie von der vorgefaßten Meinung für ihr ärztliches System und der daraus entstehenden Verwechslung des Angriffs auf letzteres mit einem Angriff auf ihre Persönlichkeit irre geleitet.

Denn zuvörderst ist es durchaus nicht injurieus, daß Denunciat die beiden Denuncianten als die den ꝛc. Gieschen behandelnden Aerzte namentlich nennt, zumal anzunehmen ist, daß dies der ganzen Stadt bekannt war. Die an sie gerichtete Frage:

„Warum sie denn nicht schon aus dem einzigen Falle „des Herrn von Türk hätten klug werden können? wa= „rum sie denn Augen und Ohren gegen so überzeugende „Thatsachen verschließen?"

ist zwar einigermaßen vorlaut zu nennen, denn es war hier nicht der Ort, mit den Denuncianten über die Vortrefflichkeit der Homöopathie und die Verwerflichkeit der Allöopathie ein persönliches Disputatorium abzuhalten, und dieselben mit ihrer persönlichen Ansicht über die allöopathische Heilmethode ad absurdum zu führen. Hieraus folgt aber noch nicht, daß diese Fragen eine Beleidigung der Denuncianten enthalten. Die Ausdehnung der schon so oft ausgesprochenen Meinungsverschiedenheit über die qu. beiden Heilmethoden auf die Denuncianten als Praktikanten

der angefochtenen Methode zu dem Zwecke, um ihnen zu beweisen:

daß ihre Methode die unrichtige sei,

mag ungehörig genannt werden, eine Beleidigung kann aber unmöglich in dieser persönlichen Richtung des Streites gefunden werden.

Und das um so weniger, als, wie bereits erwähnt, der Gieschen'sche Krankheitsfall und die Betheiligung der beiden Denuncianten und des Denunciaten dabei offenbar eine stadtkundige Sache geworden war, und wohl ohne weitere Ermittelung angenommen werden kann, daß die Denuncianten den Denunciaten der fahrlässigen Tödtung des ꝛc. Gieschen mehr oder weniger direct bezüchtigt, und die gegen denselben dieserhalb eingeleitete Untersuchung veranlaßt hatten, Denunciat also hinreichende Veranlassung hatte, diese seine beiden Ankläger auch vor den Augen des Publikums nach seiner Ueberzeugung eines Bessern zu belehren. Dies thut er nun keineswegs in gehässiger Weise, insbesondere nicht auf eine ihre Persönlichkeit außerhalb des Kreises, von welchem dieselbe durch ihre Ueberzeugungen als allöopathische Aerzte umfangen ist, angreifende Weise, und selbst innerhalb dieses Kreises nicht auf schmähende, unwürdige Weise, sondern gerade umgekehrt, gewissermaßen bittend und ihnen Ruhm und Segen verheißend, wenn sie den Muth haben würden, die falsche Lehre zu verlassen.

Noch ist es Niemandem als eine Beleidigung angerechnet worden, wenn er einen Andern zum Proselyten seiner Ueberzeugung zu machen sucht, — und etwas Anderes liegt in der Apostrophe des Denunciaten an die Denuncianten in der That nicht. — Wären die incriminirten Worte von einer bedeutenden medizinischen Autorität ausgesprochen worden, so wäre es wohl den Denuncianten nicht eingefallen, sich dadurch für beleidigt zu achten, und der Umstand,

daß Denunciat nichts weniger als eine solche ist, kann ihnen unmöglich einen injurieusen Charakter geben.

Hiernach mußte die **völlige Freisprechung** des Denunciaten wegen gänzlich unerwiesen gebliebener Absicht zu beleidigen, erfolgen, wodurch sich das Aggravationsgesuch der Denuncianten von selbst erledigt.

Der Kostenpunkt rechtfertigt sich aus §. 1 der Declaration vom 6. October 1831, wornach überall wie geschehen zu erkennen gewesen.

Urkundlich unter des Königlichen Kammergerichts größerem Siegel und gewöhnlicher Unterschrift ausgefertigt.

Berlin, den 19. Januar 1846. **v. Strampf.**

Das gesunde Urtheil des Publikums hatte übrigens schnell das Richtige getroffen und ward sehr deutlich und ergötzlich in einem Artikel der Berliner Stafette wiedergegeben, nachdem in der Vossischen Zeitung eine Schmähschrift gegen mich gestanden, zu welcher die Zuckersiedemeisterin ihren Namen hergegeben hatte. Es lautet in Nr. 35 der Stafette vom Jahre 1845 wörtlich so:

„Eine Verwittwete ist dem Naturdoktor Lutze zu Leibe gestiegen und hat ihn mit einer Feder attakirt, deren Schnitt kaum der Verwittweten anzurechnen sein dürfte. Die Lutze können schwimmen, brauchen es also nicht von mir zu lernen. Doch haben wir ihn einmal unter den Schirm genommen, da versteht sich bei Regenwetter von selbst, was zu thun ist. Wir sind so kühn, anzunehmen, der Zuckersiedemeister sei in Lutze's Behandlung gestorben, was weiter? Wer will beweisen, er wäre nicht gestorben, wenn ein anderer Arzt, d. h. ein Allöopath ihn behandelt hätte? Stirbt denn kein Mensch sonst an Lungenentzündung, wenn die Allöopathie sich nur an sein Bett setzt? Ach Du heilige Einfalt, wenn

Du das glaubst! Also bei Allöopathen stürbe Niemand an Lungenentzündung? — o dieses weniger, Meester Philipp; sterben kann man bei diese Herrn janz bedeutend, se halten Keenen nich. Also wozu der Lärm? Um ein Spänchen von Lutzens Rufe zu schneiden? Ich glaube, Vetter, damit schneiden Sie sich, ohne Ihren Schnitt zu machen. Aber wat det schönste is, deß de Wittwe Zuckersiedemeisterin keen Zutrauen nich mehr gehatt hat, wie sie gemorken, desse nich zum Doctor der Meleßin geschlagen is. Na denn wäre er'n geschlagener Mann, dajejen läßt sich nischt inwerfen; un dadrum isset ganz gut, desse nich geschlagen geworren is. Silber is Silber, Gold is Gold, geprägt oder nich geprägt! Aber Kotzblitz, was mich da infällt, Meester Philipp; So'n Doctorhut is doch 'ne gute Speculation. Wenn der Kranke den Abschied nehmen thut, denn nimmt der Doctor den Hut ab und sagt: der is schuld! Wat sagt'n aber derjenige, welcher? Also, Herr Lutze, Sie sind blos Doktor der Philosophie*); die sagt aber, daß es mit des Menschen Wissen nicht weit her ist — werden Sie baldigst Doktor der Medizin, damit Sie, wo Sie menschlich mal irren und einen sterben lassen müssen, sagen können: Was nicht in mein Gewissen geht, das geht in meinen Doktorhut! Den Hut rührt Niemand an. — Und die Fabel ist immer noch wahr: wenn zwei schön singen dann ist's der Zeisig gewesen — die graue Nachtigall, o nicht möglich!"

*) Dies beruht auf einem Irrthum des Herrn Verfassers dieses Aufsatzes.

Vierzigster Abschnitt.

Mißverstandener Cabinets-Befehl, und Verbot meiner Praxis.

Mehrere Prozesse waren noch gegen mich im Gange, unter andern einer, in welchem mich die Königl. Regierung in Potsdam wegen „Beleidigung" verklagt, weil ich in einer früheren Eingabe an die Polizei-Direction mich folgender Wendung bedient hatte: „nun ich hoffe, daß endlich die Verfolgung der Regierung aufhören werde." Für das Wort „Verfolgung" wurde ich zu 6 Wochen Gefängniß verurtheilt. Vergebens wies ich nach, wie ich in Klein-Glienicke verfolgt worden war, — die Antwort hieß: „eine Behörde kann nie verfolgen." Ich appellirte, und wartete die Entscheidung der zweiten Instanz ab. Inzwischen erschien in Nr. 20 des Regierungs-Amtsblatts vom 16 Mai 1845 das Verbot meiner Praxis, mit dem ausdrücklichen Zusatz; „weil der ꝛc. Lutze sich geweigert, das vorgeschriebene Staats-Examen zu machen."

Hierüber war ich ganz empört, da wirklich eine Unwahrheit darin enthalten war. Seine Majestät hatte mir zwar im October 1844 die Praxis unter der Bedingung gestattet, daß ich nachträglich ein Examen ablegen sollte: doch hatte der König damit ein homöopathisches Examen gemeint, was mir der damalige Cabinetsrath Müller ausdrücklich sagte, und was auch gar nicht so unwahrscheinlich erschien, da er ein Jahr zuvor dem Regierungsrath von Bönninghausen in Münster auf die bloßen Zeugnisse von Dr. Groß und Stapf die Ausübung der Homöopathie gestattet hatte. Nur die Medizinal-Behörde hatte Alles so gedreht, und in meinem gerechten Zorn stellte ich dies dem Könige in einem kurzen Schreiben vor, welches mit den Worten schloß: „und ich bitte Ew. Majestät, diese grobe Lüge zu

bestrafen.“ Bei Ueberreichung des Schreibens erhielt ich auch eine gnädige Audienz auf der Rampe des Stadtschlosses, in welcher Seine Majestät die Maßregeln der Regierung mißbilligte und Abhülfe versprach. Seit dem Verbot im Amtsblatte nämlich, hatte die Polizei-Direction auf Befehl der Regierung mein Haus mit Gensdarmen besetzt, um die zuströmenden Kranken abzuhalten. Keine halbe Stunde dauerte es, so wurden auf Befehl des Königs die Gensdarmen fortbeordert und ein Polizei-Diener sagte zu mir: „ich gratulire, nun ist Ihre Praxis wieder frei.“ Sobald dies geschah, wollte ich die Anzeige davon in den Berliner Zeitungen bekannt machen, doch die Censur verlangte erst ein Attest darüber von Seiten der Polizeibehörde. Ich ging deshalb sofort zum Polizei-Director, der jedoch die Acten nicht mehr zur Hand hatte, mir aber ein Attest ausstellte, „daß Seine Majestät geruht haben, die Maßregeln, welche mich an Ausübung der Praxis gehindert hätten, durch Spezial-Befehl aufzuheben,“ ohne daß ich den Wortlaut des Allerhöchsten Marginal-Decrets erfuhr.

Leider erschien nun meine Anzeige in den Berliner Zeitungen, ohne das Attest, und da Seine Majestät, wie ich später erfuhr, nur befohlen hatte, die Gensdarmen von meinem Hause zu entfernen; so wurde meine Anzeige von der Regierung als eine Verhöhnung der Behörde angesehen, obgleich ich mich völlig in meinem Rechte glaubte; und vergeblich versuchte ich, jenes Attest wieder zurück zu erhalten. Man wußte wohl, daß die Vorzeigung dieses Attestes meine Rechtfertigung und den Sturz des Polizeidirectors herbeigeführt hätte, und deshalb blieb es mir unerreichbar. Meine Feinde benutzten diesen Zeitpunkt, stellten mein Verfahren dem Könige aufs Gehässigste vor und dieser erließ, selbst getäuscht, folgende geharnischte Cabinetsordre, die von der Königl. Regierung zu Potsdam zunächst in der Vossischen Zeitung Nr. 126 vom 3. Juni bekannt gemacht wurde:

Zur Beseitigung etwaiger Zweifel, welche durch das Inserat des ehemaligen Post-Secretairs Lutze in den Berliner Zeitungen vom 21. Mai d. J. als Notiz für seine Patienten, bei den Behörden und dem Publicum, über das Fortbestehen des im diesseitigen Amtsblatt vom 16. Mai d. J. publicirten Verbots der ärztlichen Praxis des ꝛc. Lutze entstanden sein könnten, wird auf Grund höherer Weisung nachstehende Allerhöchste Kabinets-Ordre:

„Mit tiefem Unwillen habe ich in Erfahrung gebracht, wie der ehemalige Post-Secretair A. Lutze den von Mir dem hiesigen Polizei-Director von Kahlden-Normann gegebenen Befehl, durch welchen lediglich die von letzterem angeordnete Bewachung seiner Wohnung durch Gensd'armen suspendirt worden ist, zu einer, der Wahrheit widersprechenden, Meine Behörden compromittirenden öffentlichen Bekanntmachung gemißbraucht hat. Es hat sich aber auch der ꝛc. Lutze nicht entblödet, in seiner beigehenden Vorstellung vom 15ten d. M. die Regierung zu Potsdam „grober und frecher Lügen" zu zeihen und zu behaupten, daß er sie zweimal dringend gebeten habe, ihn zum Examen zu berufen und somit der ihm von Mir gestellten Bedingung, unter welcher ihm die ärztliche Praxis einstweilen gestattet worden, nachgekommen sei, während er selbst in seiner mit Anlagen gleichfalls beigehenden Eingabe vom 16ten d. M. übereinstimmend mit den von Ihnen und dem Minister des Innern gemeinschaftlich erstatteten Berichte vom 25. März c. erklärt, daß er sich nur erboten habe, vor einer homöopathischen Commission sein Examen zu machen, wovon nicht die Rede sein konnte, wenn es sich um Erledigung der obigen Bedingungen handelte. Derselbe hat sich dadurch der gnädigen Berücksichtigung, welche Ich ihm durch Meine Ordre vom 21. Oktober v.

J. habe angedeihen lassen, durchaus unwürdig bewiesen und es ist daher Mein bestimmter Wille, daß fortan gegen ihn überall nach der Strenge der Gesetze verfahren werde, und namentlich die von den Behörden angeordneten, von mir einstweilen sistirten Prohibitiv-Maßregeln, um seinem unbefugten Treiben ein Ziel zu setzen, ungestörten Fortgang erhalten. Was aber insbesondere die obigen, in seiner Immediat-Eingabe enthaltenen Schmähungen anlangt, so will Ich mit Rücksicht auf Meine Ordre vom 18. Dezember 1841 nicht nur geschehen lassen, daß die Regierung ihn dieserhalb zur gesetzlichen Strafe ziehen lasse, sondern Ich gewärtige vielmehr, daß sie von diesem Rechte Gebrauch machen werde.

Potsdam, den 26. Mai 1845.

gez. Friedrich Wilhelm.

An den Staats-Minister Eichhorn."

mit dem Bemerken zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß zu dem vorstehenden allerhöchst angeordneten Strafverfahren, die Einleitungen bereits getroffen sind.

Potsdam, den 2. Juni 1845.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.

Das hatte ich freilich nicht erwarten können, und als mir am 3. Juni ein Polizeibeamter auf der Treppe sagte: „Ihnen ist die Praxis nun doch verboten," erwiederte ich: „Sie irren sich sehr das ist nicht möglich!" „Hier steht es" sagte er, und zog die Zeitung aus der Tasche. Ich las und überzeugte mich davon; doch gab ich ihm die Zeitung mit den Worten zurück: „Da muß Gott etwas ganz Besonderes wollen!" und war ganz fröhlich und gefaßt, denn ich fühlte, daß es zum Besseren führte, wenn auch auf Umwegen.

Einundvierzigster Abschnitt.

Merkwürdige Befreiung von Strafe. — Gefängniß. — Die Allöopathen als Würge-Engel.

Als das Verbot meiner Praxis bekannt wurde, meldete sich ein allöopathischer Arzt aus Berlin, dem es leid that, daß diese große Praxis zersprengt werden sollte, und bot mir seine Dienste an, da er doch als Allöopath das Recht hätte, Kranke anzunehmen. Ich zog mit ihm in eine andere Wohnung, und die Fortsetzung der Praxis erfolgte unter dem Namen des neuen Arztes.

Unerwähnt darf ich nicht lassen, daß ich von Potsdam aus früher schon nach verschiedenen Städten der Umgegend gerufen wurde, z. B. nach Brandenburg, Fehrbellin, Neuruppin, Müncheberg ꝛc., wo sich dann eine kaum übersehbare Menge von Kranken versammelte. Als ich z. B. einmal in Brandenburg einzog, wurde mein Wagen von etwa 500 Menschen empfangen, bis zum Gasthofe begleitet, und es dauerte 2 Tage und 2 Nächte, bis ich Alle abgefertigt hatte. Aehnlich war es in Müncheberg, wo 70 Schlitten mit Kranken auf dem Markte hielten und ich auch mehr als 500 Kranke abzufertigen hatte.

Auch nach meiner neuen Verbindung erhielt ich einen Ruf nach Fehrbellin. Eine Menge Kranker waren versammelt, doch bald erschien der Magistratsbote und verlangte meine Approbation zu sehen. Der mich begleitende Arzt schickte die seinige hin, erhielt sie aber mit der Weisung zurück, daß er nicht selbstdispensiren dürfte. Es waren schon eine Menge Kranker abgefertigt, doch wir packten zusammen und fuhren ab.

Mir war bei 100 Thaler Strafe, für jeden einzelnen Fall, verboten, Kranke anzunehmen, und als ich zwei armen alten Frauen aus Novaweß, die so sehr über Zahnweh klagten, aus Mileid jeder ein Pulver schenkte, wurde

ich in 200 Thaler Strafe genommen, und mußte meinen Post-Cautions-Schein deponiren, der 300 Thaler betrug. Später wurden mir 100 Thaler herausbezahlt, und die 200 Thaler für zwei verschenkte Pulver einbehalten. Das war Gerechtigkeit.

Gerade als dies geschehen war, kam noch eine Denunciation des Apothekers aus Fehrbellin an, in welcher er offen erzählte, bei meiner letzten Anwesenheit in Fehrbellin, mit dem neuen Doctor, habe er seinen ganz gesunden Stoßer und ein gesundes Dienstmädchen abgeschickt, daß ersterer Halsschmerzen, letztere Zahnweh simuliren sollten, und hätten auch beide aus meiner Hand Pulver empfangen, die er dem Protocolle beifügte. Ich wurde vorgeladen, und mir eröffnet, daß, wenn ich nicht noch 200 Thaler bezahlen wollte, ich die Strafe mit 6 oder 8 Wochen Gefängniß abbüßen könnte; ich hätte aber 9 Tage Zeit zum Recours an die Königl. Regierung.

Daß mir nicht wohl dabei zu Muthe war, kann sich Jeder denken. Was war nun zu thun? Jeder Jurist, den ich sprach, zuckte die Achseln und sagte, der Polizei gegenüber sei nichts zu machen; Niemand wußte Rath. Acht Tage waren bereits verstrichen; da, am 9. Tage, nach dem Erwachen, halb noch im Dämmern, kam mir ein Gedanke, der immer klarer und lebendiger in mir wurde, bis ich aus dem Bette sprang, ihn niederschrieb, und meine Befreiung von der Strafe selbst gefunden hatte. Ich schrieb nämlich an die Königl. Regierung ungefähr Folgendes:

„Die Polizei-Direction hat mich zu 200 Thaler Strafe verurtheilt. Da jedoch in keinem Gesetzbuche und auch mir nicht verboten ist, Gesunden etwas zu schenken, und ich beide vom Apotheker abgeschickte Individuen sogleich als Gesunde erkannt hatte, und mir nur den Scherz machte, Jedem ein Zuckerpulver zu schenken, so bitte ich die erkannte Strafe niederschlagen zu wollen.“

Ich sandte es gleich darauf ab, und habe nie wieder etwas von der Sache erfahren. So kann oft der gesunde Bauern-Verstand eher einen Prozeß gewinnen als der Jurist; denn keinem der Juristen war diese einfache Lösung eingefallen.

Weniger einfach waren die 3 Prozesse, welche der Physikus ganz widerrechtlicher Weise anstrengte, z. B. wegen des schon erwähnten Zuckersiedemeisters Gieschen. Ich hatte denselben wegen einer leichten Lungen-Entzündung in Cur, und es ging bedeutend besser. Als dies sein Herr, ein sehr vornehmer Mann, der Alles, also auch die Homöopathie über die Achsel ansah, erfuhr, schickte er sogleich seinen Hausarzt, den Dr. Philippi hin, der nicht verfehlte, nach alter angelernter Blutsauger-Manier, erst Blutegel, Blasenpflaster, Aderlässe &c., so reichlich anzuwenden, daß der Mann nach 4 Wochen an Entkräftung stirbt, nachdem noch der Dr. v. Ayx hinzugerufen war. Diese beiden Doctoren hatten die Frechheit, mich „wegen Tödtung" des &c. Gieschen anzuklagen, wie sie sagten: weil ich den Aderlaß versäumt hätte. Noch 2 ähnliche Fälle, in welchen 2 Kinder, die ich halb sterbend, auf Bitten der Eltern übernahm, der Gehirn-Entzündung erlagen, wurden dem Gericht unter der Rubrik „Tödtung" übergeben, doch in allen 3 Fällen wurde ich zunächst von der Instanz, und bei Appellation von meiner Seite „völlig frei" gesprochen.

Der allererste Prozeß war endlich auch zur Reife gekommen und nachdem ich alle Instanzen durchgemacht hatte, war ich zu 6 Wochen Gefängniß verurtheilt, weil ich, noch von Kl. Glienicke aus, an den Polizei-Director geschrieben hatte: „Ich hoffe, daß endlich die Verfolgungen der Regierung aufhören werden." In den Gründen war unter Anderem ausgesprochen: „Eine Regierung könne nie verfolgen."

Da ich wegen Beleidigung nur leichte Haft zu verbüßen hatte, so ward mir das Schuldzimmer dazu angewie-

sen, und ich durfte mein Bett und mehrere Möbel, Bücher ꝛc. mitbringen. Auch stand es mir frei, mir das Essen bringen zu lassen und wöchentlich zweimal ins Freie oder nach Hause zu gehen. Die erste Nacht konnte ich nicht gut schlafen, denn obgleich ich nichts verbrochen und nur die Wahrheit gesagt hatte, so ist es doch ein eigenthümliches Gefühl, sich seiner Freiheit beraubt zu wissen. Nur der Beraubte merkt erst, daß ihm etwas fehlt, was er früher unbeachtet gelassen hatte. Da entwarf ich in der schlaflosen Nacht den Plan zu dem Schriftchen:

Die Allöopathen als Würge-Engel.

Eine Warnung für Jedermann durch Thatsachen bewiesen von Arthur Lutze.

Motto: „Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai!

Tavannes in der Bartholomäusnacht.

Auf der Rückseite des Titels steht ferner: „Keineswegs sind mit vorstehendem Titel denkende Aerzte gemeint, die man freilich mit der Laterne suchen kann; vielmehr ist das ganze Heer des gewöhnlichen Doctor-Volkes damit gemeint, dem Curiren nur ein Gewerbe, Denken aber eine Last ist."

Das Vorwort lautet:

„Die Sage von den Würge-Engeln schreibt sich aus der ältesten Zeit her, doch noch jetzt lebt sie bei den Israeliten, die da glauben, der Würge-Engel sei es, der dem Sterbenden den letzten Lebenshauch ausblase.

Es giebt keinen passenderen Vergleich, als mit solchem Wesen diejenigen Allöopathen zu vergleichen, die durch unerhörtes Blutlassen oder Schwächungsmittel anderer Art der Lebenskraft des Menschen ihre Stärke rauben, daher das Leben selbst verkürzen und den letzten Lebenshauch beschleunigen oder auch plötzlich herbeiführen.

Beide sind auch privilegirt zu ihren Handlungen. Die Einen von dem Welten-Regierer, die Andern von den Regierern der Erde. Wenngleich Krüger-Hansen sagt: „Es ist ein Unglück, daß mit Ertheilung des Doctorhutes den Aerzten eine souveraine Macht über Leben und Tod in die Hände gegeben wird!“ — so ist es doch so. Sie haben das Recht, ihre Marterwerkzeuge anzusetzen, und sie machen von diesem Rechte trefflichen Gebrauch.

Nur wer die Seinigen durch die Hand der Doctoren verloren hat; nur wer Briefe gelesen hat, wie ich, die herzzerreißendsten Klagen und Flüche über „Menschen-Schlächter“ *), der vermag das Elend zu ermessen, welches durch solche Doctoren über das arme Menschengeschlecht gekommen ist.

Wir wollen denen nicht zürnen, die es thaten, ehe sie Besseres wußten; nun sie es aber wissen, daß man jede Entzündung auch ohne Blut-Entziehung mit vollkommener Sicherheit heilen kann, nun zürnen wir ihnen mit Recht, wenn sie das Bessere nicht lernen und annehmen wollen.

Die nachfolgenden Thatsachen habe ich in meinem Tagebuche verzeichnet, habe jedoch in den meisten Fällen die Bescheinigung der Betreffenden mit eigner Hand beisetzen lassen, weil es sonst fabelhaft, oder mindestens übertrieben erscheinen könnte.

Es ist Alles klare Wahrheit, und da bei meiner frequenten Praxis kein Tag verging, wo nicht wenigstens ein solcher Fall, oft aber 10 von dergl. Mißhandlungs- und Marter-Curen vorkamen, so darf sich Niemand wundern,

---

*) Ein unglücklicher Sohn schreibt an mich: „Wie wahr haben Sie in „Hahnemann's Todtenfeier“ über den Blutlaß gesprochen! — Leider haben wir es zu spät gelesen. — Meine Mutter war schon geschlachtet durch diese Menschenschlächter! Ja, so muß ich es nennen; denn trotz ihres kläglichen herzzerreißenden Bittens, ihr nicht mehr Blut zu nehmen, ward doch der 5te Aderlaß ausgeführt; und wie endlich kein Blut mehr kam — war sie eine Leiche!“

wenn ich nur mit Grausen an solche Doctoren denke und von ihnen rede; weil sie statt Heil — Unheil unter unsre armen betrogenen Mitmenschen gebracht haben.

Doch man lese die Thatsachen; denn hier muß man sehen, um zu glauben; weil wer nicht sähe, gern glauben möchte, es sei anders.

Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht wird glauben wollen, daß Doctoren der Medizin (Aerzte mag ich sie nicht nennen) so gehandelt haben; darum habe ich diese Zeugnisse aufbewahrt, und darf hoffen, daß sie Manchem zur Warnung gereichen werden, sich und sein Blut nicht solchen blutgierigen Händen anzuvertrauen.

Potsdam, am 21. October 1845.

Arthur Lutze.

---

1. Carl Holdorf, Schmiedegeselle in Potsdam, litt vor 2 Jahren an Schwindel, weiter fehlte ihm nichts.

Der Doctor ließ ihn zu Ader, und zwar einen Teller voll Blut. — Acht Tage darauf bekam er einen Blutsturz; unmittelbar darauf, als ihm das Blut noch zum Munde herauskam, ließ der Doctor ihn wiederum zu Ader — so lange bis ihm die Besinnung verging. — Natürlich war er sehr schwach geworden. Es stellte sich auch ein Husten ein und Brustschmerzen. Als diese zunahmen, ließ ihn der Doctor deshalb noch einmal zu Ader. Seitdem ist er immer schwächer und siecher geworden. Der Doctor hat ihn noch mehrmals schröpfen lassen, ihm spanische Fliegen auf die Brust gelegt, und wenn er jetzt durch die Mißhandlungs-Cur stirbt, so ist er doch auf rationelle Weise, ganz legitime gewürgt worden.

Die Richtigkeit der obigen Angaben bezeugt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Carl Holdorf.

2. Marie Sommerberg, 20 Jahr alt, in Potsdam, lag am Nervenfieber im Armenhause.

Der Doctor ließ sie 5mal hintereinander zu Ader. Außerdem hat sie wegen Blutspuckens und Brustschmerzen noch 5mal zu Ader lassen müssen. Nebenbei noch Blutegel und Schröpfköpfe. Sie war gänzlich geschwächt.

Wie viele Jahre ihres Lebens mag diese unvernünftige, Kräfte raubende Behandlung ihr kosten? — Wenn sie einst Mutter wird, — wie schwächlich und siech werden die Kinder werden, die bei so geschwächtem Körper und verdorbenen Säften zur Welt kommen! Es ist das Werk von rite promovirten und approbirten Doctoren.

3. Wittwe Mehlis, 30 Jahr alt, in Potsdam, hatte bereits seit einem halben Jahre starken Bluthusten mit Blutauswurf. Sie bekam die Lungenentzündung, und der Doctor ließ sie an einem Tage dreimal zu Ader, ungeachtet sie nach dem ersten Male schon ohnmächtig wurde. Einige Tage darauf bekam sie, als natürliche Folge dieses unvernünftigen Blutlassens, dreimal den Blutsturz, bei welchem sie wieder viel Blut verlor, und von der Zeit an, aller Kräfte durch Doctoren beraubt, dahinschleicht, wie eine lebendige Leiche.

4. Frau Keller in Potsdam bekommt oft die heftigsten Magenkrämpfe mit Erbrechen. Seit einem Jahre hat sie 3mal einen heftigen Anfall gehabt und der Doctor hat sie jedesmal zu Ader gelassen, und gesagt, es müßte bei jedem Anfall ärztliche Hülfe gerufen werden.

Sie ist durch dies Verfahren entsetzlich abgemattet und es hat nur die Krämpfe vermehrt, was jeder vernünftige Arzt hätte wissen müssen; da Blut-Entziehungen bei Krämpfen jedesmal nachtheilig, wenn nicht tödtlich wirken.

5. Frau Met in Potsdam hatte vor 12 Jahren nach dem Wochenbette einen angeschwollenen rechten Arm, nach welchem sich die Milch versetzt hatte.

Der Doctor aber, ohne zu merken, daß die Milch sich im Arm angesammelt hatte, curirte auf die Gicht los, ließ

mit Salben einreiben, und der Arm wurde immer schlimmer. Es wurde ein anderer Doctor geholt, der ließ Blutegel setzen und Umschläge machen; Alles vergeblich. Endlich behandelte sie den Arm selbst, legte Kuhmist auf, und als die Geschwulst aufging, kam eine gute Tasse voll Milch heraus; später Blut und Eiter. Nun fing der Doctor an zu schneiden und der Arm ist noch jetzt wie zerfetzt und ganz geschwächt.

6. Louise Mebert, 1¾ Jahr alt, in Potsdam, bekam einen Ausschlag im Gesicht, unterm Munde, und am rechten Ohr.

Der Doctor verschrieb Pulver zum Einnehmen, und Salbe zum Einschmieren. Der Ausschlag verging zwar bald; doch das Kind bekam eine Schwäche in den Beinen, daß es nicht mehr gehen konnte.

Es ist kaum zu glauben, daß Doctoren jetzt noch so dumm sind, bei Ausschlägen Schmiermittel anzuwenden; da doch allgemein bekannt ist, daß jeder verschmierte Ausschlag sich auf edlere Organe wirft, und Blindheit, Taubheit, Lähmung, Gicht, oder Brustkrankheit 2c. herbeiführt, während das ganze Uebel auf homöopathischem Wege durch ein Körnchen der richtigen Arznei zu heilen war. Der Ausschlag mußte erst herauskommen, und dann abtrocknen.

7. Auguste Meishel in Potsdam, 18 Jahr alt, bekam, als sie noch nicht ein Jahr alt war, Ausschlag im Gesicht. Der eine Regiments-Doctor wollte ihr nichts dafür geben, und es der Natur überlassen, der andere aber verschrieb ihr etwas dagegen, welches in 8 Tagen den Ausschlag forttrieb, aber sogleich traten so böse Augen ein, daß sie eine Zeit lang gar nicht sehen konnte. Es entstand die heftigste scrophulöse Augenentzündung, die chronisch wurde und bis jetzt (17 Jahre) geblieben ist. Die Augenliederränder sind geschwürig und zerfressen, und die Augen selbst trübe

und mit Flecken bedeckt, so daß die Patientin nur ganz schwach sehen und fast nichts arbeiten kann.

Wäre der Ausschlag gleich Anfangs durch richtige homöopathische Mittel noch mehr herausgetrieben und abgeheilt, so wäre das Kind gesund und blühend geworden, denn der scrophulöse Stoff hatte sich selbst einen Ausweg gesucht, den der Doctor verstopfte, und diesen gefährlichen Krankheitsstoff in den Körper trieb, der hier unglücklicher Weise auf die Augen fiel, und das arme Mädchen verunstaltete.

8. Frau Baumann in Potsdam bekam 6 Wochen nach ihrer Entbindung, in Folge eines frühern Falles, Stiche in der rechten Seite, weshalb ihr 48 Blutegel in die Seite gesetzt wurden, und sie mußte binnen 7 Wochen mehr als 10mal zu Ader lassen, weil sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel.

Als sie wieder einmal guter Hoffnung war, ließ der Doctor sie, bei Seitenstechen nach Erkältung, in 11 Tagen 14mal zu Ader, daß sie ganz matt wurde, und im 7. Monat bei dem Kinde noch kein Leben spürte. Dasselbe starb bald nach der Geburt vor Schwäche.

Ein drittes Mal, 2 Tage nach einer Entbindung, nach einem Schreck, ließ der Doctor sie 9mal hintereinander zu Ader, bis das 10te Mal nur einige Tropfen helles Wasser kamen.

Da ist der Doctor ängstlich geworden, hat wiederholt nach dem Puls gefaßt und gesagt: „Wenn nur erst wieder Blut käme!"

Sie ist darauf stark geschwollen, und hat einer Todten gleich gesehen.

Die Richtigkeit aller Angaben bestätigt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Auguste Baumann.

9. Herr Dummke in der Gewehrfabrik in Potsdam, litt an einem starken Husten mit Verschleimung, ohne alle Entzündlichkeit.

Der Doctor sagte: „Sie müssen Ader lassen, sonst können Sie, trotz Ihrer kräftigen Constitution, doch noch die Schwindsucht bekommen.“ Ihm wurde Ader gelassen, doch der Husten nicht im Mindesten gebessert, es blieb damit ganz beim Alten; der Patient wurde durch den Blutverlust nur schwächer, und hätte seine kräftige Constitution einbüßen können, wenn er so fortgefahren wäre.

10. Frau Emma Ruschineck, jetzt hier, damals in Thorn, wurde nach einem Cholera-Anfall, wegen starken Herzklopfens in 6 Tagen 8mal zu Ader gelassen, und ihr außerdem noch 95 Blutegel ans Herz gesetzt. Auch bekam sie Merkurial-Pillen, damit Speichelfluß erzeugt werden sollte. Später wurde sie noch 9mal, in Summa in 2 Jahren 17mal zu Ader gelassen. Bei jedem neuen Herzklopfen verordneten 2 Doctoren jedesmal einen Aderlaß, bis zuletzt nur noch Wasser kam, und sie so geschwächt war, daß sie kaum mehr gehen konnte!

Daß alles sich so verhält, bezeugt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Emma Ruschineck.

11. Heinrich Bewig, 22 Jahr alt, Füselier im 1. Garde-Regiment zu Fuß, 11. Compagnie, klagte nach einem Wachdienst, bei welchem er etwas zu viel gegessen hatte, über Magendrücken und Schmerzen unter den Rippen (nicht Stiche, denn er konnte gut ein- und ausathmen). Es lag ihm wie ein Stein vor dem Magen. Sein Bataillons-Doctor ließ ihn sogleich zu Ader, wodurch der Kranke sehr geschwächt wurde, doch die Schmerzen nicht im Mindesten nachließen. Da wurde ihm eine spanische Fliege auf den Magen gelegt, und nun erst wurden die Schmerzen und das Drücken heftiger, und verbreiteten sich über den ganzen Leib, der ihm ganz und gar wie zerschlagen vorkam.

In solchem Zustande wandte er sich an mich, und ward durch homöopathische Arznei bald hergestellt, was in weni-

gen Stunden geschehen wäre, wenn er gleich richtige Hülfe erhalten hätte. Jeder Laie sieht selbst ein, mit welchem unsinnigen Verfahren der arme Mensch unnütz gequält worden ist. Der Bataillons-Doctor hätte ihm des Magendrückens wegen nur noch sollen einen Backzahn ausreißen, dann wäre doch der Unsinn vollständig gewesen.

Die Richtigkeit des Obigen verbürgt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Heinrich Bewig.

12. Wilhelmine Klingner, 23 Jahr alt, aus Kl. Kreutz, war vor einigen Jahren noch frisch und gesund, ehe sie den Doctoren in die Hände gefallen war. Doch da ihre Regeln nicht erschienen, ließ der Doctor sie zu Ader, erst halb- dann vierteljährlich einmal, im ganzen in 2 Jahren 7mal. Zuletzt kam an den Füßen kein Blut mehr, da wurde sie an den Armen zu Ader gelassen. Als auch hier kein Blut mehr kommen wollte, ließ der Doctor sie schröpfen; erst immer 12 Schröpfköpfe, dann aber 20, 23 und 25 Köpfe alle 8 Tage. Sie konnte endlich das Schröpfen vor Schwäche nicht mehr aushalten, und fiel bei dem ersten Schröpfkopfe schon in Ohnmacht.

Nach dem 6. Aderlaß stellten sich Krämpfe ein, an denen sie nie gelitten hatte, die aber nach jeder Blut-Entziehung stärker wurden, und jetzt den höchsten Grad der Epilepsie erreicht haben, daß sie mit ungeheurer Gewalt um sich schlägt, und Nichts die Macht des Krampfes hemmen kann, der schon 8 Tage, ja 3 Wochen hintereinander fortgedauert hat, wenige Minuten täglich dazwischen, in denen sie Nahrung zu sich genommen.

Das arme Mädchen wäre also durch solche unvernünftige Behandlung fürs ganze Leben unglücklich gemacht, wenn die reine Homöopathie sie nicht von diesem schrecklichen Leiden befreit hätte.

Die Richtigkeit bestätigt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Wilhelmine Klingner.

13. Frau Wilhelmine Puhlmann in Werder bekam die Lungen- und Leber-Entzündung, welche beide äußerst leicht durch richtige Mittel, ohne Blut-Entziehung, zu heilen waren, sie aber wurde, trotz der Schwangerschaft, in 5 Wochen 7mal zu Ader gelassen, und ihr 90 Blutegel in die Seiten gesetzt, außer Senfpflastern, spanischen Fliegen ꝛc. Kurz darauf wurde das Kind todt geboren und die Frau war nach 9 Monden noch so schwach, daß sie nicht aufbleiben konnte, und die fürchterlichsten Schweiße (vor Schwäche) sie noch mehr entkräfteten. Alles Folge dieser unsinnigen Mißhandlungscur!

Die Wahrheit des Obigen bezeugt durch eigenhändige Unterschrift ihr Ehemann: gez. Puhlmann.

14. Herr Stellien, Bildhauer in Berlin, litt schon vor 6 Jahren an krankhaften Erscheinungen vor den Augen. Ein immerwährendes Fliegen davor, wie von Spinneweben, Flecken, Wolken, schwarzen Punkten, Funken, Regenbogenfarben ꝛc. und sah alle Gegenstände wie von Glas und hundertfach gespalten. Da gab der erste Augenarzt Berlins, Geheime Rath Jüngken, Pillen und ließ gleich 32 Schröpfköpfe alle 5 Tage setzen, 3mal, daß er zuletzt besinnungslos liegen blieb. Aeußerlich ein Zinkwasser, welches die Augen sehr entzündete.

Jetzt sind die Augen noch viel schlimmer und der Körper durch unzählige nachfolgende Curen gänzlich ruinirt.

Die Wahrheit hiervon bestätigt durch eigenhändige Unterschrift: gez. C. Stellien.

15. Friedrich Kreitling, 23 Jahr alt, aus Berlin, ging wegen Augenschwäche im Dezember 1842 zum Geheimen Medizinalrath, der über seine Augen Klinik hielt, und ihn dort aufnahm. Zuerst wurde ihm ein Haarseil im Genick gelegt, und ihm am 2ten Tage 1½ Pfund Blut abgelassen. Dann wurde er wöchentlich 1 auch 2mal, jedes-

mal mit 12 bis 15 Schröpfköpfen geschröpft. Dabei mußte er das Zittmann'sche Decoct trinken, das ihn dermaßen schwächte, daß er nicht mehr gehen konnte. Nun wollte man ihm auch die Waden mit Pockensalbe einreiben; doch das litt der Kranke nicht, weil das Gesicht ihm immer schwächer wurde, und entzog sich selbst der ferneren Mißhandlungs-Cur.

Solcher — — wird geübt und jungen Aerzten gelehrt, daß alle diejenigen, denen der Kopf nicht recht hell ist, dasselbe an Anderen versuchen, und so wieder arme Menschen quälen und martern, ohne ihnen zu helfen.

Daß das oben beschriebene Verfahren genau so bei mir angewandt ist, bescheinige durch eigenhändige Unterschrift:

gez. F. Kreitling.

16. Sophie Albrecht, 30 Jahr alt, Tochter des verstorbenen Musikus Albrecht, zu Sandau an der Elbe, kam im November 1834 mit vollkommen guten Augen nach der Charité in Berlin, weil sie vor der Stirn zwei Beulen gehabt, die die Aerzte in Sandau durch Umschläge erweicht, und aufgezogen hatten, aber nicht zuheilen konnten. In der Charité bewirkte man die Heilung der Löcher vor der Stirn durch Umschläge und Salben, ohne zu ahnen, in welch fürchterliches Unglück das arme Mädchen dadurch gestürzt würde. Während der Cur ward das Augenlicht bereits schwach und der Geh. Med.-Rath Jüngken meinte, auf dem rechten Auge finge sich an ein Staar zu bilden, den sie, um zuvor zu kommen, gleich operiren wollten. Derselbe übergab dies dem Dr. B.; doch es mißglückte, und nach der Operation war sie auf dem rechten Auge völlig blind. Das linke Auge eiterte, und schon vor der Operation des rechten war durch die Beize über dem linken Auge das obere Augenlied abgefallen, welche Stelle mit Bleiweiß-

Umschlag gefühlt wurde. Man ätzte und beizte aber noch den Stummel des Augenliedes, mit dem Bemerken, es sei wildes Fleisch darauf, welches weggebeizt werden müßte. Das Auge selbst ward unter dieser Mißhandlungs-Cur immer schlechter; man verordnete eine rothe Salbe, und mit der Weisung, diese unausgesetzt fortzubrauchen, entließ man sie — blind gemacht — nach ¾ Jahren aus der Charité. So ist es bis jetzt, 9 Jahre lang, geblieben; und der Unwissenheit der Aerzte hat sie ihr grenzenloses Unglück — nicht bloß blind, sondern auch verstümmelt zu sein — allein zuzuschreiben.

Der Bruder der Blinden, der sie zu mir geführt hat, unterschreibt dies, nachdem ich es laut vorgelesen habe, und die Leidende es in jedem Punkte als vollkommen richtig und wahr bestätigt hat: gez. Albrecht.

17. Anna Meyer, 5½ Jahr alt, Tochter des Gens-d'armes Meyer in Frankfurt a. d. O., schleppte seit Anfang des Jahres 1844 das linke Bein etwas nach. Am 28. Mai v. J. ward sie zum Geh. Medizinal-Rath Professor Dieffenbach in Berlin gebracht, welcher erklärte, es sei freiwilliges Hinken, und verordnete, sie solle auf einer harten Matratze liegen, 6 Wochen lang jeden Mittwoch und Sonnabend 4 Blutegel, dann 5 Monate lang alle 8 Tage 4 Blutegel an die Hüfte setzen, die in der ersten Zeit 2 Stunden nachbluten mußten. Im Ganzen hat sie 128 Blutegel gebraucht. Während der ganzen Zeit mußte sie täglich zweimal Leberthran nehmen, im Ganzen 12 Pfund. Dadurch verlor sie den Appetit, und fing an, im Rückgrath auszuwachsen, welches immer zunahm, bis sie am 27. Februar 1845 zu mir gebracht wurde. — Der Geh. Med.-Rath, Prof. Dieffenbach hatte auf besonderes Befragen versichert: „zu heilen wäre das Hinken nicht mehr; durch die Cur

würde aber das weitere Auswachsen verhindert." — Man sieht hieraus, wie tief diese Herren im Dunklen tappen; denn gerade umgekehrt war es gekommen; das Hinken hatte sich wirklich verloren, der Rückgraths-Auswuchs aber durch die Cur gebildet, da Leberthran oft sehr nachtheilig ist, wie ich §. 42 der „Lebensregeln" bereits erwähnt habe. Und wie war das Kind durch 128 Blutsauger geschwächt!

Die Richtigkeit des Obigen bescheinigt die Mutter durch eigenhändige Unterschrift: gez. Meyer.

18. Das 3jährige Kind des Herrn Tapeziers Haase in Berlin bekam schlänkernde Beine, daß es nicht gehen konnte; ein scrophulöses Leiden, welches die reine Homöopathie in der Regel leicht und sicher heilt. Der Geh. Mediz.-Rath Prof. Dieffenbach erklärte es für eine Verkürzung der Sehnen, die er schneiden wollte; — er schnitt — und am nächsten Morgen war das Kind todt! — Dessen ungeachtet behauptete er, daß der Tod nicht Folge der Operation gewesen sei. — Und er hatte recht: Gott hatte wahrscheinlich beschlossen, das Kindlein zu sich zu nehmen; da sandte er denn den Geheimen Medizinalrath, um ihm den letzten Dienst zu erweisen (als Würge-Engel!).

19. Emilie Tressel in Berlin, 32 Jahr alt, erkältete sich vor 5 Jahren bei der Wäsche, worauf sie bald große Schwäche der Sehkraft bemerkte, die so schnell zunahm, daß sie am 17. März 1840 in die ... Klinik aufgenommen wurde. Man erklärte das Uebel für angehenden schwarzen Staar, (der durch reine Homöopathie wahrscheinlich zu heilen gewesen wäre!) und sie bekam sogleich Pockensalbe ins Genick, dann ein Haarseil, 2 Moxen und zu gleicher Zeit spanische Fliegen; dann noch ein Haarseil und wieder 2 Moxen. Ferner wurde sie einen Tag um den andern geschröpft, und nachdem sie gräßlich geschwächt war, und die Augen immer mehr verdunkelt — als unheilbar entlassen.

20. Louise Hübener, 19 Jahr alt, in Brandenburg a. d. H. erkrankte am 24. Februar 1844, und wurde in Zeit von 8 Tagen 5mal zu Ader gelassen. Hört! Hört! Ein junges blühendes Mädchen 5mal Ader zu lassen, wo **ein** Mal schon zu viel war! Heißt das nicht die schönsten Blüthen zerknicken?!

Als der Doctor B. erfahren, daß sie sich wolle homöopathisch behandeln lassen, hat er zu ihr gesagt: „Sie könne nie wieder gesund werden, dafür wolle er stehn!" — So sicher also war er von dem Erfolge seiner Mißhandlungs-Cur überzeugt, daß er das arme Mädchen noch zu ängstigen wagte, wie sie sich einem bessern Heilverfahren zuwenden wollte.

Die Richtigkeit obiger Angaben bezeugt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Louise Hübener.

21. Die Witwe Wilke in Cüstrin, 60 Jahr alt, bekam Ende Januar 1845 Seitenstechen, weshalb sie der Doctor in 8 Tagen 5mal zu Ader ließ, und ihr alle 2 Tage ein Laxirmittel gab. Die alte Frau wurde dadurch so geschwächt, daß sie jetzt kein Glied mehr rühren kann, und überall hingehoben werden muß.

Solches bezeugt durch eigenhändige Unterschrift der Sohn: gez. Wilke.

22. Friedrich Otto, Zimmergeselle in Berlin, erkältete sich beim Brande des Opernhauses, sodaß er heftigen Durchfall bekam. Dieser wurde ihm durch den Doctor gestopft — und bald darauf fingen die Augen an, trübe zu werden; es war wie ein Nebel davor. Der Geh. Medizinalrath J. nahm ihn in die Charité, wo er im Ganzen 10 Monat gewesen ist. Zuerst bekam er Pockensalbe ins Genick und an die Füße, 2 Fontanellen auf die Schultern und 2 an die Füße, und am ersten Tage noch Schröpfköpfe. In der ersten Woche auch einen Aderlaß, der 6mal

wiederholt ist, sobald es trüber vor den Augen wurde. Auch wurde er jeden 3ten oder 4ten Tag geschröpft.

Dabei trank er Carlsbader Brunnen zum Laxiren. Er wurde auch electrisirt, und bekam Brandsalbe vor die Stirn, wonach er Gehör und Geruch bedeutend verloren hat. Medizin, Pulver und Pillen im Uebermaß. Zwei Monate lang mußte er das Zittmann'sche Decoct trinken, erst einfach, dann doppelt.

Nach all diesen Qualen ward er am 19. März 1845 ungeheilt entlassen, nachdem seine Augen, und namentlich auch sein Körper bedeutend geschwächt worden waren.

Die Richtigkeit obiger Angaben bezeugt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Otto.

23. Jungfrau Wilhelmine Springfeldt in Bärwalde litt an Schwerhörigkeit, wogegen ihr der Doctor erst Schröpfköpfe, dann 10 Blutegel hinter jedes Ohr, und endlich einen Aderlaß verordnete. Nach jeder Blutentziehung wurde das Gehör schwächer, bis sie endlich fast gar nichts mehr hören konnte, und ein Drücken hinter den Ohren bekam.

Die Richtigkeit bescheinigt durch eigenhändige Unterschrift:

gez. Wilhelmine Springfeldt.

24. Folgenden Brief erhielt ich im Februar 1845 aus Brandenburg a. d. H., habe mich nachträglich näher danach erkundigt und erfahren, daß Alles sich genau so verhalten hat, und daß in Brandenburg 5 Personen, und fast zu gleicher Zeit und von demselben Arzte durch unvernünftige, schnell aufeinander folgende Aderlässe förmlich hingeopfert sind. Ich lasse ihn hier zur Warnung buchstäblich abdrucken:

„Eine alte Frau von 71 Jahren hatte sich am Neujahrstage in der Kirche erkältet und wurde krank.

Der herbeigerufene Arzt erklärte am zweiten Tage seiner Behandlung, daß die Patientin zu Ader lassen müsse. Die Angehörigen, wohl unterrichtet von der Gefährlichkeit dieses Mittels, machten Vorstellungen dagegen, und unterstützten ihre Gründe mit sehr richtigen, aus der Natur der Patientin entnommenen Dignitäten, allein vergebens. Die bis dahin unbedeutend scheinende Krankheit verschlimmerte sich durch den Aderlaß auffallend, und nahm einen nervösen Charakter an. Die Angehörigen schrieben nun an einen entfernt wohnenden Arzt, der Mitglied der Familie ist. Dieser antwortete: „daß jede Blutentziehung, die Symptome möchten sein, welche sie wollten, bei der Patientin gefährlich sei, und einen tödtlichen Ausgang herbeiführen könne.“ Inzwischen war aber schon, bevor die Antwort eintraf, wie gewöhnlich, ein 2ter Aderlaß nöhig gewesen, und alles Vorstellen, Bitten und Flehen reichte nicht hin, auch einen 3ten und letzten abzuwehren. Die Patientin starb — mit allen unverkennbaren Zeichen des gänzlichen Blutmangels; nachdem im Verlauf der Krankheit die herrlichsten kritischen Erscheinungen, als: reichlicher, sauer riechender Schweiß, ausgeschlagener Mund, wiederholtes kräftiges Niesen u. dergl., vergeblich arbeiteten, welche ohne die aufgedrungenen Gewaltmittel, den Zustand vielleicht allein gehoben hätten. —

Mögen Ew. Wohlgeboren dies traurige Factum mit als Beleg für die Wahrhaftigkeit Ihres neuen Heilsystems aufnehmen, und die im Sinne der Menschlichkeit ausgesprochene dringende Bitte erfüllen:

Ihr vortreffliches Buch: „Hahnemann's Todtenfeier“ — welches uns leider vier Wochen zu spät zur Hand kam, um der vielwissenden Unfähigkeit der alten Schule ein schmerzliches Opfer vorzuenthalten — recht, recht allgemein zu machen, so daß es in jedem Hause anzutreffen ist, damit durch Demüthigung des wurm-

stichigen Facultätenstolzes und Aufdeckung der Armseligkeit müßigen Wissens, unfähigen und unberufenen Händen auf immer die Gelegenheit entzogen werde, das Glück harmloser Familien zu zerstören."

25. Einer mir sehr nahe stehenden Dame in Berlin, die gleichfalls an Schwerhörigkeit mit Blutandrang nach dem Kopfe litt, verordnete der Doctor 30 Blutegel ins Genick. Sie wurden gesetzt, während sie den Kopf auf den Tisch legte. Nachdem sie ausgesogen hatten, richtete sie sich auf, und war — stocktaub! Nicht den lautesten Schrei, nicht den Schuß einer Pistole kann sie je vernehmen; nur schriftlich kann man sich mit ihr unterhalten; — — und das durch 30 Blutegel! — Nicht genug kann ich Schwerhörige vor Blutentziehungen warnen, da mir in meiner Praxis mehr denn 20 ähnliche Beispiele vorgekommen sind.

26. Dem Bauer Martin Friedrich Meier in Schmiedeberg bei Greifenberg i. d. U. fiel ein Sack auf die Schultern, wonach er steif in den Gliedern wurde. Er wandte sich deshalb an einen Doctor und dieser ließ ihm zu Ader. Der ꝛc. Meier sagt aus: „Vorher war ich gar nicht so krank, aber nach dem Aderlaß wurde ich es, und bin schwach und kränklich bis jetzt geblieben."

27. Frau Mahlow aus Falkenrehde, 28 Jahr alt, ward wegen Kopfschmerzen 25mal zu Ader gelassen! Trotzdem, daß sie jedesmal ohnmächtig wurde, die Kopfschmerzen danach immer heftiger wurden, und zuletzt durch Schlagen kein Blut mehr kam, sondern gestochen werden mußte! — Dessen ungeachtet wollte jener Doctor diesen unvernünftigen und widersinnigen Blut-Entziehungen doch nicht Einhalt thun. Da bestätigt sich wieder einmal Hahnemann's Ausspruch: Wem da nicht Riesenkräfte zu Gebote stehen, der muß sterben, er mag wollen oder nicht! —

28. Ernestine Ziege aus Alt-Golßen, 24 Jahr alt, hatte seit sechs Monden so heftigen Blutfluß, daß sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Sie wandte sich an einen Doctor, und trotz ihrer Schwäche durch Blutverlust, war dessen Erstes, sie zu Ader zu lassen. Als danach der Blutfluß noch heftiger fortging, wollte er den Aderlaß wiederholen. Nach mehrmaligem Schlagen kam erst Blut, als er aber später noch öfter schlug, kam kein Blut mehr, die Kranke war im Zustande gänzlicher Ermattung und Bewußtlosigkeit, und schrie nur Tag und Nacht über heftige Kopfschmerzen und Gliederreißen, die sie fast zur Verzweiflung brachten. Der Doctor wollte nochmals Ader lassen; sie aber rief: „Hören Sie auf, mich zu martern! — wenn ich sterben soll, so will ich so sterben; will aber diese Marter nicht noch erdulden!" —

Und sie hatte Recht; sie wurde nur gemartert, denn jeder Tropfen Blut, welchen man ihr abnahm, mußte ihre Qual vermehren; während die reine Homöopathie Mittel hat, das ganze Leiden in wenigen Stunden zu heilen.

Die Richtigkeit obiger Angaben bescheinigt durch eigenhändige Unterschrift: gez. Ernestine Ziege.

29. Eins der traurigsten Beispiele ist das des Zuckersiedemeisters Gieschen in Potsdam, der durch ganz widersinnige Behandlung förmlich umgebracht ist.

Derselbe kam zu Anfang seiner Krankheit zu mir aufs Zimmer. Er hatte sich erkältet und klagte über Frost und Hitze. Es gesellten sich Seitenstiche dazu, und ich besuchte ihn, und gab ihm die nöthige Arznei. Als sich Affectionen des Gehirns und der Lunge zeigten, gab ich etwas Anderes, was immer den erwünschten Erfolg hatte, so daß ich nach 8- bis 14tägiger Behandlung die Hoffnung hatte, ihn bald völlig hergestellt zu sehen.

Da mischten sich Andere mit ein, und der Kranke wurde

einem allöopathischen Arzte übergeben, der bald einen 2ten zu Hülfe nahm. Das Erste waren Blut-Entziehungen: 2 Aderlässe, wiederholtes Schröpfen und Blutegel, Blasenpflaster und Senfteige; dabei innerlich: Calomel (Quecksilber), dann Goldschwefel, Bittersüß, Senega, und zuletzt Opium. — Als er so 4 Wochen lang von den Allöopathen traktirt war — starb er; und doch hatten sie die Frechheit zu behaupten: ich sei, durch versäumten Aderlaß, die Ursache seines Todes; weshalb sie sogar auf Criminal-Untersuchung antrugen. Mir war nichts erwünschter als dieses, weil nun der Fall von unpartheiischen Richtern untersucht werden mußte; und der vom Kammergericht dazu ernannte Sachverständige hat eidlich ausgesagt; „daß ich völlig richtig verfahren hätte, und daß anzunehmen wäre, der ꝛc. Gieschen lebte noch, wenn ich ihn weiter behandelt hätte.“

Dies ist mir Genugthuung genug; aber wer giebt der armen Witwe ihren Mann zurück, der ihr so unvernünftigerweise geraubt ist?! — —

Darüber habe ich freilich nicht zu entscheiden; doch ich glaube, der Titel dieser Schrift ist hinlänglich begründet. Neun und Zwanzig Thatsachen habe ich hier angeführt, und ich könnte mehr denn tausend aufzählen, wenn diese nicht schon hinreichten, meinen Beweis zu begründen, und mir nicht übel und weh ums Herz würde, wenn ich nur daran denke.

Dies war die Arbeit der ersten Nacht im Gefängniß, wurde bald gedruckt, und ist gewiß nicht ohne Nutzen gewesen, denn jetzt, nach 20 Jahren (1865), findet man, wenigstens bei uns, nie mehr solche Menschenschlächterei.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Humoristisches Gedicht über mich.

Zu dieser Zeit erschien eine Brochüre mit einem Gedicht unter dem Titel: „**Arthur Lutze**, Practiker der reinen Homöopathie. Ein humoristischer Schwank in Versen von Jul. N.....th. Berlin, in Commission bei C. A. Wolff 1845.“ Der Verfasser war der bekannte Magnetiseur Julius Neuberth in Berlin, der mich oft in Potsdam besucht, auch mehrere Reisen nach den umliegenden Städten mitgemacht hatte. Er war es auch, der mich mit dem Mesmerismus, Somnambulismus ꝛc. näher bekannt machte, worauf ich später noch zurückkommen werde. Da das Gedicht manchen trefflichen Witz enthält, so soll es hier eine Stelle finden. Wenn Manche sich wunderten, daß er, als mein Freund, auf meine Kosten witzig war, so antworte ich darauf, daß er seiner Stellung in Berlin wegen, wo mehrere bedeutende Allöopathen ihn oft bei schweren Kranken zum Mesmeriren hinzuzogen, Rücksicht zu nehmen hatte, da jene Aerzte ihn sicherlich hätten fallen lassen, wäre er mit ganzer Seele für mich aufgetreten. Endlich aber hatte ich ihm selbst die Druck-Erlaubniß ertheilt. Als nämlich das Gedicht der Königl. Preuß. Censurbehörde in Berlin vorgelegt wurde, verweigerte diese das „Imprimatur,“ bis ich, als betheiligter Gegenstand, meine Einwilligung dazu gegeben hätte. Da brachte mir Neuberth das Gedicht mit dieser Weisung der Behörde, und ich schrieb an den Rand: „Geistesflug werde ich niemals hemmen! Es kann gedruckt werden.“, und so erschien es denn in folgender Gestalt:

1. In Potsdam schon seit läng'rer Frist
Mirakel viel zu hören ist;
Dort lebt der große Wundermann,
Der alle Welt curiren kann.

2. Zwar ist es nicht gar lange her,
Da war er noch Postsecretair,
Kartirte fleißig her und hin;
Doch war das nicht nach seinem Sinn.

3. Der stand auf etwas Höh'res noch!
Das Postfach drückt' ihn, wie ein Joch.
Hygea war es und Apoll,
In deren Dienst die Brust ihm schwoll.

4. Und als er schwelgt' in ihrem Reich,
Passirt' ihm ein fataler Streich:
Es ward, ich sag' es unverhohlen,
Es ward die Kasse ihm gestohlen.

5. Nun sagt mir: Nennt man das nicht Pech,
Wenn einer nimmt das Geld mir weg,
Derweil mit meiner Phantasie
Ich leb' im Land der Poesie?

6. Auch kränkt' es unsern Dichter tief,
Daß man hierüber dachte schief;
Doch löste endlich sich die Pein:
Das letzte Urthel wusch ihn rein.

7. Und nach des Mißgeschicks Verlauf,
Hing er die Post am Nagel auf;
Man sagt: daß er seitdem sogar
Im Versemachen fand ein Haar.

8. „Was thun?" sprach Zeus. — So sprach auch Er,
Als ihm so vieles ging die Quer,
Und er, anstatt zu Ehr' und Ruhm,
Gekommen war zum Martyrthum.

9. Erzählen will ich's Euch noch gern,
Wie er, vertrauend seinem Stern,
Sich stützt auf einen andern Stab;
Es war just der — vom Aeskulap.

10. So finden wir nun unsern Held
Auf seinem neuerkornen Feld,
Wo er nichts Kleines: — die Reform
Der Heilkunst — machte sich zur Norm.

11. Nun sagt mir: wird im Märk'schen Sand,
Sein Name nicht ringsum genannt?
Nach Rong' und Czersky kommt gleich Er,
Und an Berühmtheit Keiner mehr.

12. Ihr fragt nun: was in aller Welt
Ihn plötzlich so empor geschnellt? —
Den Hahnemann hat er studirt,
Und war von ihm längst inspirirt.

13. Die Lehre von der Decillion,
Der Allopathen Spott und Hohn,
Ward jetzt die Staffel zu dem Ruf,
Den Arthur Lutze sich erschuf.

14. Nachdem ein Zahnweh er geheilt,
Kam schon mit Extrapost geeilt
Ein Dämchen, der's im Blute fehlt. —
Sie ward fortan nicht mehr gequält.

15. Und als nun so die Theorie
Erprobte unser Kraftgenie,
Da heilte er am Schneider Just,
Den Höcker und die Hühnerbrust.

16. Bei der berühmten „Fingercur“
Nahm er die „Symphytum-Tinctur.“
Die Stelle, wo das Glied durchhau'n,
War bald darauf nicht mehr zu schau'n.

17. Bei Windsucht oder Flatulenz
Da nahm er stets die Hochpotenz!
Das ist — von Nichts der zehnte Theil;
Ein Korn davon macht sicher heil.

18. Er heilte Coxarthrocace
Mit einer Flocke von dem Schnee,
Der bei der großen Schlittenfahrt
Sich festgesetzt auf seinem Bart.

19. Den Brustkrebs und den Schwamm im Mark
Zu heilen, war ihm auch nur Quark;
So was passirte Tag für Tag,
Und thut's ihm auch kein Andrer nach.

20. Wer litt an der Epilepsie,
Der ward gesund, er weiß nicht wie:
Herr Lutze schnautzt' ihn tüchtig an,
Und alsobald genas der Mann.

21. O, daß nicht Lutze existirt,
Als hier die Cholera grassirt!
Ich glaube, daß es sich noch fragt,
Ob sie alsdann sich hergewagt? —

22. Sogar auch im chirurg'schen Fach
Glänzt' er als zweiter Dieffenbach:
Höchst genial holt' er zur Stund'
Den Angelhaken aus dem Schlund.

23. Der Fall kam in Mühlhausen vor,
Und machte damals viel Furor,
Und da er ward gedruckt sogar —
So ist er doch gewiß auch wahr.

24. Und als ihm Alles so gelang,
Und viele Uebel er bezwang,
Da hielt er Andres nur für g'ring,
Und schimpfte wie ein Rohrsperling.

25. Als Dichter — kannt' er Goethen auch;
Der sagt: „Es ist ein alter Brauch,
Daß, wenn man sich nur selbst vertraut,
Ein Andrer schon drauf Häuser baut."

26. „Bescheiden sei auch nur ein Lump;"
Drum trittst Du auf mit Glanz und Pump,*)
Dann sicher dir's nicht fehlen kann:
Du bist bald ein gemachter Mann.

*) Wie macht der Reim doch manche Pein!
Was „Pump" hier heißt, soll „Pomp" nur sein.
Schier bitter schien's Verwechseln hier,
Drum half ich durch die Note mir. —

27. Deß eingedenk, schrieb Arthur Lutz',
Und bot der ganzen Heilkunst Trutz,
Ja, ließ zuletzt noch drucken gar:
„Es sei an ihr kein gutes Haar!"

28. Dies haben zwar auch andre Leut'
Schon ausgesprochen ungescheut,
Doch so, daß es nicht Jedermann
Für wenig Groschen lesen kann. —

29. „Der Mann hat Recht!“ So stimmten ein
Die Siechen all' in ihrer Pein,
Und jedes Dorf und jedes Haus,
Das schüttet seine Kranken aus.

30. Hin ging's nach „Hahnemannia,“
Wo, wie am Teiche Bethesda,
Die „neue Heilkunst“ Groß und Klein
Von allem Uebel kann befrei'n.

31. Wer Menschen-Elend wollte sehn,
Der durfte nur nach Potsdam gehn;
Da wurde Einem weich ums Herz,
Man sah dort nichts als Noth und Schmerz.

32. Lutz' war zu helfen stets bereit,
Bei Tag und Nacht zu jeder Zeit;
Er hatte für nichts And'res Sinn,
Gab sich den Kranken gänzlich hin.

33. Dies Zeugniß gaben All' ihm gern,
Die kamen oft aus weiter Fern',
Und wer nur Worte hatt' zum Dank,
Dem gab er wohl noch Speis' und Trank.

34. Aus Wittenberg ein Ehepaar,
Das reicht' ihm einen Thaler dar:
„Zuviel!“ sprach da das gute Haus,
Und gab die Hälfte wieder raus.

35. Ob Jemand zahlte oder nicht,
Er legte darauf kein Gewicht, —
Denn treibt man das Geschäft en gros,
So macht die Menge doch schon froh.

36. Doch ärgern konnte Lutz' sich sehr,
Wenn Einer quatschte kreuz und quer,
Und er, nachdem er zehnmal frug,
Noch immer ward aus ihm nicht klug.

37. Ganz borstig aber ward er dann,
Wenn Eine mit der Kaffeekann'
Schon hatte wiederum sponsirt,
Bevor sie völlig war curirt.

38. In Brandenburg und Fehrbellin,
In Wittstock und zu Neuruppin,
Kurz, wo nur Lutze practicirt,
Ward auf die Aerzte raisonnirt.

39. Da war's , als wenn ein Jahrmarkt wär':
So stand die Menschheit rings umher;
Die Leute waren wie bethört,
Und gar der Gottesdienst gestört.

40. Ein Pfarrer muß zur Kirch' hinaus,
Weil er nicht findet Mann noch Maus;
„Christus, — spricht Lutze unverweilt —
Hat an dem Sabbath auch geheilt."

41. Er mochte sitzen oder stehn,
Auch einmal abseits wollen gehn, —
All überall drängt man ihn sehr,
Als gäb's sonst keinen Doctor mehr.

42. In Müncheberg ward von dem Schwarm
Beinah erdrücket ein Gensd'arm.
Auch gab es manche Streiterei,
Mitunter gar wohl Prügelei.

43. Seit Januar nahm Lutze nur
Neuntausend Kranke in die Cur,
Und eine halbe Million
Hat er gewiß behandelt schon.

44. Die Apotheker in der Rund',
Die kamen meist schier auf den Hund;
Drum nannte Einer auch zum Trutz,
Sein Vierbein mit dem Namen — „Lutz!"

45. Ein Anderer mit schlauem Sinn
Schickt Lutzen seinen Hausknecht hin;
Der eine Krankheit simulirt,
Und — Lutz' wird freudigst denuncirt.

46. Den guten Lutze trifft nun hart
Die Strafe und er denket, wart'!
Bist du auch schlau und abgefeimt,
Lach' nicht zu früh, du wirst geleimt!

47. Und Lutze spricht: „Es war mir kund,
Daß jener Hausknecht kerngesund;"
Und fügt hinzu mit heiterm Hohn:
Ich merkt auch, daß — er ein Spion.

48. Die Herren Schulz und Löwenhardt,
Sie haben wahrlich nichts gespart,
Um Hygeas natürl'chen Sohn
Zu drängen vom ergriffnen Thron.

49. Die Vossin ward zu jener Zeit
Beinah pikant durch solchen Streit;
Doch die Stafette gab, nach Brauch,
Den stärksten Senf mit Knobelauch.

50. Auch Bamberg, Mel'cher, Kallenbach,
Die trugen's Arthur Lutzen nach,
Daß er für Homöopathie
Zu stark genommen die Partie.

51. Doch irrten in der Form sie sehr:
Sie nannten den Postsecretair
Postschreiber nur. Wer zürnt ihm drum,
Wenn er dies nahm ein wenig krumm?

52. Des Zuckersiedemeisters Tod
Versetzte Lutz' in bitt're Noth.
Zwar starb der Mann „methodice,"
Und somit auch „legitime;"

53. Allein gestört war Lutzens Ruh,
Man schob die Schuld ihm in die Schuh',
Er hab' den Fall zu leicht geträumt,
Und so den Aderlaß versäumt.

54. Auch in der „Heilkraft der Natur,"
Giebt es von Lutze eine Spur.
Der Jünger Hahnemann's, so „rein,"
„Falschmünzer" soll auch Er nur sein.

55. So „Doctor Müller" frei und frank,
Die Aerzte nennet durch die Bank; —
Ihm selbst, als Ausnahm', wird zuletzt
Gewiß ein Monument gesetzt.

56. Am Rhein macht man zur selben Zeit
Mit Curen eines Rocks sich breit;
Und Doctor Hannsen soll's nun gar
Bewiesen haben sonnenklar.

57. Doch Viele hat's fast sehr frappirt,
Daß „achtzehn" wurden nur curirt;
Ja, schien' der Ausdruck nicht zu grell,
Sie nennten's eine Bagatell'.

58. Da hört nur unsern Lutze an,
Der gar nicht Alle zählen kann!
So steht's in seinem Buch gedruckt; —
Nun immer kratze sich, wem's juckt!

59. Und so wie einst Napoleon
Auf's Haupt sich setzt die Kaiserkron':
So fand's auch Arthur Lutze gut
Zu halten mit dem Doctorhut.

60. Die großen Geister sind sich gleich,
In Deutschland, wie im Frankenreich;
Und an so einem einz'gen Zug,
Erkennt man schon den Adlerflug.

61. Doch Eines rügt an ihm man nur:
Daß er die Heilkunst nahm in Cur!
Das ist ein eigner Patient,
An dem man sich gar leicht verbrennt. —

62. Ihr wißt: jetzt geht's ihm selber schlecht,
Weil er genommen sich das Recht,
Daß er mit Pülverchen agirt,
Und an der Heilkunst reformirt.

63. Ihm fehlt der Facultäten-Hut!
Dabei schlug er im Uebermuth
Auf die „gesalbten" Hüte los,
Und das gab ihm den Todesstoß. —

64. Wirst Du verbluten, starker Leu?
Wird glänzen wo Dein Stern auf's Neu'?
Die Erde, wird es deutsche sein,
Die einstens decket Dein Gebein?

Folgende zwei Strophen wurden damals von der Censur gestrichen; mögen jetzt aber hier eine Stelle finden:

Appendix.

65. Schon glaubt' ich, dieses Kindlein mein
Wird wohl ein todtgebornes sein,
Denn die Censur ertheilte nicht
Das Imprimatur dem Gedicht.

66. Da legte Lutze selbst sich drein,
Denn er nur konnte ganz allein
Entscheiden sein Geschick nun eben,
Und — Lutze ließ das Kindlein leben.

Erklärende Notizen zu vorstehendem Gedicht.

Zu den meisten Versen wird diese Selbstbiographie Aufschluß geben; zu Vers 40 bemerke ich, daß in Fehrbellin an einem Sonntage die Kirche gänzlich unbesucht war, weil mehrere hundert Kranke sich bei mir eingefunden hatten. Zu Vers 42, daß in Münchenberg ein Gensd'arm, der mir durch Güte des Bürgermeisters beigegeben war, um den Zudrang der Menge ein wenig abzuhalten, zwischen die Thür gerieth, als gerade die Menge andrängte. Er war bereits ganz blau, so daß es mir nur möglich wurde, durch ein lautes, förmlich gebrülltes „Zurück!" die Menge zum Weichen zu bringen. Zu Vers 48. Die ersten Angriffe [illegible] mich von Dr. Schulz und Dr. Löwenhardt in der

Vossischen Zeitung verbreiteten zuerst meinen Ruf in weiteren Kreisen. Zu Vers 54. Es erschien zu jener Zeit eine Broschüre des Dr. Müller unter dem Titel: „Die Heilkraft der Natur und ihre Falschmünzer, oder Allo- und Homöopathen.“ Zu Vers 63. Ich war damals noch nicht Doctor der Medizin und Chirurgie.

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Magnetisches Wecken, und Heilungen aus der Ferne.

Im Gefängnisse selbst hatte ich auch manche Freude; nicht bloß, daß viele hochgestellte Freunde mich besuchten, z. B. der Bischof Eylert mit seiner Gemahlin, die ich hergestellt hatte, nachdem sie von den ersten Aerzten Potsdam's aufgegeben war; sondern auch durch Erfahrungen, die ich im Bereiche des Magnetismus im weiteren Sinne machte. Schon früher nämlich waren mir Versuche gelungen, durch das Hinrichten der Willenskraft auf Entfernte Etwas auszurichten. Ich hatte mit mehreren Freunden die Beobachtung gemacht, daß nach längerem Schweigen im Briefwechsel, beide Theile zu gleicher Zeit geschrieben hatten, so daß die Briefe sich kreuzten; der eine Theil also durch die Gedanken des andern zum Schreiben veranlaßt wurde. Hierdurch ermuthigt, versuchte ich, Weitentfernte im Schlafe zu wecken. Zuerst verabredete ich mit einer Cousine von mir, die 20 Meilen von Berlin wohnte, und sonst einen festen guten Schlaf hatte, daß sie es notiren sollte, wenn sie einmal Nachts ganz plötzlich erwachte. Eines Tages hatte ich viel zu thun, mußte bis 2 Uhr Nachts aufbleiben, und sprach dreimal ihren Namen, mit dem lebhaften Wunsche, daß sie davon erwachen möge; und siehe, sie schrieb mir im nächsten Briefe, daß sie in der und der Nacht um 2 Uhr mit dem Gedanken an mich erwacht wäre, so daß sie nach der Uhr

gesehen und die Stunde notirt hätte. Dergleichen Fälle häuften sich zu dieser Zeit, und der merkwürdigste war bei einer jungen Dame, der ich gleiche Weisung, wie meiner Cousine, gegeben hatte. Es war eine geheilte frühere Patientin von mir. Ich mußte nämlich Nachts verreisen, und als ich zur Post ging und etwa um 3 Uhr an der Spree auf einer Brücke stand, rief ich den Namen der Patientin mit dem Zusatze: wach auf! drei Mal. Aus dem tiefsten Schlafe ist sie in dieser Nacht um 3 Uhr förmlich aufgeschreckt, als ob sie mich rufen gehört hätte, hat sich im Bette aufgerichtet und ganz ängstlich zur Mutter, die neben ihr schlief, gesagt: „Mutter, Mutter, wer hat mich da gerufen?! — — gewiß ist es Lutze gewesen."

Sie wohnte etwa eine Meile von dem Orte, wo ich ihren Namen rief. Nachdem etwa 20 Versuche gelungen waren, hatte ich die Ueberzeugung, daß der Mensch diese Kraft besäße, und gab dergleichen Versuche auf. In Verbindung damit steht aber Folgendes, was ich im Gefängniß erlebte.

Ein bejahrter Vater schrieb an mich einen ergreifenden Brief, indem er mir das Gehörleiden seines einzigen Sohnes schilderte. Dieser sollte das Geschäft dereinst nach seinem Tode übernehmen, war jedoch seiner Taubheit wegen, die seit 8 Jahren stets zugenommen hatte, daran verhindert, und der bekümmerte Vater bat mich, ihn zu heilen. Der Brief schloß mit den Worten: „Sie haben von Gott die Kraft empfangen; Sie können ihn heilen, wenn Sie nur wollen; o thun Sie es; ich bitte Sie um Gottes Willen!"

Der Grund der Taubheit war Scharlach, ich schrieb an den Rand des Briefes das Mittel Bellad. und schrieb an den Vater: „Mit Gottes Hülfe wird Ihr Sohn geheilt!" Ich erinnere mich aber, daß ich dies mit vollster Ueberzeugung niederschrieb, daß der Sohn geheilt würde. Es war dies am 4. November Vormittags 10 Uhr. Ich sandte

Brief und Arznei ab, erhielt jedoch in etwa 8 Tagen die Antwort, daß meine Arznei unnöthig wäre, denn am 4. November Vormittags 10 Uhr hätte der Sohn ein Sausen im Ohre gespürt, darauf einen Knall, und seitdem sei dessen Gehör in alter Kraft wieder vorhanden. Dem Vater selbst fiel es auf, daß es mit dem Datum übereinstimme, an welchem ich ihm die feste Versicherung ertheilt hatte, daß sein Sohn hörend werden würde, und er fragte an, ob ich das etwa zu jener Stunde geschrieben hätte, was sich denn auch herausstellte.

Später habe ich mehrere noch interessantere Beweise erhalten, daß für dergleichen Heilungen oder Mittheilungen der Raum keine Schranken mehr bildet. Dieser Mann war mehr als 40 Meilen von mir entfernt, als er sein Gehör in der Stunde wieder bekam, als ich den Gedanken hegte.

Die größte Heilung aus der Ferne war aber die der Frau Dr. v. O. in Riga. Diese war in Folge einer Vergiftung an den Extremitäten gelähmt, und hatte in den Fuß- und Fingerspitzen solche Empfindlichkeit, daß sie nicht einmal das leichteste Tuch darüber dulden konnte. In der ermüdendsten Stellung hatte sie zwei Jahre in unsäglichen Schmerzen zugebracht, und alle Aerzte, ihr eigener Mann, homöopathischer Arzt, konnte ihre Leiden nicht lindern und schrieb an mich einen Brief, der mit den Worten schloß: „meine Frau dictirt: O, erbarmen Sie sich meiner qualvollen Leiden! ich weiß, Sie können mir helfen! O, geben Sie meinen Kindern eine Mutter, meinem Manne eine Gattin wieder!" Der Brief machte eine ergreifende Wirkung auf mich, und da ich früher einmal gehört hatte, wenn man sich selbst die Hand auf den Kopf legte, und in Gedanken einen Entfernten magnetisiren wollte, daß die Wirkung auf diesen überginge, als ob er zur Stelle wäre, so legte ich mir die Hand auf den Kopf, und fühlte ein Rieseln den Rückgrath hinunter, wie es mir Kranke oft be-

schrieben, wenn ich sie magnetisirt und geheilt hatte. Mir wurde in dem Augenblicke die Gewißheit, daß die arme Kranke geheilt wäre. Mein Famulus kam dazu und sagte: „Sie sehn ja so verklärt aus!" da reichte ich ihm den Brief, und als er nach dessen Lesung ausrief! die arme Frau!" erwiederte ich: „Sie ist geheilt!" Ich schrieb es nach Riga und erhielt die Antwort, „daß an jenem Sonnabend Nachmittag 4 Uhr, wo ich die Worte gesprochen hatte, ihre Schmerzen plötzlich aufgehört, sie zum ersten Mal hätte etwas in die Hand nehmen, und Tags darauf eine Arbeit anfangen können, die mir bestimmt wäre, da die Patientin in mir ihren Retter erkannt hätte rc. rc."

Vierundvierzigster Abschnitt.

Magnetische Mittheilungen in die Ferne.

Später kam mir noch ein Fall vor, der es auf's Unleugbarste bekundet, daß der Mensch fähig ist, geistesverwandten Wesen Mittheilungen in die Ferne zu machen.

Als ich mit meiner jetzigen Frau noch verlobt, besuchte ich sie jeden Sonnabend in Aschersleben, wo ihr Vater Prediger war, und blieb den Sonntag über dort. In einer Nacht vom Donnerstag zum Freitag wurde ich mit Extrapost zu einer Schwerkranken in der Nähe von Hettstädt abgeholt. Unterwegs fiel mir ein, daß ich gar nicht weit von Aschersleben wäre, und beschloß, schon den Freitag im Pfarrhause einzukehren und meine Braut zu überraschen. Damit sie aber auch zu Hause bliebe, wollte ich es ihr im Geiste sagen. Es war etwa 10 Uhr Vormittags, als ich meine Gedanken in der Absicht nach ihr hinrichtete, und ihr sagte:

„ich komme, statt morgen, schon heute nach Aschersleben.“ Im Pfarrhause hatten sie gerade Wäsche gehabt, und Auguste war beim Plätten beschäftigt; da hat sie plötzlich (auch um 10 Uhr Vormittags) zu den Schwestern gesagt: „ich glaube, Arthur kommt schon heute.“ Diese haben sie tüchtig ausgelacht und mit ihren Träumereien und Einbildungen geneckt; doch sie hat sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern steif und fest behauptet, es wäre ihr ganz so, als müßte ich kommen. Beim Tischdecken hat sie für mich ein Couvert aufgelegt, und als ich nach dem Genuß der Suppe noch nicht gekommen bin, hat sie einen Teller davon für mich warm gestellt; Alles unter den heitersten Neckereien der Familie, ohne sich im Mindesten irre machen zu lassen. Plötzlich, als schon das Gemüse und Fleisch gegessen wurde, hat ein Posthorn das Extrapost-Signal geblasen und in wenigen Minuten bin ich vorgefahren. Man erzählte mir sogleich alles Vorgefallene, und die Braut feierte einen glänzenden Triumph; ich aber war um eine Erfahrung in diesem Gebiete reicher geworden.

Hierher gehört nun auch das Rufen entfernter Personen, was mir unzählige Mal gelungen ist. Noch erinnere ich mich eines Falles in Berlin, als ich im Jahre 1846, einige Zeit vor der Abreise nach Cöthen, beim damaligen Oberlehrer Scholtz, einem Freunde von mir, logirte. Die Aufwärterin, „Mine“ genannt, kam in der Regel um halb 8 Uhr früh, um die Stiefeln zu putzen. Eines Abends, als sie bereits nach Hause gegangen war, bekam ich einen expressen Brief, durch welchen ich zu einer schwer Kranken in der Nähe Berlins gerufen wurde, nach welchem Orte die Post um 7 Uhr früh abfuhr. Ich stand um halb 6 Uhr auf, und bedauerte, der Mine nicht bestellt zu haben, daß sie an diesem Tage früher kommen sollte, um mir die Stiefeln zu putzen. Mir kam der Gedanke, ich wollte sie im Geiste rufen, und während ich mich wusch und anzog,

sang ich fortwährend: „Mine komm! Mine komm! Mine komm!" daß Frau Scholtz im Nebenzimmer lachend sagte: „Arthur ruft unsre Mine; die aber ist schwerhörig und langschläfrig, — da kann er lange warten!" Ich behauptete, sie würde kommen, und während wir noch hin und her redeten, klopfte es. — „Herein!" — und siehe da, Mine war es wirklich. Frau Scholtz fragte sogleich, wie es zuginge, daß sie heute so früh käme, was ja nie geschehen wäre; worauf sie erwiederte: sie hätte eben wollen ins Waschhaus gehen, da wäre es ihr gewesen, als müßte sie erst hierher gehen, und habe sich sogleich auf den Weg gemacht, ohne eigentlich zu wissen, weshalb." Sie wohnte etwa ¼ Stunde von uns, und es stimmte ganz mit der Zeit, daß sie weggegangen war, als ich angefangen hatte, ihren Namen zu rufen, und sie im Geiste zu citiren.

Unzählige Mal ist mir Aehnliches begegnet; oft, daß ich Jemanden gern sprechen wollte; kaum gedacht, so war er da; ich wünschte Etwas zu haben, — da ward es mir gebracht. Das ist das große Capitel von der Gedanken-Association, das auf Erden nie ganz ausgedacht und nie völlig erklärt werden wird.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Untersuchung im Gefängniß. Macht der Willenskraft auf Andere.

Noch immer habe ich aus dem Gefängniß zu berichten, wo sich noch Etwas zutrug, was gewiß der Erwähnung werth ist. Eines Morgens tritt ein Gerichts-Actuar in Begleitung des Gefangenwärters ins Zimmer, als ich noch

im Bette liege, da ich in der Nacht bis 1 oder 2 Uhr an einer Eingabe an die Gerichtsbehörde gearbeitet hatte. Derselbe beginnt: „Es thut mir leid, daß ich Sie stören muß, indem ich einen unangenehmen Auftrag von Seiten des Gerichts auszuführen habe. Es ist nämlich zur Anzeige gekommen, daß Sie vom Gefängniß aus Arzneien dispensiren, und ich soll deshalb genau nachsuchen, ob Sie dergleichen Arzneien hier haben, oder ob es nur auf Verleumdung beruht.“ Ich machte Miene zum Aufstehen, und nach meiner Aeußerung: „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ drehte er sich um, und in wenigen Sekunden hatte ich Beinkleider und Schlafrock angelegt und stand ihm gegenüber. In den wenigen Augenblicken fühlte ich ganz die Wichtigkeit der Situation. Alle meine Potenzen, viele hundert Flaschen hatte ich im Zimmer, denn ich wollte hier alles Fehlende erneuern, um meine Apotheke für England, wohin ich zu gehen gedachte, vollständig zu haben.

Ich hatte die Erlaubniß gehabt, Möbel ins Gefängniß zu bringen, und in einem großen Schrank standen mehrere hundert Fläschchen. Auf der Erde in einer Kiste fast ebenso viele. Daneben lag der Deckel und auf diesem stand ein Napfkuchen, den mir Tags zuvor die Frau Bischöfin Eylert geschickt hatte. Mein Tisch war mit Apotheken und Papieren belegt, und auf dem Sopha standen die neubroschirten: „Allöopathen als Würge-Engel“ aufgestapelt.

So viel sah ich ein, daß ich meine ganze Willenskraft darauf richten müßte, seine Augen zu halten, daß sie nichts von alle dem sehen könnten, was nach seiner Ansicht Contrebande war. Nach meiner Ansicht war es das nöthigste Werkzeug für mich, die segensreiche Homöopathie zu verbreiten, wo auch immer die Vorsehung mich hinführen würde. Es galt eine heilige Sache, und ich fühlte mich meines Sieges gewiß.

Zuerst las ich dem Gerichts-Deputirten die Eingabe

vor, welche ich diese Nacht geschrieben und mich beklagt hatte, daß mich die Verleumdung selbst in den Gefängnißmauern verfolgte. Er fragte, nach dem Sopha deutend: „was sind das für Schriften?“ — Ich überreichte ihm eine derselben, und er nahm sie ad acta; als er in die Stube blickte, hob ich schnell den Kistendeckel mit dem Kuchen auf, erzählte ihm daß Frau Bischöfin Eylert ihn mir geschickt, und setzte bei der Gelegenheit denselben auf die Kiste mit Flaschen. Auf meinem Schreibtische sah er ein Glas mit Euphrasia-Tinctur und sagte: „was ist das?“ — worauf ich es aufhob und erwiederte: „rothe Tinte.“ Er wollte ein Protokoll über das Ergebniß der Untersuchung aufnehmen, doch als er meinen bepackten Schreibtisch sah, wo schwer ein Raum zu finden war, sagte er: „Ich werde das Protokoll unten im Zimmer des Gefangenwärters aufschreiben, und bitte Sie zur Unterschrift hinunterzukommen.“ Da empfahl er sich, ohne den Schrank zu öffnen, ohne die Arzneien zu gewahren, die ihn überall umgaben, und ich pries Gott, daß Er mich so wunderbar aus der Gefahr errettet hatte. Daß der Deputirte nicht absichtlich ein Auge zugedrückt hat, geht daraus hervor, daß er beim Hinaufsteigen der Treppe zum Gefangenwärter gesagt hatte: „Homöopathische Pulver sind nur sehr klein, da werden wir wohl sämmtliche Taschen durchsuchen müssen.“ Jener hatte sich darüber sehr erschrocken, da er mein Patient, und mir sehr freundlich gesinnt war, und konnte sich nachher nicht genug wundern, wie ich den Herrn zu fesseln gewußt hätte, der darüber sein Vorhaben, seinen Auftrag und Alles vergaß, und im Protocoll aussprach, „daß sich, nach genauer Recherche, in meinem Gefängniß keinerlei Arzneien vorgefunden hätten.“ Jener war mit seinen Augen gehalten worden, sonst hätte er sehen müssen!

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Sohn's Prophezeihung. — Dr. Ludwig Mertens.

Nachdem die 6 Wochen vorüber, und ich in Freiheit gekommen war, ordnete und packte ich meine Sachen und ging zu gleichen Zwecken nach Berlin, wo ich wieder bei meinem Freunde, dem Oberlehrer Scholtz abstieg, und Alles zur Reise nach England vorbereitete. Von Potsdam aus hatte ich bereits an Jenichen geschrieben, mit dem ich schon vor dem Bekanntwerden seiner Hochpotenzen in Briefwechsel stand, und ihn gebeten, mir zwei große Apotheken sämmtlicher Mittel, etwa für 200 Thaler, nach Hamburg zu schicken, und mir den Betrag zu stunden, bis ich in London soviel verdient hätte; worauf derselbe auch einging. Um in London gleich mit ganzer Kraft auftreten zu können, hatte ich auch bereits meine „Lebensregeln" und „Zahnschmerzen durch Riechen zu heilen" ins Englische übersetzt und drucken lassen, weil ich wohl einsah, daß ich, ohne etwas dergleichen in Händen zu haben, in London nicht durchdringen würde. Alles dies führe ich nur deshalb an, um deutlich zu machen, wie fest bei mir der Entschluß stand, nach England zu gehen, der nur durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung abgeändert wurde.

Als ich in Berlin ankam, besuchte ich zuerst Julius Neuberth, den damals einzigen Magnetiseur in Berlin, dessen ich früher schon erwähnt habe. Ich hoffte bei ihm eine Somnambule zu finden, von deren Klarheit im Hellsehen ich schon viel gehört hatte, und beabsichtigte, dieselbe über London zu befragen, wann sie mir riethe hinzugehen 2c. Doch als ich ankam war sie eben erwacht, und Neuberth sagte mir, über dergleichen Angelegenheiten könnte ich die beste Auskunft bei einem gewissen „Sohn" erhalten, der

Linienstraße 90 wohne. Es ist derselbe, der später als „Wahrsager Sohn" in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Neuberth selbst war vor einigen Tagen dort gewesen, und noch ganz voll davon, wie dieser Mann ihm seine frühere Lebensgeschichte bis auf die kleinsten Umstände vor die Seele geführt, ja selbst Dinge erwähnt, die kein Mensch außer ihm je erfahren hatte. Nach dieser Erzählung kamen wir darin überein, daß er mit einer Art Hellsehen im Wachen" (ähnlich dem zweiten Gesicht, second sight, welches in Schottland oft vorkommt) begabt sein müßte. Mich interessirte die Sache sehr, und mehr aus Interesse für eine so seltene Gabe, als aus Neugierde, mein Schicksal zu erfahren, nahm ich mir sogleich eine Droschke und fuhr hin. Seine Frau öffnete die Thür, und als ich Grüße von Neuberth brachte, wurde ich sogleich vorgelassen. Ich sah eine hagere Gestalt in langem Schlafrocke auf mich zukommen, mit kleinem Kopf, aber sinnendem Ausdrucke und lebendigen, blauen Augen. Derselbe sprach, nach stummer Begrüßung durch Kopfnicken, während seine Blicke auf meiner Stirn zu ruhen schienen, etwas undeutlich: „Sie sind zu gut!" Ich verstand es nicht, und auf meine Frage, wiederholte er mehrmals: „Sie sind zu gut! — Sie denken zu wenig an sich selbst, nur an Andere; Sie leben ganz für Andere." Er sprach stets sehr schnell und ich hatte Mühe, Alles zu verstehn. Er schien ganz in der rechten Stimmung zu sein; denn er begann von meinen Eltern, schilderte deren Charakter treffend, nannte die Zahl meiner Geschwister, und zeichnete auch ihren Charakter, fügte aber hinzu, „vor Ihrer Geburt gestorben." Als er sagte „vier Geschwister" fiel ich ihm ins Wort und sagte: „nein, nur drei!" worauf er schnell erwiederte: bitte sehr um Verzeihung: vier, denn ein Knabe wurde todt geboren, von dem Sie wohl kaum gehört haben." Mir fiel allerdings ein, daß ich so dunkel von einem todtgebornen Kinde hatte spre-

chen hören. Alles, was er auch sagte, war sicher und richtig, wie das Angeführte, und ich mußte mir eingestehen, daß dies eine große Himmelsgabe war, die man nicht lernen und nicht studiren kann. Später erfuhr ich, daß Sohn auch dem Könige die Revolution in Polen vorhergesagt hatte, woher es kam, daß Alles in Bereitschaft war, und dieselbe so schnell unterdrückt wurde. Als er mir eine große Wirksamkeit für die Zukunft, viel Geld rc. verkündete, sagte ich: „Um die Zukunft wollte ich Sie eigentlich nicht befragen, doch möchte ich Ihren Rath wegen England hören, wohin ich eben gehen will. — „Sie gehen nicht nach England!" war die kurze und entschiedene Antwort. Ich, ganz erstaunt darüber, antwortete: Ja, ich habe ja schon zum Theil meine Sachen dahin geschickt. — „Sie kommen nicht hin! — erwiederte er eben so entschieden, wie vorher. Da kam mir ein kleines Grausen an, und ich fragte: Meinen Sie, daß das Schiff untergeht? — „Nein, Sie reisen gar nicht ab, das werden Sie sehen!" Ich: Nun, dann will ich Ihnen sagen, wer ich bin; — ich bin der Doctor Lutze aus Potsdam, mir ist die Praxis verboten, und heilen muß ich doch. Er: „Ja, das müssen Sie!" Ich: Nun, wo soll ich denn hingehen, als nach London? — Er: „Sie gehen nach Cöthen, werden dort sehr gut aufgenommen, und nach längerer Zeit wieder hierher zurückberufen!"

Das waren die für meine nächste Zukunft entscheidenden Worte; und trotzdem sie später wörtlich in Erfüllung gegangen sind, so glaubte ich doch augenblicklich nicht mit Bestimmtheit daran. Ich war sehr überrascht und erstaunt, setzte aber meine Vorbereitungen zur Reise nach London fort, und dachte nicht daran, sie aufzugeben.

Endlich war ich mit Allem fertig, und ging an einem Nachmittage nach Moabit hinaus, um von meinem Freunde, dem Dr. Ludwig Mertens, Abschied zu nehmen. Dies

ist ein hochbegabter und an Wohlwollen und Liebe reicher und seltner Mann, der von Allen, die ihn kennen, verehrt und geliebt wird. Ich ward ihm durch einen befreundeten Arzt empfohlen, als ich noch in Potsdam praktisirte; machte ihm meinen Besuch, und fand ihn im Bette. Er litt an einem nervösen Fieber, und erzählte mir, daß er schon Nux vom. in homöopathischer Dosis von einem Freunde erhalten hätte, er könne aber solche Arznei nicht vertragen, denn sie hätte eine gewaltige Wirkung auf ihn ausgeübt. Meine Frage, welche Potenz es gewesen wäre, wurde dahin beantwortet, daß er die 5te Verdünnung erhalten hätte, worauf ich erwiederte: Die ist allerdings für Sie zu stark; ich würde Ihnen jetzt etwa Aconit in 300ster Potenz geben. „Geben Sie sie mir" war seine Antwort, und ich legte ihm zwei Körnchen der Hochpotenz von Aconit auf seine Zunge. Als ich ihn nach 8 Tagen wieder besuchte, fand ich ihn am Pulte stehend, Kranke abfertigend, und er bat mich, ihm ein Arzneikästchen homöopathischer Mittel in Streukügelchen zu geben, da er von nun an Versuche machen wollte; und auch wirklich ward er von Stunde an Homöopath, und seine Praxis mehrte sich täglich. Dr. Mertens hatte nämlich wirklich studirt, und sich nicht nur Studirens halber auf der Universität aufgehalten, wie Manche es namentlich in den ersten Semestern zu thun pflegen. Er hatte die freie Zeit dazu benutzt, den Paracelsus und dessen Bearbeiter den Rademacher zu studiren, stand also der Homöopathie, mit der er sich bis dahin noch nicht beschäftigt hatte, ganz nahe, und der Sprung zu ihr war nur ein kleiner. Von der allöopathischen Vielmischerei, den Blut-Entziehungen, Purganzen 2c. war er längst schon ein abgesagter Feind gewesen. Deshalb eben hatte er sich in die Stille von Moabit zurückgezogen, wo er an den Fabrik-Arbeitern und vielen armen Personen Versuche anstellte, da er niemals nach der Bezahlung fragte, sondern diese den Bemittelteren überließ; ganz ebenso, wie

ich es in Potsdam gemacht hatte. Er war es auch, der mir stets zuredete, Bart und Haare wachsen zu lassen, wie er es schon lange gehalten hatte, weil er meinte, daß durch das Abschneiden der Haare viel Kraft verloren ginge, worin er vollkommen Recht hatte, was ich später noch näher erklären werde. Von ihm nahm ich Abschied, und eine besondere Unruhe, über die ich mir keine Rechenschaft geben konnte, trieb mich eher fort, als sonst, so daß ich gegen 10 Uhr Abends in meinem Quartier in der Louisenstraße in Berlin eintraf.

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Führung der Vorsehung. Magnetische Heilung. Hellsehen von Frl. A. v. St.-H.

Jetzt erst ward mir meine Unruhe erklärlich, denn gleich beim Eintritt empfing mich Frau Oberlehrer Scholtz mit der Bestellung, ich möchte doch schnell zu einer fremden Dame vor dem Schönhauser Thor kommen; sie wäre selbst da gewesen und hätte darum gebeten. Ich erwiederte kurz: ich reise morgen nach England, da kann ich keine Kranken mehr besuchen! Doch Frau Scholtz sagte: sie leidet aber an Epilepsie, und glaubt fest, daß sie kein Anderer davon heilen kann, als Du; sie hat ihr ganzes Vertrauen auf Dich gesetzt! — Bei diesen Worten ward mir klar, daß ich eine solche Kranke nicht abweisen könnte; denn ich mochte gefühlt haben, daß ich dazu berufen war, sie zu heilen. Ich nahm sogleich eine Droschke, und kam nach 11 Uhr in der bezeichneten Wohnung an. Als ich gemeldet wurde, sah ich durch die Thürspalte, daß die junge Dame vor Freuden hüpfte, und ich dachte bei mir selbst: „diese Kranke eignet sich ganz zu einer Cur, denn an Glauben scheint es ihr nicht zu fehlen; da wird sie gewiß Alles aufs Pünktlichste befolgen.“

Jetzt trat ich ein, und nach der ersten Begrüßung und Vorstellung erzählte theils die Patientin, die Baronesse v. St.—H., theils deren Mutter, die Geschichte der Krankheit.

Vorher muß ich noch der begleitenden Umstände erwähnen, die mich in dies Haus führten, bei denen ich die höhere Fügung und Führung nur bewundern konnte. Wir waren bei der Frau Professor E., die ich erst vor Kurzem kennen gelernt hatte. Dies war nämlich die Schwiegermutter eines Mannes von Geist und Gemüth, mit dem ich früher sehr befreundet gewesen war. Mehreren Aufforderungen, sie zu besuchen und ihre Bekanntschaft zu machen, war ich nicht gefolgt. Eines Tages wollte ich zu einer Schwerkranken gehen, und als ich an dem Schönhauser Thore vorbeigehe, kommt mir plötzlich der Gedanke: „Heute könntest du die Frau Professor E. besuchen." Ich kehre um und gehe sogleich hin. Sie freute sich sehr, da, wie sie sagte, sie auch täglich, ihres Uebels wegen, um einen Besuch hätte bitten wollen, aber immer nicht zum Schreiben gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß sie seit Jahren an Diarrhoe litte, welche jetzt so arg geworden wäre, daß sie sich ganz matt und elend fühlte, und durchaus etwas Ernstliches gebrauchen müßte. Sie unterbrach ihre Rede mit den Worten: „Entschuldigen Sie; ich muß wieder hin!" — Ich hielt sie bei der Hand fest, und sagte: „Sie brauchen nicht hin!" Magnetisirte mit meiner Hand ihren Leib und fragte: „Nun, müssen Sie noch hin?" — „Nein," antwortete sie ganz erstaunt, „mein Leib ist ja ganz warm geworden und ich fühle mich so wohl, wie nie!" — Sie war und blieb geheilt! Diese Thatsache, die sich etwa 6 Wochen vorher zugetragen hatte, erzählte die Professorin der Baronesse, als diese ihren Abschiedsbesuch machte, und sich über die Unzulänglichkeit der ärztlichen Geschicklichkeit beklagte. Gleich nach Beendigung der Erzählung hat die junge Baronesse v. St. ausgerufen: der allein kann mich heilen!" und die

Mutter war sogleich mit ihrer Tochter in meine Wohnung gefahren, wo sie mich nicht gefunden, und die Bestellung zurückgelassen hatten.

Ich erfuhr nun, daß die 18jährige Patientin seit 9 Jahren an Epilepsie litt, und alles nur Erdenkliche gebraucht, was in der Regel nur verschlimmert hatte. In Breslau hatte sie Opium-Tropfen in solcher Masse bekommen, daß sie vom Februar bis Juni in Krämpfen gelegen hatte, ohne in der ganzen Zeit zu klarer Besinnung zu kommen, und man ihr im Halbschlaf, zur Erhaltung ihres Lebens, nur Milch eingeflößt hatte.

Während dieser Erzählung schrie sie plötzlich auf, und die Krämpfe traten ein. Ich legte ihr sogleich meine Hände auf Kopf und Herzgrube, und die Krämpfe gingen, zum Erstaunen aller Anwesenden, sogleich vorüber, schienen aber wiederzukehren, sobald ich meine Hände fortnahm. Ja, es traten Delirien und Visionen ein, und sie strebte dem Fenster mit den Worten zu: „Mein Vater winkt mir! — Ich muß zu meines Vaters Grabe!" — Doch sobald ich meine Hand nur auf ihren Kopf legte, ward sie ruhig und schien zu schlafen. Da der Zustand sich nicht änderte, und 1 Uhr schon vorüber war, so wurde eine Droschke geholt und die Mutter bat mich, sie zu begleiten, da die Patientin nur ruhig war, wenn ich mit meiner Hand ihren Kopf berührte. Als wir am Gensd'arm-Markt angekommen waren und sie zu Bett gebracht werden sollte, so rief sie stets, sobald ich sie losließ: „Ich muß zu meines Vaters Grabe!" und drängte nach dem Fenster hin. Ich mußte mich also entschließen, dort zu bleiben. Es wurde mir ein Lager neben ihrem Bette bereitet, und, da ich sehr leicht einschlafe, die Wärterin beauftragt, meine Hand stets am Kopfe der Patientin zu halten, weil diese sonst sogleich aufsprang, und die oben angeführten Worte ausrief. So räthselhaft mir dieser Zustand auch vorkam, und ich gar keinen Begriff da-

von hatte, wie es enden würde, so war es mir doch höchst interessant, und ich will dem Leser sogleich verrathen, was ich erst vier Wochen später erfuhr, daß nämlich dieser Zustand eine Art Mondsucht war, die durch meinen starken Magnetismus gebannt wurde. Es war gerade 3 Tage vor dem Vollmond, also die Zeit, in welcher der Mond seine stärkste Kraft für alle diejenigen entwickelt, die dazu geneigt sind.

Von hier an will ich alles weiter Vorgefallene erzählen, wie ich es damals niedergeschrieben hatte, weil die Einzelnheiten meinem Gedächtnisse in dem Zeitraume von 17 Jahren doch theilweise entschwunden sein möchten.

Nach Mitternacht wurde die Zunge der Patientin gelöst, und in der großen Aufregung disputirte sie, mit offnen Augen, aber von ihrer Umgebung nichts wissend, mit ihren früheren Doctoren, schalt sie, daß sie mich verfolgten, der ich doch ein wahrer Arzt wäre, der wirklich heilen könnte, und auch sie heilen würde. Alles sprach sie in den gewähltesten Ausdrücken, mit erhobener Stimme und mit klassischer Dialectik. Die liebevoll sorgende Mutter fragte mich in weinerlicher Angst: „ob ihre Tochter etwa wahnsinnig würde,“ worauf ich sie beruhigte und ihr sagte, daß es nur eine Reaction sei, die zur Heilung führe. Nach kurzer Ruhe trat der Zustand noch einmal ein, wo sie jedoch besonders das Glück pries, daß Gott mich ihr zugeführt hätte, da sie nun gewiß wisse, daß sie völlig geheilt würde. Um 3 Uhr trat Ruhe und gleichmäßige Wärme durch den ganzen Körper ein. Sie erwachte auch aus dem bewußtlosen Zustande, erkannte mich und mahnte mich, ihr nicht zu viel Kraft zu spenden, da ich mich sonst schwächen und aufreiben würde. Ich magnetisirte ihr noch Wasser für die Tage meiner Ab-

wesenheit, und verließ sie um ¼4 Uhr früh in vollkommener Ruhe und Heiterkeit.

Am 3. Tage hatte ich meine Rückkehr verheißen und kam auch Sonnabend gegen 8 Uhr hin, nachdem es ziemlich gut gegangen und nur 2 kleine Anfälle von Zuckungen eingetreten waren. Bald nach meiner Ankunft traten die Krämpfe ein, was ich folgendermaßen erkläre. So wie ich da bin und ihr meine Hände auf den Kopf lege, so spende ich ihr eine solche Fülle von Lebenskraft, daß dieselbe mit dem krampfhaften Princip in ihr in Kampf tritt, bis die Lebenskraft den Krampf gänzlich überwunden hat, und Gesundheit da ist. Daher sagte ich auch für die nächsten Tage viel häufigere Anfälle voraus, die sich von Tag zu Tag mehren, aber zugleich schwächer werden würden. Es traten wieder Delirien ein, doch ruhiger und freundlicher, als in der ersten Nacht, und gegen 3 Uhr verließ ich sie ruhig und warm.

Am Sonntag beschloß die Mutter, so schwer es ihr auch wurde, ihre Tochter in Berlin zu lassen, bis die Cur vollendet wäre, weil ich das Dabeisein der Mutter wegen ihres nervösen Kopfwehs nicht für gut hielt, sowie auch deshalb, weil die Mutter sich stets etwas ängstigte, und nicht stark genug war, sich darüber hinwegzusetzen; denn ohne diese kurze Zeit des Leidens wäre an eine völlige Heilung gar nicht zu denken gewesen.

Nachmittags sah ich mir zu dem eben erwähnten Zwecke Wohnungen in Moabit an, und kam erst nach 9 Uhr zur Patientin. Sie lag in fürchterlichen Krämpfen, daß 2 Personen sie kaum halten konnten und sie sich immer auf dem Sopha, auf dem sie lag, aufrichtete und an den Wänden hinauf gehen wollte. Sowie ich kam, trat Ruhe ein, die bis zu meinem Fortgehen um 12½ Uhr anhielt. Ich ging eher, als ich es sonst gethan haben würde, weil bei der Mutter Bedenken erregt worden waren, ob sie ihre Tochter wohl allein lassen könnte, die mich selbst beunruhigten, da

die Motive nicht mit meinen Ansichten von der Sache übereinstimmend waren, und ich den Ausgang der Cur unter solchen Umständen nicht mit Sicherheit vorherbestimmen konnte. Dieser Mangel an innerer Ruhe, die zur geistigen Einwirkung auf den Kranken erste und nothwendige Bedingung ist, bestimmte mich, sie heute eher zu verlassen.

Auch bei der Kranken trat noch große Unruhe, doch später Schlaf ein.

Auch ich schlief unruhig, und faßte den Entschluß, der Mutter am Montag früh zu sagen, daß ich die Cur für jetzt nicht fortzusetzen gedächte, bis sie einsehen gelernt hätte, daß jede äußere Rücksicht aus den Augen gelassen werden müsse, wenn es die Wiederherstellung der Gesundheit einer solchen Kranken gälte, die kein Arzt der Welt mehr zu heilen im Stande wäre, die nur durch jene heilige, von Gott gegebene Kraft, Hülfe und Rettung finden könne. Wer dies nicht zu würdigen verstände — verdiene nicht solche Segnungen zu empfangen. Schwer war mir zwar bei dem Gedanken ums Herz, da ich wohl fühlte, daß die arme Kranke nicht dafür könnte, und bei ihr doch der vollste Glaube und das unerschütterliche Vertrauen vorhanden war. Es war mir auch, als ob mir eine Stimme sagte, es solle noch anders kommen; doch mit diesem Vorsatze ging ich hin, und wollte den Vorschlag machen, daß die Mutter jetzt mit ihr nach Hause reisen, und sie mir zuschicken möchte, wenn ich im Auslande eine Heilanstalt hätte, und ihre Ansichten über diese Angelegenheit berichtigt wären.

Alle meine Vorsätze wurden durch die Fügung der Vorsehung vereitelt. Ich trat nämlich gegen 11 Uhr Vormittags ein, die Mutter war nicht zu Hause und die Tochter sank im Augenblick meines Eintritts um. Ich sprang zu, faßte ihre Hände, hob sie aufs Sopha, und mußte nur mit ihr beschäftigt sein, um ihre Krämpfe zu hemmen und die Schmerzen zu stillen, welches mir jedesmal durch verschiedene

Manipulationen gelang. Als sie wieder wimmerte, und ich meine Hand auf den Scheitel legte und ihr aufs zuckende Auge hauchte, rief sie mit hastigem Ton: „legen Sie ihre linke Hand aufs Herz!“ ich that es, doch sie ordinirte fort: „mehr links!“ darauf: „noch etwas mehr nach oben!“ Ich that Alles, wie sie es vorschrieb und sie sagte: „so ist es schön! das lindert!“ Gleich darauf rief sie: „die rechte Hand auf die linke Seite!“ Ich that es, und sie sagte wieder: „Nun wird es besser!“ Dann sprach sie leiser und langsamer: „Hauchen Sie auf die Stirn!“ Ich that es — und augenblicklich verklärte sich ihr Angesicht mit lieblichem Lächeln, und sie sprach ganz entzückt: „Ach, welche himmlische Gegend! der blaue Aether! die glänzenden Höhen!“ So beschrieb sie eine Schweizer-Landschaft mit den gewähltesten Ausdrücken, und antwortete auf alle meine Fragen, die ich bald auf ihre Krankheit lenkte, da ich diesen Zustand für das völlige Hellsehen erkannte. Und so war es; die Thore des Jenseits waren ihr geöffnet, und ihr Geist war fähig, einzudringen in die Räume der Unsterblichkeit. Sie wußte, daß ihre abwesende Mutter eben ein Quartier für sie gefunden hatte, beschrieb es und hielt dasselbe für gut; so daß die Mutter ganz erstaunt war, als sie zurückkam, und ich ihr sagte, was sie eben gethan hätte.

Etwa um 4 Uhr Nachmittags sah sie mit höchst verklärtem Antlitz unzählige Engelköpfchen, die ihr alle freundlich zuwinkten. Besonders ein blonder Knabe, der etwas näher kam, entzückte sie sehr, und sie streckte fortwährend die Arme nach Oben und bat: „Nehmt mich doch mit, Ihr Lieben! Nehmt mich mit!“ Plötzlich nach einem Geräusch, welches sie hörte, verschwand ihr dieser Anblick und sie rief: „Was steigt Ihr wieder Alle nach Oben; ach, nehmt mich doch mit!“ Als sie es nicht thaten, fing sie an zu weinen: „daß sie wieder ins dunkle Thal hinabsteigen müßte.“ Auch schilderte sie bei dieser Erscheinung einen lichten Glanz in

der Mitte, um welchen sich die Menge der himmlischen Heerscharen zu versammeln schienen. Für mich war sie sehr besorgt und bat mich, sie auf einige Stunden zu verlassen, damit ich mich stärken könnte. Als ich sie fragte, ob ich in den „Sohn der Wildniß" ins Theater gehen sollte, sagte sie: „Ja, den hätte ich so gern gesehen, gehen Sie hin." Dabei nannte sie mir die mitspielenden Personen, ohne das Geringste davon gehört zu haben, ganz richtig, und sagte auch: „Ingomar würde nicht ausgezeichnet spielen", wie auch namentlich im 2. Act der Fall war.

Achtundvierzigster Abschnitt.

Fernerer Hellschlaf und Mondsucht von Frl. v. St.-H.

Als ich um 9¼ Uhr wieder kam, lag sie in heftigen Krämpfen, die sich beruhigten, sowie ich sie berührte. Sie hatte eben gedichtet, als ich eintrat, und ich hörte nur noch die 2 letzten Zeilen:

„Der Frühling fängt jetzt an zu tagen
Und die Asch' muß auferstehn!"

Kurz darauf sagte sie:

„Verstand ist ein Edelstein, der am herrlichsten glänzt,
„wenn er in Demuth gefaßt ist!"

Sie verordnete fortwährend, wo ich die Hände auflegen und wohin ich hauchen sollte. Besonders erwärmend und beruhigend war ihr der Hauch in den Mund, nach dem sie förmlich schnappte, wie ein Fisch nach Luft. Aber immer

verbot sie stark zu hauchen, sondern wollte nur den Athemzug, weil sie sagte, daß er am tiefsten eindränge, und viel wirksamer sei, als das starke Hauchen, was nur oberflächlich wirke. Ueberall wird hierdurch die Potenzirungs-Theorie der Homöopathie gerechtfertigt und bestätigt. Besonders oft verlangte sie das Hauchen auf die Augen und Stirn, auch ins Genick und in die Ohren. Als sie sich ins Auge gestoßen hatte, mußte ich es anfeuchten und erst hauchen, dann aber mein Auge gerade auf das ihrige legen; mitunter auch nach dem Hauchen eine Hand darauf, „damit es nicht kalt würde." Als sie im Bette lag, verordnete sie noch 3 Striche vom Kreuz nach dem Unterleibe, der dadurch gestärkt werden solle. Um ½2 Uhr verließ ich sie, nachdem sie mich zum Dienstag den 12. Mai um ½2 Uhr hinbestellt hatte. Ich kam etwas früher, und so wie es ½2 Uhr war, sank sie in die Sopha-Ecke, und es trat der magnetische Schlaf ein, in welchem sie sehr viel zu leiden schien. Durch die verschiedenen Berührungen und das Hauchen auf den Kopf, schien das Gehirn in den vergangenen Tagen gänzlich befreit zu sein, und nun hatte sich aller Krampf auf das Herz geworfen, welches sie als erweitert angab. Deshalb krümmte sie sich oft nach der linken Seite zusammen, und ließ sich das Herz heftig pressen. Wenn ich fragte „weshalb" so sagte sie: „Das Herz sei erweitert und mache ihr gräßliche Schmerzen." Doch dieser Zustand war nur vorübergehend, und die übrige Zeit verging sehr ruhig, indem sie alle Fragen beantwortete, auch mitunter selbst Unterhaltungen anfing, z. B. einmal über die Reinheit des Herzens, wobei sie folgendermaßen schloß: Bei allem Beifall der Welt, bei der Liebe der Fürsten, ist wahre Hoheit doch nur im reinen Herzen zu finden." Darauf sagte sie auch noch: „Der Mensch bleibt ohne die Tugend stets ein Knecht." Später sprach sie unter Anderm folgenden Vers, dessen näheren Zusammenhang ich nicht erfuhr. Ich hatte gerade

so viel Zeit, ihre Worte in meine Schreibtafel zu notiren, die immer neben mir lag.

„Laßt ihn liegen!
Was wollt Ihr ihn wecken?
Was wollt Ihr ihm geben
Von Eurem armen Leben? —
Eure Schmerzen — Eure Noth? —
Die löset der Tod!"

Aeußerst rührend war ein kindliches Gebet, in welchem sie dem lieben Gott dankte, daß er ihr einen Retter gesandt hätte. Sie wolle dafür auch recht dankbar und gut sein, wenn sie erst gesund wäre, und recht vielen leidenden Mitmenschen zu helfen suchen, wenn ich sie darin unterwiesen und eine kleine homöopathische Apotheke mitgegeben hätte. Am ersten Abend hatte sie noch die Heilung ihrer Mutter von den nervösen Kopfschmerzen geleitet, und zwar so, daß ich derselben am Montag 6 Striche von den Seiten herunter vom Kopf bis zu den Füßen geben mußte. Dienstag nicht „weil es sie sonst aufregen würde." Am Mittwoch Abend aber 8 Striche von den Seiten und 8 vorn übers Gesicht bis zu den Füßen.

Am Dienstag Abend ließ sie sich wieder 3 Striche vom Kreuz bis zum Unterleib geben, und um ½3 Uhr verließ ich sie, nachdem sie vorhergesagt hatte, nach meinem Fortgehen von ihrem Lager, würde ein stürmischer Anfall erfolgen; doch Niemand solle sie berühren, denn er würde bald vorübergehen. Zum nächsten Tage verhieß sie um ½6 Uhr den Krampf oder vielmehr den Schlaf, und verkündete gleich, daß es zuerst sehr schmerzhaft sein würde. Am Mittwoch kam ich nach 5 Uhr Nachmittags und mit dem Schlage ½6 Uhr sank sie in den Schlaf. Die Anfälle von Herzschmerzen waren so stark, daß sie versicherte, wenn sie nicht im Schlafe wäre, würde sie an diesen fürchterlichen Schmerzen sterben, so aber sei sie fähig, sie zu tragen, doch wäre es ein großer Kampf, da alle zukünftigen Krampfanfälle sich an diesem Tage vereinigten. Die Anfälle wurden jedesmal durch die

von ihr vorgeschriebenen Manipulationen beruhigt, doch kam sie heute nicht dazu, über andere Gegenstände, als über ihren Zustand zu reden. Besonders wohlthätig, erwärmend und schmerzdämpfend war das Athmen über dem Munde. Sie hatte seit Anfang der Behandlung noch Nichts genossen, als täglich ein Glas magnetisirtes Wasser, und verbot auch alles Uebrige. Da sie mir sagte, daß nur durch meine Nähe die Schmerzen gelindert und die Ausbrüche zurückgehalten werden könnten, so blieb ich die Nacht da, und erst ½8 Uhr erwachte sie aus dem magnetischen Schlaf, nachdem sie mehrere Stunden sehr ruhig geschlafen hatte. Sie verordnete sich noch vor dem Erwachen, daß sie an diesem Tage kein magnetisirtes Wasser trinken dürfe, weil es sie aufregen würde; sie wolle nur etwas gewöhnliches Wasser trinken. Auch sagte sie, daß um 10 Uhr Vormittags ein heftiger Krampf-Ausbruch kommen würde, der bis Abend anhielte, wenn ich nicht da wäre. Wenn ich aber um 10 Uhr da wäre, käme er nicht zum Ausbruch, sondern ginge still vorüber, so daß sie um 11 Uhr ausgehen und Etwas einkaufen könne. Natürlich war ich schon vor 10 Uhr dort, und mit der 10½ Stunde fielen ihr die Augen zu. Sie ließ sogleich meine linke Hand auf ihr Herz und meine rechte auf die Stirn legen, und Alles ging still ab, und sie erwachte um 11 Uhr, nachdem sie noch gesagt, daß sie diesen Abend um 8 Uhr bis zum andern Morgen schlafen würde, wobei meine Nähe lindern und den Krampf bannen würde. So geschah es auch, doch durfte ich diesmal gar nicht hauchen, was sie aufregte. Nur als sie entsetzlich fror und gar nicht warm werden konnte, bat sie mich ins Ohr zu hauchen, was ihr sogleich den ganzen Körper bis zu den Füßen erwärmte. Bis 4 Uhr früh schlief sie ruhig. Dann ordnete sie Manches an. Verbot ihrem Bruder das Seebad mit dem Zusatz: „Er soll Homöopath werden.“ Verordnete 9 Striche für ihre Mutter

zum Abend. Erlaubte, daß ihre Schwester, die die Masern gehabt hatte, heute Mittag zum ersten Male kommen dürfe. Magnetisirtes Wasser verbot sie, weil es sie noch aufregte, und sagte den Schlaf zum Freitag Nachmittag 3 Uhr an, der bis 11 Uhr dauern würde. Bei meinem Weggehen würde noch ein Ausbruch kommen, der nach einigen Minuten vorüber ginge, danach würde sie schlafen. Ein für alle Mal verbot sie wiederholt, daß Niemand, auch nicht Mutter und Schwester, sie während des magnetischen Schlafes berühren dürfe, da sonst die Krämpfe schlimmer werden würden.

Noch zu erwähnen und höchst merkwürdig ist, was sich noch am Donnerstag früh zutrug. Im magnetischen Schlaf sagte sie: „meine Zunge ist belegt und ein übler Geschmack im Munde," worauf ich fragte: ob sie nicht dagegen homöopathische Arznei bei dieser magnetischen Cur nehmen wollte. „Ja" erwiederte sie. Doch auf meine Frage, ob sie Nux vom. in einer Hochpotenz für gut halte, sagte sie: nein, das ist zu erhitzend für mein Herz." So fragte ich: „Etwa Pulsatilla, oder Belladonna, oder Aconit? Die Antwort war: „Aconit wird mir helfen!" Frage: „Soll ich Ihnen heute Abend ein Korn geben?" Antwort: „Nein, heut um 10 Uhr Vormittag, wenn der Schlaf kommt, da wird es besser helfen. Es wirkt auf meinen Magen und Unterleib." Diese richtige Charakteristik des Mittels, dessen Werth sie durchaus nicht kannte, ja nicht einmal davon sprechen gehört hatte, war mir höchst merkwürdig.

Die Abreise ihrer Mutter hat sie auf Sonnabend Nachmittag 4 Uhr festgesetzt, und nachher will sie in ihre Wohnung gebracht sein.

Sonnabend den 16. Mai 1846 früh.

Gestern hatten wir der Patientin verschwiegen, wann der Schlaf eintreten würde, theils um zu prüfen, ob er doch und zu der angegebenen Stunde käme, theils aber um sie nicht zu beunruhigen, da sie Tags zuvor die Stunde

sehr unruhig und ängstlich erwartet hatte. Ich setzte mich zu ihr aufs Sopha und sprach gleichgültige Dinge, las ihr auch etwas vor, doch mit dem Schlag 3 Uhr fielen ihr die Augen zu, und sie lag im magnetischen Schlaf, der bis Punkt 11 Uhr Abends dauerte, genau wie sie vorher angegeben hatte.

Diesmal traten eigne Erscheinungen ein, denn nachdem sie zuerst verordnet hatte, daß ich ihre Ellenbogen in meinen Händen halten sollte, und mehreres Andere, um sie zu erwärmen, sagte sie mir, daß ich heute keine Macht über sie hätte. Mit großer Betrübniß entdeckte sie mir ferner, daß seit gestern Abend eine Furcht vor mir sich in ihr Herz eingeschlichen habe, die sie sich gar nicht erklären könne, die aber mitunter zu einer förmlichen Angst anwachse. Sie sagte, es wäre recht schlecht von ihr, da ich es doch so gut mit ihr meinte, und sie doch jedenfalls heilen würde, das fühlte sie, aber ich sollte nicht böse auf sie sein, sie könne nichts dafür, und habe schon den lieben Gott so viel gebeten, diese Furcht von ihr zu nehmen, doch sie wiche nur auf Augenblicke, tauche aber immer wieder hervor. Lindern konnte ich wohl ihre Schmerzen, aber hatte nicht den Einfluß über sie, wie sonst, wo Alles sogleich geschah, was ich wollte, z. B. durch leises Hauchen der ganze Körper sogleich erwärmt wurde. Diesmal geschah das nicht, und sie erwachte sogar einmal und wünschte einen erwärmten Rock durch ihre Jungfer angezogen zu haben, was ich sogleich anordnete. Nach langer großer Unruhe und Angst, in der sie sich umherwarf, trat Ruhe ein, auch verlangte sie einige Mal das Hände-Auflegen von mir, was auch nach mehreren erfolglosen Versuchen endlich wieder wirkte. Inzwischen war mir der Grund dieser unbekannten, unheimlichen Furcht klar geworden. Die Zweifel und Scrupel waren nämlich im Herzen der Mutter entstanden, da sie morgen ihr Kind mir allein überlassen sollte, und mich doch eigentlich wenig kannte. Ich wollte

die Mutter hereinbitten lassen, doch indem ich zur Thür wollte, kam sie mit den Worten herein: „haben Sie mich gerufen?“ Unfehlbar auch eine magnetische Wirkung meines Willens. Ich sagte ihr offen, was ich auf dem Herzen hatte, worüber sie sehr erstaunt war, aber mir doch zugestand, daß ich Recht hätte, daß sie im Grunde ihres Herzens sich heimlich geängstigt, aber doch kein Wort zu ihrer Tochter geäußert, im Gegentheil ihr gut zugeredet hätte. Ich zeigte ihr nun die Folge ihres Mangels an Vertrauen, da dasselbe durch den geistigen Rapport zwischen Mutter und Tochter auf die Letztere gewirkt hatte, und sagte ihr vorher, daß jedes Mißtrauen, jede Angst schwinden würde, wenn sie zu Hause angekommen wäre, und unsern gemeinschaftlichen Freund, den Gymnasial-Director R. gesprochen hätte, der mich aufs Genauste kännte. Sie schien schon jetzt beruhigt zu sein und drückte mir innig die Hand, als ob sie mir ein Unrecht abbitten wollte, und ich verhieß ihr Auslöschung dieses die Heilung hindernden Gedankens, wenn *sie* ihn aus ihrem Herzen gänzlich verwischt hätte, da mir das Wohl ihres Kindes auch am Herzen läge.

Nach dieser Scene schon hatte ich mehr Einfluß auf ihre Tochter, und diese sagte mir, die Furcht sei jetzt schon größtentheils gewichen, doch *solchen* Einfluß hätte ich noch nicht wieder auf sie, wie früher. Ich tröstete sie und sagte ihr, daß bis zum Montag, wenn ihre Mutter zu Hause wäre, alle Furcht geschwunden, und der alte Glaube und das alte Vertrauen wiedergekehrt sein würden, worüber sie sehr erfreut war. Nun blieb sie bis gegen 11 Uhr ganz ruhig und verordnete für ihren Bruder Fritz auf meinen Vorschlag Chamomilla in der Hochpotenz gegen seinen Husten. Auf meine Frage, ob er es heute Abend nehmen sollte, sagte sie: „nein, morgen früh,“ schrieb genau die Diät vor, verbot besonders Kaffee, Taback, Säuren, Gewürze und Fett. Die Mutter dagegen sollte Nux vom. in der Hoch-

potenz erhalten, doch jetzt noch nicht, weil sie auf der Reise zu unruhig wäre, sondern erst zu Hause, wenn Ruhe eingetreten sein würde, und zwar Abends vor dem Schlafengehen. Der Bruder Fritz würde in 6 Wochen, die Mutter in 8 Wochen von ihren Kopfschmerzen und den übrigen Leiden hergestellt sein. Bei ihrer Schwester Clara solle die Hochpotenz von Mercur 6 Wochen auswirken, und dann solle ich ihr ein anderes, angemessenes Mittel geben, welches alle ihre Leiden völlig heilen würde. Auch sagte sie, daß die Mama Montag Vormittag 11 Uhr in Neustettin ankäme, der Vater und der Director R. ihr aber bis Ruschendorf entgegenkommen würden. Nachdem sie um 11 Uhr erwachte, von der Jungfer Bertha ausgekleidet und ins Bett gebracht war, kam der vorhergesagte Anfall. Sie warf sich von einem Ende des Bettes zum andern, wo ich Alles mit Betten belegt hatte, damit sie sich nicht Schaden thäte, weil sie auch dies Werfen vorhergesagt. Nach einigen Minuten des Krampfes und der Unruhe war Alles vorüber. Sie erkannte mich, und bat mich, ihr einige Striche zu geben, namentlich den Leib zu behandeln, der heftig schmerzte. Sogleich ließen die Schmerzen nach, so daß sie ruhig liegen und einschlafen konnte. Um ½1 Uhr ging ich nach Hause.

Noch hatte sie zum Sonnabend den Schlaf von ½7 Uhr bis 10 Uhr Abends bestimmt.

Alles traf ein, wie sie es vorhergesagt hatte, und von Tag zu Tag wurde sie auch kräftiger, trotzdem sie Nichts genoß. Hieran sah man erst die Kraft des Magnetismus, denn 5 Wochen lang hat sie nicht so viel wie für 3 Pfennige Semmel genossen. Ihre einzige Nahrung war magnetisirtes Wasser, aber darauf hatte sie oft einen förmlichen Appetit, und sagte mir oftmals, daß sie nur von meiner Hand lebte, und ein Glas magnetisirtes Wasser ihr bei Weitem besser schmeckte, als eine Tasse Bouillon.

Am 6. Juni verordnete sie im Schlafe, daß ich in der Nacht dableiben, aber recht wachsam sein möchte, bis sie es mir sagen würde, daß ich gehen könnte.

Um 11 Uhr schon richtete sie sich im Bette auf und sprach mit ähnlicher Stimme, wie vor 4 Wochen, „ich muß zu meines Vaters Grabe.“ Ich suchte sie zu beruhigen; doch sie hörte nicht darauf, und als sie im Bette aufrecht stand und Miene machte, fortzugehen, rief ich Bertha, und wir Beide umfaßten sie mit unsren Armen; doch kaum war dies geschehen, so warf sie, die sonst so zart und schwach war, daß man sie mit einem Finger hätte umstoßen können, uns Beide zur Seite, daß wir den Tisch umrissen, und sie schritt gravitätisch über ihr Bett weg, zum Fenster hin. Merkwürdigerweise wurde das Bett durch ihre Tritte nicht eingedrückt, als ob sie ohne Schwere wäre, was sich gleich erklären wird.

Als sie am Fenster stand und die Wirbel öffnete, ward mir sehr bange, und ich umfaßte sie von hinten und rief: „Auguste!“ Mit einem tiefen Seufzer sank sie mir, mit gebrochener Kraft, in die Arme, und die Jungfer und ich brachten sie mit Mühe auf ihr Bett. Da sprach sie leise zu mir: „Mache 3 Striche vom Scheitel bis zur Zehe!“ Ich that dies, und nun erst erklärte sie mir Alles im magnetischen Schlaf. Sie sagte nämlich, bei ihr sei der Hellschlaf mit Mondsucht verbunden. Letztere hätte sich schon vor 4 Wochen angedeutet, als sie gegen Vollmond stets nach dem Fenster gestrebt; meine magnetische Kraft hätte dies damals unterdrückt; inzwischen sei sie durch mich hellsehend geworden, und da in 3 Tagen Vollmond wäre, so wäre die Mondsucht während des Hellschlafes eingetreten, und nur durch meine magnetische Kraft könne ich die Kraft des Mondes besiegen. Der Schlüssel dazu wäre: „die eine Hand aufs Herz, die andere auf den Kopf, dann würde sie sich willig führen lassen, — und drei Striche vom

Scheitel bis zur Zehe würden die Kraft des Mondes gänzlich brechen. Weil ich nun in meiner Angst, beim Umfassen, ihr aus Zufall die eine Hand aufs Herz gelegt hätte, wäre die Mondsucht aufgehoben; denn hätte ich das nicht gethan, so hätte keine Macht der Erde sie halten können, und sie wäre aufs Dach gegangen, wozu sie die größte Lust gehabt hätte."

Nun erklärt sich auch, weshalb das Bett sich nicht eingedrückt hatte, weil nämlich Mondsüchtige während des Wandelns ihre Körperschwere verlieren, woher es kommt, daß sie auf morschen Dachsteinen gehen, ohne daß diese je abbrechen, was sich ja in vielen Fällen bestätigt hat. Sobald jedoch ein Mondsüchtiger aus diesem Zustande erwacht, so stürzt er hinab. Für die nächsten Abende instruirte sie mich, daß ich sie nicht gleich wecken, sondern erst eine Zeit lang wandern lassen sollte, ihr an gefährlichen Stellen in den Weg treten, und ihr erst dann meine Kraft entgegensetzen, wenn sie das Fenster öffnen wollte. Sie sagte auch, jetzt könne ich ruhig nach Hause gehn, denn sie würde ungestört schlafen. Aus Vorsicht band ich noch die Fenster zu, rückte auch das Bett der Jungfer davor und entfernte mich.

In der nächsten Nacht wiederholte sich diese Scene, die sie für 7 Nächte angekündigt hatte, um ¾12 Uhr. Sie erhob sich mit den Worten: „Ich muß Arthur's Blumen begießen," ging zum Fenster, goß im Halbdunkel Wasser auf die Blumen, und als ich ihr in den Weg trat, sah sie mich mit großen, stieren Augen an, wandte aber um, nach der Thür zu. Als ich ihr da wieder in den Weg trat, ohne etwas zu sagen, ging sie dem Fenster zu, doch wie sie es aufwirbeln wollte, legte ich meine Hände auf Herz und Kopf, und sogleich folgte sie mir willig; und als ich ihr die 3 großen Striche gemacht hatte, sprach sie halblaut:

„Vergieb mir, lieber Mond, daß ich nicht zu dir komme, doch eine höhere Kraft hat deine Kraft gebrochen.“

Dies wiederholte sich in ähnlicher Weise jede Nacht. Am nächsten Abend nahm sie, als sie sich aufgerichtet hatte, meine Uhr von der Wand, sah im Dunklen nach, und hängte sie augenblicklich wieder an den Nagel, Alles mit einer Vehemenz und Sicherheit, daß es zum Erstaunen war, denn im Wachen hätte sie längere Zeit gebraucht, um nur den kleinen Nagel zu finden; aber mit einem Schlage hing die Uhr wieder daran. Ein andermal brach sie Vergißmeinnicht aus einem Glase ab, ohne weiter etwas zu beschädigen, steckte mir einige in meinen Rock, und die andern behielt sie.

Alle Nachmittage gingen wir regelmäßig spazieren. Eines Tages wurde gerade die Brücke aufgezogen, und als wir noch so an der offenen Brücke standen, sie stand gerade vor mir, flog mir der Gedanke durch den Sinn, „wenn sie hier hineinspränge!“ und fast unwillkürlich erfaßte ich ganz unbemerkt den Saum ihrer Mantille. In der nächsten Nacht erzählte sie mir, während des magnetischen Schlafes, daß sie öfters schon den Gedanken gehabt hätte, sich das Leben zu nehmen, z. B. hätte sie früher einmal Essig in Menge getrunken, weil sie gehört hätte, danach stürbe man; einmal hätte sie sich die Pulsadern öffnen wollen, wäre aber gestört worden; im Seebade wäre sie einmal mit dieser Absicht tief in die See hineingegangen, doch als ihre Mutter ihren Namen gerufen, hätte sie umkehren müssen; heute an der offenen Brücke hätte sie denselben Gedanken gehabt, doch plötzlich wäre es ihr gewesen, als hielte sie Jemand fest, was sie sich gar nicht hätte erklären können, und sie wäre erschrocken gewesen, als ich sie angeredet hätte. Erstaunenswerth war mir dieser feine Rapport, denn ich hatte ihre Gedanken gefühlt, und meine Handbewegung, das leise

Fassen des Saumes ihres Kleides, also nur meine Willenskraft, hatte sie gehalten.

Am Donnerstag, den 11. Juni, ging ich mit ihr zu Sohn, dessen ich schon einmal erwähnt habe, theils um ihr diesen Mann vorzustellen, theils um ihm das Vorgefallene zu erzählen. So wie er sie sah, die ihm doch völlig fremd war, sagte er: „Ah, Anfang November geboren," er schob einige Haare ihres Scheitels von der Stirn weg, und fügte hinzu: „Am 4. November. Viel Unglück gehabt. Vor 18 Jahren stürzte der Vater vom Pferde, vor 11 Jahren ist er gestorben." Ich sah sie fragend an, und sie erwiederte ganz erstaunt: „ja so ist es" und erzählte dies mir später umständlich. Als ich ihm von ihrem Zustande erzählte und auch, daß sie im Schlafe gesagt hätte, in 5 Wochen wäre sie geheilt; da fällt er mir ins Wort: „Das kann sehr bald geschehen. In der Nacht von Freitag auf den Sonnabend, wie jeden ersten Freitag im abnehmenden Mond, können Sie mit einer Sympathie sie mit einem Schlage heilen." Er theilte mir nun das Nähere allein mit, und in der nächsten Nacht bestätigte sie dies im Hellschlaf, und siehe da, dieser Freitag schloß gerade die 5te Woche, nachdem sie mir ihre Heilung nach 5 Wochen verheißen hatte. Die Freitags-Nacht am 12. Juni kam. Ich wachte an ihrem Bette mit gespannter Erwartung. Plötzlich 12¼ Uhr regte sie sich, wollte sich wieder aufrichten, doch ehe sie dazu kam, faßte ich einen kleinen Haarschopf auf dem Wirbel ihres Kopfes, und schnitt denselben mit einer dazu parat liegenden Scheere ab. Sowie dies geschehen, seufzte sie tief und sank zurück. Bald darauf erwachte sie und sprach sehr bewegt zu mir: „Ich bin wohl geheilt?! Mein Kopfschmerz ist ja fort!"

Erwähnen muß ich noch, daß sie im letzten Hellschlaf, in derselben Nacht von 9 bis 12 Uhr aufs Rührendste Abschied aus jenen Regionen nahm, in die sie gewürdigt

war, hineinzublicken. Im Wachen wissen sie ja Nichts von dem, was sie im Schlafe sehen; aber aus ihrem Entzücken im Hellschlafe selbst kann man abnehmen, welche Wonne sie in solchen Augenblicken empfinden. Sie sprach wieder von den lieblichen Engelsköpfen, und besonders von dem Einen, den sie schon gesehen hatte, als sie hellsehend wurde, und den sie als ihren verstorbenen Bruder erkannte: „O, laßt mich bei Euch bleiben! O, nehmt mich mit Euch!" rief sie flehend ein Mal über das andere; doch als sich der Himmel vor ihrem Blicke schloß, pries sie es doch als eine besondere Gnade Gottes, daß dieser Schlaf eine halbe Stunde länger gedauert hätte, als er ihr eigentlich bestimmt gewesen war.

Durch das Abschneiden der Haare war sowohl die Krankheit, als auch der Hellschlaf von ihr genommen, doch die ganze Sympathie war noch nicht vollendet. Ich hatte die Haare sorgfältig eingewickelt, daß Nichts davon verloren ginge, und eilte damit nach Hause. Vorgeschriebenermaßen zerschnitt ich die Haare in lauter kleine Stückchen, und mengte diese in Semmelkrume, wovon ich 17 Kügelchen knetete, in denen alle Haare enthalten waren. Ich hatte nämlich nur die am Kopfe befindlichen Enden aufbewahren sollen, während die dadurch lose gewordenen Enden mit ausgekämmt werden sollten. Diese Semmel-Kugeln sollte ich Sperlingen oder Hühnern zu fressen geben, und Sohn sagte ausdrücklich, „ein Thier davon wird vor Ihren Augen sterben, und sollte es aus der Luft niederfallen; aber dann erst ist die Krankheit von dem Fräulein genommen." Ich begab mich mit meinen verhängnißvollen Semmel-Kugeln auf den Gensdarmen-Markt, wo an Markttagen (es war Sonnabend früh) ganze Reihen von Käfigen mit jungen Hühnern stehen, die öfters von Vorübergehenden gefüttert werden. Auch ich warf einige Semmelkrumen in solchen Hühnerkäfig, die begierig von den hung-

rigen Thieren verzehrt wurden. Da ließ ich auch meine Semmel-Kugeln mit klopfendem Herzen hinein fallen; auch sie waren im Nu verzehrt, und mit steigender Spannung beobachtete ich die Thierchen. Plötzlich flatterte eins schreiend auf, und fiel um; der Besitzer faßt mit den Worten in den Käfig, „na, was ist denn das?!“ und hob das Huhn auf und stellte es wieder auf die Beine; doch erneute Zuckungen warfen es um, und es verendete vor meinen Augen. Ich, voll Wonne und Dank gegen Gott, eilte zu ihr, da sie in der Nähe, an der Ecke der Französischen Straße, wohnte, und sie kam mir schon mit den Worten entgegen: „Jetzt bin ich wohl ganz geheilt?!“ Sie hatte es vor etwa 10 Minuten gefühlt, wie ihr der Kopf und das Herz so ganz leicht und ihr überhaupt so wohl geworden war, daß sie das Gesangbuch aufgeschlagen und das Lied gelesen hatte: „Nun danket Alle Gott!“

Neunundvierzigster Abschnitt.

Lügenhafter Polizei-Bericht, und Audienz bei dem Herzoge Heinrich.

Bald nach Vollendung dieser Cur machte ich, eingedenk der ersten Prophezeihung Sohn's, einen Abstecher nach Cöthen, um das Terrain ein wenig zu recognosciren, und die Namen derjenigen Personen kennen zu lernen, die der Homöopathie zugethan und nicht ohne Einfluß beim Landesherrn wären. Unter diesen wurde mir der damalige Oberstlieutenant von Davier genannt, und von Potsdam aus schrieb ich an denselben, sandte meine Schrift „Hahnemann's Todtenfeier“ mit, und legte gleichzeitig ein Gesuch an den damals regierenden Herzog Heinrich von Cöthen bei, worauf mir folgende Antwort wurde:

Ew. Wohlgeboren

sehr verehrliches Schreiben vom 18. dieses habe ich das Vergnügen gehabt richtig zu empfangen, das für Se. Hoheit beigefügte Schreiben Ihrem Wunsche gemäß persönlich unterthänigst überreicht, und Höchstdemselben zugleich Ihre herausgegebene „Hahnemann's Todtenfeier“ mit zu Füßen gelegt. Se. Hoheit, der Herzog, mein gnädigster Herr, haben das von Ihnen empfangene Schreiben der Herzogl. Medicinal-Direction (dem gewöhnlichen Geschäftsgange gemäß) zur Berichterstattung übergeben, und lesen „Hahnemann's Todtenfeier“ von Ihnen mit großem Interesse.

Obgleich ich mir nicht anders denken kann, als daß von der hiesigen Medicinal-Direction nur günstig für Ihr Gesuch Bericht erstattet werden kann, so würde auch, selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, der Herzog gewiß nur ganz triftigen Einwendungen Gehör geben, und sonach glaube ich den besten Erfolg. Da Ihr Weg auf einer Reise nach Thüringen Sie hier durchführt, so rechne ich auf das Vergnügen, Sie bei dieser Gelegenheit hier zu sehen, und erspare demnach alles Weitere auf mündlich.

Unter Versicherung meiner besonderen Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu beharren

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

(gez.) von Davier.

Cöthen, am 29. Juli 1846. Oberstlieutenant.

Sr. Wohlgeboren
dem Director der homöopathischen Heilanstalt
für Arme und Hülfsbedürftige
Herrn Dr. Arthur Lutze
zu
Herrschaftlich. Potsdam.

Beim Empfang dieses Schreibens war ich wieder in Potsdam, um den Rest meiner Sachen zu ordnen und zu packen. Da kam einer meiner Patienten, mit dem ich schon früher auf der Post zusammen gearbeitet hatte, und der jetzt im Königl. Polizeibüreau angestellt war, zu mir, und vertraute mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, daß man von Cöthen aus bei der Königl. Polizei-Direction angefragt hätte, und vom damaligen Polizei-Director, der ein Gegner der Homöopathie war, ein Bericht über mich abgegangen, worin mein ganzes Wirken negirt wäre. Es hieße unter Anderem: „ich wäre weder Doctor, noch hätte ich eine Heilanstalt besessen, sondern nur einige Leichtgläubige wären zu mir gekommen, ohne daß von besonderen Erfolgen die Rede gewesen wäre rc. rc.“ Sobald ich von diesem Lügenbericht Kunde erhalten hatte, ward mir klar, daß ich nur durch meine persönliche Anwesenheit seine Unwahrheiten entkräften könnte, wozu ich hinreichende Documente in Händen hatte. Ich reiste so schnell als möglich ab, und kam am 24. August 1846 in Cöthen an, wo ich im Gasthof zum Fasan vor dem Magdeburger Thore abstieg, und mir ein kleines Zimmer miethete. Bei einem Besuche beim Herrn Oberstlieutenant von Davier erfuhr ich schon von dem von Potsdam aus eingegangenen ungünstigen Berichte, und dieser eifrige Anhänger der Homöopathie gab mir die Mittel und Wege an, zum erwünschten Ziele zu gelangen.

Zunächst besuchte ich den Geheimen Regierungsrath Vierthaler, Präsidenten der Herzoglichen Landesregierung, der mich in seiner offenen, geraden Weise mit den Worten empfing: „Na, über Sie hat man schöne Dinge aus Potsdam berichtet; der Polizei-Director muß ein besonders guter Freund von Ihnen sein.“ Ich erzählte nun die Sache, wie sie war, und legte die nöthigen Documente darüber

vor; sodaß dieser Ehrenmann ganz erstaunt darüber war, wie man es bei einer Königl. Behörde hätte wagen können, solchen Lügenbericht über mich abgehen zu lassen. Er sagte mir gleich, dies müsse ich Seiner Hoheit dem Herzoge selbst vortragen, und ich sollte mir sogleich beim Oberhofmeister Freiherrn von Sternegg, dem Schwiegervater des Oberstlieutenants von Davier, eine Audienz erbitten. Ehe ich Herrn Geheimrath Vierthaler verließ, sagte er mir noch, er habe eine Köchin, die an fortwährenden, heftigen Kopfschmerzen litte, ob ich diese wohl davon befreien könne. Als ich erwiederte: hoffentlich sogleich, ließ er dieselbe kommen; ich magnetisirte ihr den Kopf mit wenigen Strichen, und der Schmerz verging nicht bloß sogleich, sondern kehrte auch nie in dem frühern Grade wieder, bis er endlich gänzlich verschwand. Dies war dem Genannten Beweis genug, der Wahrheit getreu, bei jeder Gelegenheit für mich in die Schranken zu treten, und weder Verwandte, noch Ansehn der Person zu schonen, wenn es galt, die Wahrheit zu bekennen. Als z. B. die Landesregierung, meist aus persönlichen Rücksichten, einen abfälligen Bericht über mich an den Herzog Heinrich beschloß, unterschrieb er diesen nicht mit, sondern machte, als Chef der Behörde, einen Separatbericht, der ganz mit den Ansichten des Herzogs selbst übereinstimmte, welcher mich inzwischen persönlich kennen gelernt hatte. In der Audienz bei Seiner Hoheit dem Herzoge Heinrich, legte ich 3 Documente zur Entkräftung des Lügenberichtes aus Potsdam vor. Erstens eine Cabinets-Ordre Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgenden Inhalts:

„Ich bedauere, Ihrem Gesuche vom 24. v. M. nicht entsprechen und Ihnen zu den Vorlesungen, welche Sie zum Besten der unter Ihrer Leitung stehenden homöopathischen Heil-Anstalt zu halten beab-

sichtigen, den Saal des Schauspiel-Hauses in Potsdam nicht bewilligen zu können.

Berlin, den 7. Februar 1844.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An

den Dr. Arthur Lutze in Klein-Glienicke

bei Potsdam.

woraus der Herzog ersah, daß die Verläugnung meiner Heilanstalt eine gewaltige Lüge war. Darauf überreichte ich folgendes Attest des bekannten Bischofs Dr. Eylert in Potsdam, und das seiner Gemahlin:

Herr ꝛc. Arthur Lutze hat mehrere Jahre in Potsdam gelebt und daselbst als homöopathischer Arzt gewirkt. Er war sehr glücklich in der Behandlung der Kranken; Viele wurden durch ihn wieder hergestellt; der Zulauf zu ihm war groß, vorzüglich von Auswärtigen, so daß die Gastwirthe gewannen, und viele Tausende bedauern es, daß er unsere Stadt verläßt. Er war auch Arzt meiner damals 73jährigen Frau; als rettungslos aufgegeben, stellte er sie zwar nicht gleich vollkommen her, aber er linderte doch ihr Brustleiden, und es wurde lediglich durch seine Hülfe besser mit ihr. Wir wissen dies ganz gewiß, und Dankbarkeit und Wahrheit verlangen dieses Zeugniß. Herr ꝛc. Lutze ist während der Behandlung meiner Frau täglich in meinem Hause gewesen, und habe ich ihn als einen Mann von vielen Talenten kennen gelernt. Er hat tiefe Blicke in das System Hahnemann's gethan, und oft war ich Ohrenzeuge des Dankes, welchen Geheilte ihm brachten. Der Wahrheit bin ich dieses Zeugniß schuldig, und wünsche, daß es ihm zur Empfehlung gereichen möge.

Potsdam, den 20. August 1846.

(L. S.) Bischof Dr. Eylert.

74 Jahr alt, wurde ich im vorigen Sommer 1844 sehr krank, litt an Nervenschwäche und Brustkrämpfen. Ich brauchte zwei der geschicktesten Aerzte, die gewiß nach ihrer besten Einsicht und Ueberzeugung verfuhren, und beide erklärten mein Uebel — der Eine für einen organischen Herzfehler, und der Andere für ein verstecktes hämorrhoidalisches Leiden. Ich wurde aber kränker, und fühlte mich immer schwächer; und wie sie mir gar nicht mehr helfen konnten, brauchte ich den homöopathischen Arzt Dr. Lutze. Durch seine gelinden Mittel, wie durch die vorgeschriebene Diät, wurde mir zwar nicht gleich geholfen, doch das Uebel wurde schwächer, und die krampfhaften Ohnmachten, die dann wiederkehren wollten, wenn sie schon im Anzuge waren, hörten allmählich auf, wenn ich die mir vorgeschriebene Arznei gebrauchte: zum offenbaren Beweise, daß die heilende Kraft doch in diesen Verordnungen lag. Der ꝛc. Lutze sagte mir den Gang der Krankheit bestimmt vorher, und wie er gesagt, ist es auch gekommen. Vollkommen bin ich genesen, und es leidet keinen Zweifel, daß ich dem ꝛc. Lutze nächst Gott meine Wiederherstellung verdanke.

Der Wahrheit und Dankbarkeit bin ich dieses Zeugniß schuldig; ich gebe es mit dem Wunsche, daß es ihm nützlich werden möge, und zur Beglaubigung, daß ich dasselbe selbst geschrieben, unterzeichne ich mich nebst meinem beigefügten Siegel in eigener Unterschrift.

Potsdam, den 25. Juni 1845.

(L. S.) Die Bischöfin Eylert, geb. F. Löbbeke.

Der Herzog nickte bei Lesung dieser Atteste mehrmals wohlgefällig, und gab sie mir mit einigen freundlichen, anerkennenden Worten zurück.

Da überreichte ich das letzte von Seiner Excellenz, dem General-Lieutenant von Ledebur in Potsdam:

Dem Wunsche des Herrn Dr. Arthur Lutze gemäß bezeuge ich demselben mit Vergnügen, daß derselbe durch die homöopathische Heilmethode, während seines Aufenthalts hierselbst, nicht allein mir persönlich und auch meiner Familie auf die schnellste Art Hülfe verschafft, sondern auch in den Jahren seines Hierseins, wie ich gehört, viele sehr gute Curen innerhalb und außerhalb Potsdams vollführt hat, auch mich selbst einige Tage davon überzeugt habe, wie sehr groß der Zudrang von Hülfe bei demselben suchenden Individuen war, da er diese Paar Tage sein Geschäfts-Lokal mit in meiner Wohnung hatte, und daher demselben von ganzem Herzen Glück zu seiner fernern homöopathischen Laufbahn wünsche.

Potsdam, den 20. August 1846.

(L. S.) von Ledebur,
Königl. Preuß. General-Lieutenant
zur Disposition.

Als der Herzog dies gelesen hatte, sagte er freudig: „Ei! das ist ja ein lieber Regiments-Camerad von mir!" und fügte hinzu: „Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß eine Preußische Behörde es wagen dürfte, einen so einseitigen, in vieler Beziehung gänzlich unwahren Bericht abzufassen." Der Herzog Heinrich entließ mich sehr huldvoll, ohne jedoch eine bestimmte Resolution zu ertheilen, welche er sich vorbehielt. Er sprach jedoch seine Anerkennung darüber aus, daß mir auch hier schon mehrere Curen gelungen wären.

Durch diese Aeußerung des Landesherrn hatte ich halb und halb, gewissermaßen wenigstens, eine Art Erlaubniß

zur Praxis; doch sehr bald war ich genöthigt, mir eine zweite Audienz zu erbitten. Es war nämlich eine Anzeige von Seiten der Medizinalbehörde eingebracht, als hätte ich es versäumt, eine wassersüchtige Frau abzuzapfen. Da eine solche Operation jedoch nach den Grundsätzen der Homöopathie durchaus nicht angezeigt, jene Frau nach der von Allöopathen gemachten Operation auch bald gestorben, was eine stillschweigende Rechtfertigung für mich war, so wollte ich dies dem Landesherrn gern selbst vortragen. Ich bekam auch eine Audienz, in welcher ich dem Herzoge Alles auseinandersetzte, worauf er mir sehr huldvoll erwiederte: „Er wisse es recht gut, daß Alles das nur Brodtneid sei; doch werde er sorgen, daß ich vor ähnlichen kleinlichen Angriffen gesichert würde.“ Dies hat der edle Monarch auch redlich gehalten, denn in seiner von ihm selbst ausgearbeiteten Resolution, die ich kurze Zeit darauf erhielt, heißt es ausdrücklich unter Nr. 6:

> „Nach diesen Bestimmungen wird Bittsteller der medizinalpolizeilichen Aufsicht theilweise entbunden, und unterliegt fast gänzlich nur der reinpolizeilichen Ueberwachung. Es ist demgemäß die Medizinaldirection mit Instruction zu versehen, und insbesondere dahin anzuweisen, daß sie in Bezug auf ihn eine mehr beobachtende Stellung einzunehmen habe.“

Interessiren wird es jeden Leser, zu erfahren, welch trauriges Ende der Polizei-Director genommen, der seinen Lügenbericht über mich erlassen. Derselbe wurde als Ober-Regierungsrath nach einer größern Stadt versetzt, hat dort die Casse angegriffen, wurde ins Gefängniß gebracht, und sollte sich, nach der Aussage Einiger, dort erhängt haben. Dem ist jedoch nicht so; er hat zu entkommen gewußt, und ist gegenwärtig Kellner und Tanzmeister in New-York in Amerika.

So straft sich jedes Unrecht in der Regel selbst; und ich kann es von Vielen, die sich in ähnlicher Weise gegen mich vergangen, nachweisen, wie sie ihre Strafe von der Vorsehung empfingen.

Funfzigster Abschnitt.

Mein Einzug in Cöthen. Ueberraschende Heilungen, und die Cabinets-Ordre des Herzogs Heinrich.

Jetzt lasse ich die Beschreibung meines Einzuges in Cöthen folgen, wie ich denselben bereits im Jahre 1858 beschrieb:

Am 24. August 1846 zog ich in Cöthen ein, und trotzdem ich grundsätzlich keine Arznei ausgab, (um mir die erbetene Erlaubniß dazu durch Vorgreifen nicht zu verscherzen) geschahen doch in den ersten Tagen schon eine Menge Heilungen durch Lebensmagnetismus, die sich schnell verbreiteten, und auch zu den Ohren des damals regierenden Herzogs Heinrich kamen. Soeben aus dem Wagen gestiegen, wurde ich schon zum damaligen Eisenbahn-Inspektor Bredow gerufen, der, nach Angabe des Arztes, an einer Lungen-Entzündung litt, und es vor Stichen und Beklemmung nicht aushalten konnte. Wenige Striche meiner Hand nahmen Stiche und Beklemmung weg, und er genas augenblicklich. Der Herzog Heinrich überzeugte sich selbst von dem Geschehenen. Die nächste Heilung geschah am Glasermeister Walter (neben der Töchterschule), der durch einen sogenannten Hexenschuß so steif war, daß er sich gar nicht bewegen konnte, sondern regungslos ausgestreckt auf dem Sopha lag. Ein Strich meiner Hand gab ihm die frühere Gelenkigkeit wie-

der, er stand auf und ging an seine Arbeit, und erzählt es noch heute mit Vergnügen jedem Fragenden. Die dritte Heilung geschah an Ida Kaufmann, der 3- bis 4jährigen Tochter des Gastwirths zum Fasan, zu dem ich gezogen war. Sie hatte die häutige Bräune, war vom Arzte aufgegeben, und als ich ihr in den Mund hauchte, löſten sich die Häutchen im Kehlkopf, die sie ausspie, und genas. Aehnlich geschah es mit dem Reichel'schen Kinde, das an der häutigen Bräune gänzlich aufgegeben war, und der behandelnde Arzt erklärt hatte, wenn auch zehn Professoren kämen, so könnte dies Kind nicht mehr gerettet werden, denn das dritte Stadium wäre schon herangerückt. Ich hauchte dem Kinde auch in den Mund, gab ihm aber zugleich 1 Körnchen homöopathischer Arznei auf die Zunge (Phosph. 300), und siehe, nach einer halben Stunde fing es an zu husten, und die trichterförmigen Häute schnellten aus dem Halse auf die Bettdecke, und es war gerettet. Auch der gelähmte Arm der Jungfer des Ober-Hofmeisters Freiherrn v. Sternegg wurde durch wenige magnetische Striche geheilt, ebenso die Köchin des Geheimen Regierungs-Raths Vierthaler von chronischem Kopfschmerz, und eine seit acht Jahren durch Gicht steif gewesene Frau stieg mit Leichtigkeit die Stufen zum Landesvater hinauf, um denselben zu bitten, daß er mir die Niederlassung gewähre.

So wurde in den ersten Tagen meines Hierseins meine Hand gesegnet, als ob die Vorsehung es gewollt hätte, daß Alles gelingen sollte, da ich mich nicht erinnern kann, zu irgend einer andern Zeit so unter den Krankheiten gehaust zu haben, daß jedes Uebel verschwand, das ich berührte.

Wie ein Lauffeuer ging dies Alles durch die Stadt, und in gleichem Maße, wie nun Bittschriften an den Landesherrn eingingen, mir die Praxis zu gestatten, gingen von der andern Seite (ja selbst von einem homöopathischen Arzte) Gesuche ein, mich auszuweisen.

Der Herzog Heinrich prüfte Alles selbst, erklärte das Gebaren der Aerzte sehr richtig für „reinen Brodtneid", und erließ am 30. October 1846 die eben so weise, wie leutselige Cabinets-Ordre, die er selbst ausgearbeitet hatte, denn das Original von seiner Handschrift liegt noch im Cöthen'schen Archiv.

An unsere Landes-Regierung.

Bei Rückgabe des Vortrages der Landes-Regierung vom 15. September c. in Betreff der Gesuche des ꝛc. Lutze um seine Niederlassung in hiesigen Landen und Erlaubniß zur ärztlichen Praxis, nebst Anlagen, ertheilen Wir folgende Resolutionen:

1. Die förmliche Niederlassung wird dem Bittsteller nicht gestattet.

2. Dagegen wollen Wir ihm vorläufig den temporären Aufenthalt im Herzogthum auf die Dauer von drei Monaten, de 1. November c. an gerechnet, so lange in Gnaden nachlassen, als es sich nicht bei sorgfältiger Untersuchung herausstellt, daß er durch seine Curmethode Nachtheil bewirkt, oder daß er obrigkeitliche Befehle nicht befolgt hat, oder sei es auch nur durch Anklagen und nicht zu erweisende Beschuldigungen in Schrift und Wort, sich eines gehässigen Benehmens und überhaupt einer tadelnswerthen Führung schuldig macht.

3. Genügt er für jetzt und in Zukunft diesen Bedingungen, so wird ihm in Aussicht gestellt, nach Ablauf der gedachten drei Monate eine fernere Verlängerung seines temporären Aufenthalts im Herzogthume zu erhalten, während ihm zugleich von jetzt ab bis auf Weiteres die zeitweise Erlaubniß ertheilt wird, in dessen Umfange äußerliche und innerliche Curen an Inländern und Ausländern zu unternehmen. Er muß sich aber hinsichtlich dieser Curen

4. dahin verpflichten, wöchentlich an die Ortspolizeibehörde, Behufs deren Berichterstattung an die Landesregierung, eine genaue Nachweisung derjenigen namentlich aufzuführenden Personen mit Angabe ihrer Krankheiten einzureichen, welche er im Laufe der Woche behandelt hat.

5. Kommt der ꝛc. Lutze dem Vorstehenden nach, so darf er auch selbst dispensiren, jedoch nur so lange, als er auf Erfordern nachweisen kann, daß er dabei streng nach den Grundsätzen der Homöopathie verfahre.

6. Nach diesen Bestimmungen wird Bittsteller der medizinalpolizeilichen Aufsicht theilweise entbunden und unterliegt fast gänzlich nur der reinpolizeilichen Ueberwachung. Es ist demgemäß die Medizinaldirection mit Instruction zu versehen, und insbesondere dahin anzuweisen, daß sie in Bezug auf ihn eine mehr beobachtende Stellung einzunehmen habe.

7. Wenn Wir hierdurch einerseits die Wünsche derjenigen Unterthanen zu befriedigen beabsichtigen, welche sich einer homöopathischen oder animalisch-magnetischen Behandlung in ihren Krankheitszuständen zu überlassen wünschen, so sind andererseits die resp. Aerzte und Apotheker des Herzogthums darauf zu verweisen, daß auch früher schon zwei homöopathische Aerzte sich innerhalb desselben habilitiren durften, und daß, wenn die ärztliche Praxis des ꝛc. Lutze völlige Genesungen oder sonstige gute Erfolge herbeiführt, die bei früherer Behandlung nicht eintraten, sie aus allgemeiner Menschenliebe darüber nur Freude empfinden müssen, während, wenn dessen Curmethoden sich nicht bewähren, die Verluste, welche ihnen aus Humanitäts-Rücksichten auferlegt werden, nicht von langer Dauer sein würden.

8. Sollte die Abänderung betreffender, gesetzlicher Bestimmungen sich als nothwendig erweisen, so erwarten Wir darüber die Vorschläge der Landes-Regierung.

Uebrigens tragen Wir derselben auf, von den fraglichen Zeugnissen der Aerzte Stapf und Groß aus Naumburg und Jüterbogk vidimirte Abschriften bei den Acten aufzubewahren, falls der Lutze deren Rückgabe verlangt. Auch hat sie spätestens nach Verlauf von drei Monaten in der Lutze'schen Angelegenheit ferner an Uns zu berichten.

Roßlau, den 30. October 1846.

Heinrich.

Hierdurch war Alles zum Schweigen gebracht, einige hämische Angriffe blitzten auch ab, und nun konnten die Kranken ungestört geheilt werden.

Bei meiner Ankunft in Cöthen hatte ich mir im Gasthofe zum Fasan ein Stübchen gemiethet, gerade über der Hausthür nach der Stadt zu; bald mußte ich nun die zweite, die dritte Stube, und endlich das ganze obere, und einen Theil des untern Stockwerks miethen, so daß ich 22 Fenster inne hatte, weil der Andrang von Kranken, auch solcher, die bei mir wohnen wollten, immer größer wurde.

Einundfunfzigster Abschnitt.

Gedicht von Nera.

Auch an Poesie fehlte es nicht, und ein in meiner neuen Heilanstalt geheilter Dichter-Genius überraschte mich mit

folgendem bereits gedruckten Gedicht, das auch vom Herzog Heinrich freundlich aufgenommen wurde.

Dr. Arthur Lutze vor dem Herzog Heinrich von Cöthen.

Ein Gedicht von Nera.

Motto:
Der echte Weise zermalmt Wahn und Vorurtheile freudig unter seinem kraftvollen Tritte, um Raum für den Altar der ewigen Wahrheit zu gewinnen.
Hahnemann.

Erste Dedication:

Seiner Hoheit dem Herzog Heinrich von Anhalt-Cöthen in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Nera.

Motto:
Groß ist, wer Gutes will; wer Gutes schafft
Ist größer noch, denn ihm gehört die Kraft;
Und wer die Kraft zum Besten nur verwendet,
Der lebet fort, weil nie sein Wirken endet!
Arthur Lutze.

Zweite Dedication:

Dem Doctor und Practiker der reinen Homöopathie Herrn Arthur Lutze zu Cöthen in dankbarer Anerkennung geweiht.

Motto:
Was grämt Dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt, und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist — aufzuhellen!
Herder.

Das Genie, die Urkraft alles Lebens,
Achtet nicht der hergebrachten Form,
Seinen Flug zu hemmen ist vergebens,
Für sein Handeln giebt es keine Norm;
Darum bleibt es ewig ein Vermessen,
Es nach hergebrachtem Maß zu messen;
Wie der Blitz schlägt zündend es herab,
Und, wie er, hat es nicht Wieg' und Grab. —

Cöthens Herzog dachte so vor Jahren,
Als der Heilkunst Christus dort erschien;
Seine Größe durft' er offenbaren; —
Niemand wagte ihn herab zu ziehn
Von dem Altar heil'ger Menschenliebe;
Denn es sprach, beseelt von gleichem Triebe,
„Heile hier!" der weise Ferdinand,
„Ich beschütze dich mit meiner Hand!"

Und mit lautem Jubel rief die Menge
„Heil und Preis" dafür dem Herzog zu;
Schmerzensseufzer wurden Dankesklänge,
Cöthen war die Wiege süßer Ruh'
Aller Schmerzgequälten, Schlummerlosen;
Hahnemann erweckte wieder Rosen
Auf den Wangen, die des Todes Weiß
Schon bezeichnet für der Gräber Kreis.

Doch, da nur die Geister ewig leben,
Und die Heilkunst nie den Tod bezwingt,
Mußte auch ihr Meister sich ergeben
Und sein Fürst dem Mächt'gen unbedingt.
Aber nur die Hüllen Beider sanken,
Ihre Geister wählten andre Schranken,
Zu den Menschen kehrten sie zurück,
Fort zu spenden ihnen Heil und Glück.

Heinrich wurde von dem Geist umfangen,
Der nicht folgte in die Fürstengruft;
Und um Arthur Lutze's Stirne schlangen
Blüthen sich wie Sonnenlicht und Duft.
Hahnemann blickt im Verklärungsglanze
Aus dem wunderbaren Blumenkranze,
Sprechend: „Sei mein Jünger! ziehe hin —
Aufgeschlossen liegt vor dir mein Sinn!"

„Du bist Arzt und darum mußt du heilen —
Das Genie wird niemals, weil es ist! —
Mag dein Blitzen bald die Nacht zertheilen,
Daß in ihr nicht unsrer Feinde List
Unser heilig Wollen untergrabe;
Reiche Jedem meiner Heilkunst Habe,
Dir vertrau' ich sie, weil Du erfaßt
Sie mit heil'ger Gluth und Wahrheit hast!"

Von dem Meister also angesprochen
Hatte Arthur keinen Willen mehr;
Auf der Bahn, die Hahnemann gebrochen
Zog er hin, begleitet von dem Heer
Derer, die sich glaubend an ihn wandten,
Weil sie in ihm Hahnemann's Gesandten
Deutlich sahen an der Wirkung Kraft,
Die mit Kleinstem stets das Größte schafft. —

Doch da neues Heil die Welt zu nehmen
Niemals ohne Widerstand versteht,
Mußte bald den Kampfruf man vernehmen,
Den zu stürzen, den ein Gott erhöht.
Solches rechnet sie zu ihren Pflichten,
Ach, und grausam pfleget sie zu richten!
Hehre Größe in den Staub zu ziehn
Daran setzt sie freudig ihr Bemühn.

Fort! Fort! — tönt es — mit dem Wunderthäter!
Seine Kunst ist eitel Lug und Trug!
An der Heilkunst wird er zum Verräther,
Darum Fluch ihm, Fluch ihm, ewig Fluch!
Nicht vermag sein König ihn zu schützen,
Seine Feinde haben mächt'ge Stützen,
Aus dem Vaterlande geht er fort,
Sich zu suchen einen fremden Hort.

Läßt Du Deutschland Deinen Jünger ziehen,
Der Dir weihte Jugendkraft und Muth?
Wird mit ihm nicht auch der Segen fliehen,
Der ihn krönte mit Begeistrungsgluth? —
Soll bei Dir Gerechtigkeit noch schwanken?
Hast Du auch für Wohlthun ehrne Schranken?
Ist Dein Herz, o Deutschland, nicht so groß,
Ihn zu wahren in der Heimath Schoß? —

Zwischen England und Italien schwanken
Schon die Würfel, die er in der Hand —
Da auf einmal ziehen die Gedanken
Hin nach seines Meisters Wirkungsland.
Cöthen, Cöthen, ruft er, wo die Manen
Hahnemann's die Herzen stündlich mahnen
An die Wunder, die der Meister that,
Ja, ich fühl' es, dahin führt mein Pfad!

Und nun er gewallet zu dem Lande,
Das ihm immer ein gelobtes war,
Weil die Lehre, die er stets bekannte,
Hier gefunden Schützer und Altar;
Tritt auch er, mit seines Meisters Bitte
Vor des Fürsten Thron, mit kühnem Schritte;
Weil er sich nichts Anderes bewußt,
Als der Menschenlieb' in seiner Brust.

Denn was that er Andres je als heilen?!
Hülfe bringen und manch tröstend Wort?!
Mit dem Dürft'gen seine Habe theilen?!
Wie die Kunde geht von Ort zu Ort.
Sollte sich ein Herrscher noch besinnen?
Könnt' er fragen noch — was zu beginnen?
Herzog Heinrich war sich längst bewußt,
Was ein Menschenherz in Fürstenbrust!

Heil, o Heil dem Herzog! ruft die Menge,
Einen neuen Helfer gab sein Wort.
Eilet zu Ihm unsres Dankes Klänge!
Er ist Lutze's, Er ist unser Hort!
Herzog Heinrich wurde ja umfangen
Von des Bruders Geist, und darum bangen
Nimmer wir für uns, nur Glück und Heil
Wird aus seiner Hand des Landes Theil.

Möge lange, lange noch regieren
Seine milde, väterliche Hand;
Möge Weisheit Seine Krone zieren,
Die, wie immer, hier das Rechte fand. —
O, wie Vielen gabst Du neues Leben
Dadurch, daß Du gnädig hast gegeben
Uns den Jünger unsres Hahnemann;
Nimm nun huldvoll unser Danken an!

Nicht als Held nur kann man groß sich zeigen,
Größer, höher kann als Mensch man sein;
Nimmer wird die Weltgeschichte schweigen
Von den Großen, die dem Volk sich weih'n!
Glücklich waren ihre Unterthanen —
Ewig wird man ihren heil'gen Manen
In des Volkes Herzen Tempel baun,
Heil den Fürsten, welche dort zu schaun!

Zweiundfunfzigster Abschnitt.

Meine Verheirathung. — Heilung des Grafen Hahn.

Nachdem ich die Wirthschaft mit Hülfe einer Verwandten allein geführt hatte, verheirathete ich mich am 14. November 1847 mit der Tochter des damaligen Predigers Lautsch in Aschersleben, Auguste Lautsch, welche sich gleich mit Lust und Liebe meiner Correspondenz annahm; weil ich nicht im Stande gewesen war, Alles zu bewältigen, obgleich ich schon einen Assistenz-Arzt zur Seite hatte.

Meine jetzige Frau hatte ich schon 10 Jahre zuvor in Halberstadt als lustiges Mädchen, mehr noch Kind, kennen gelernt, und sie war es, die eines Abends, als ich bei ihrem Vater saß, hereinsprang und rief: „wie ist die Luft so warm und weich“, worauf ich ihr erwiederte:

Warm und weich sei stets dein Mädchenherz;
Warm bei Andrer Freuden, weich im Schmerz:
Sieh, dann gleichst du jenen Frühlingswinden,
Die uns Paradiesesglück verkünden.
Warm und weich — das sei dein Losungswort —
Und beglückt gehst du durchs Leben fort!

Nach zehn Jahren sah ich sie wieder, als mein alter Freund, der Pastor Lautsch, mich wegen seines Magenübels consultirte. Besonders zog mich ihr musikalisches Talent an, daß sie mit Gefühl sang und spielte, vor Allem aber ihre Fertigkeit im Orgelspielen, so daß sie während eines Urlaubes des Organisten, die Orgel während des Gottesdienstes versah. Acht Tage nach dem ersten Besuch verlobten wir uns, und sechs Wochen darauf fand die Hochzeit statt.

Noch in demselben Jahre wurde mir das Haus des Mundkochs Desbarats zum Kauf angetragen, und seiner angenehmen Lage wegen dringend empfohlen, so daß ich darauf einging, und im April 1848 einzog. Es war da-

mals eins der größten Häuser in Cöthen, von 6 Fenstern Front, dem Schloß-Park gegenüber, an beiden Seiten vom Garten umgrenzt, der damals nur einen Morgen groß war. Hinter dem Wohnhause stand mitten im Garten ein Nebengebäude mit Wagenremise, Stallung, Waschhaus und einigen Wohnstuben unter dem Dache.

Bald nach der Besitznahme ließ ich das Nebengebäude zu Wohnungen einrichten und dabei einen ziemlich großen Saal zur Poliklinik. Im Haupthause wohnte ich und verschiedene auswärtige Kranke, deren stets viele aus Deutschland, England und selbst aus West-Indien bei mir Aufenthalt und Hülfe suchten.

Eine Aenderung im ganzen Haushalt machte der Aufenthalt des Grafen Hahn aus Schloß-Basedow in Mecklenburg-Schwerin, zu dem mich ein scheinbarer Zufall führte. Ich fuhr mit der Gräfin Reichenbach, der Schwester der Gräfin Hahn, von Dessau nach Cöthen in einem Coupee. Das Gespräch kam auf Krankheiten verschiedener Art, und die Gräfin sagte fragend: „Die Gicht ist wohl nicht zu heilen?“ Als ich ihr dies ausführlich erörterte, fragte sie: „Sind Sie vielleicht der Dr. Lutze?“ — Als ich es bejahte, bat sie mich: „O kommen Sie mit mir nach Basedow.“ Ich lehnte es ab, einmal, weil ich grundsätzlich nie zu Kranken komme, ohne daß diese es ausdrücklich verlangen, dann aber auch, weil ich selbst schwere Kranke in meinem Hause hatte, und schlug ihr den Dr. Rath in Magdeburg vor, da sie diese Stadt passiren mußte. Sie aber bat mich immer dringender, so daß ich ihr versprach, wenn ich meine Kranken in der Heil-Anstalt besorgt hätte, und der Zug dann noch nicht fort wäre, so wollte ich kommen. Nachdem ich Alles geordnet, war der Zug eben zur Abfahrt bereit und ich fuhr mit, kam Abends 10 Uhr nach Schloß-Basedow, wo ich erfuhr, daß der Graf Hahn bereits 8 Tage lang fast Nichts gegessen hätte, weil die Aerzte ihn von gu-

ter Kost plötzlich, der Gicht wegen, auf Wassersuppe gesetzt hatten, die ihm widerstand, und nunmehr eine Versetzung der Gicht auf den Magen stattgefunden hatte. Die Aerzte gaben ihm höchstens noch 2 Tage Frist, und er hätte in diesem Zustande, bei der grenzenlosen Schwäche, auch nicht länger leben können. Seit mehreren Tagen hatte er nicht mehr geschlafen, und das Erste war, daß ich ihm ein fieberstillendes Mittel (Aconit x) gab; darauf suchte ich ihn durch einige magnetische Striche vom Kopf bis zu den Füßen zu beruhigen, und er schlief auch wirklich ein, und nachdem er mehrere Stunden ruhig geschlummert hatte, war das Fieber größtentheils verschwunden, und ich richtete meine Mittel (Nux v. u. Bry.) hauptsächlich darauf, die Versetzung der Gicht aus dem Magen zu entfernen, was auch schnell gelang, denn am nächsten Morgen traten wieder die Schmerzen in den Knieen ein, und der Graf war gerettet.

Unmöglich konnte ich mich länger aufhalten, gab deshalb alle nöthigen Verordnungen, ließ das Zimmer täglich mehrmals lüften, was bis dahin gar nicht geschehen war, und es besserte sich nun von Tag zu Tag, so daß der Graf Hahn nach 6 Wochen die Reise nach Cöthen unternehmen konnte, wo er zwar noch von fünf Menschen, unter Schmerzen, in mein Haus getragen wurde; doch Jedermann in Cöthen weiß, daß er nach 3 Monaten den Ball im Restaurationsgebäude zu Ehren des Geburtstags Sr. Hoheit des Herzogs Leopold besuchte, und ohne Beschwerden eine Polonaise tanzen konnte.

Die Heilung des Grafen Hahn machte viel Aufsehen in den weitesten Kreisen; namentlich aus Mecklenburg kamen die meisten schwer Kranken her; die Kunde zog sich langsam weiter nach Lauenburg, Schleswig-Holstein und Dänemark, jetzt bis Schweden und Norwegen; denn aus allen diesen Ländern bekomme ich täglich Krankenberichte, und wer reisen kann, kommt selbst.

Hierdurch wurde auch die Einnahme größer, und ich dachte bei dem sich immer vermehrenden Zudrange von Kranken an einen Anbau an mein Haus, wozu mir jedoch immer die Mittel noch fehlten, da ich, ohne weiteres Vermögen, nur auf meine tägliche Einnahme angewiesen war.

Durch den längern Aufenthalt der Gräflich Hahn'schen Familie in meinem Hause, denn auch die Gräfin Hahn und die Comtesse Anna begleiteten den Patienten mit einer zahlreichen Dienerschaft und mehreren Equipagen, hatte ich seit dem Jahre 1851 eine andere Ansicht von manchen Lebensfragen gewonnen. Seit meiner frühesten Jugend nämlich hatte ich, trotz meiner großen Einnahme in Potsdam und in Cöthen (die doch damals schon 10,000 Thaler jährlich überschritt), ein sehr einfaches Leben fortgesetzt. Ich aß ebenso einfach, wie alle meine Leute, hatte mir z. B. noch nie eine Flasche Champagner gekauft, obgleich ich denselben sehr gern trank, weil ich es für Verschwendung hielt, und ließ meine Röcke z. B. nur mit wollenem Zeuge füttern, während jeder Andere Seide dazu verwendete.

Bei der Gräflich Hahn'schen Familie, die sonst sehr fromm und gottesfürchtig lebte, sah ich nun im Gegensatze dazu den größten Luxus in Allem; sah aber auch, wie manche arme Professionisten durch deren Bestellungen empor kamen, und sich deshalb mehr und bessere Waare anschaffen konnten, als zuvor; und dadurch wurde mir klar, wie der Reiche gewissermaßen eine Verpflichtung hat, überall das Schönste und Beste zu kaufen, damit sein Geld in Umlauf komme, und auch die Armen davon gewinnen; denn wo viel Geld ausgegeben wird, da kommt es Allen zu Gute, und ich halte es seit jener Zeit für Geiz, wenn ein Reicher sich ärmlich kleiden, und bei dem Ankauf kostbarer Sachen so bedenken will, wie es für den weniger Bemittelten Pflicht ist.

Deshalb schaffte ich mir im Jahre 1851 auch ein Pferd und einen Wagen an; doch Beides noch klein, weil die neugewonnene Lehre erst langsam, nach und nach von mir gefaßt wurde.

Höchst komisch war meine erste Fahrt mit dem für 50 oder 60 Thaler erstandenen Pony. Ich steuerte nach Klepzig zu, um einen Kranken zu besuchen. Klepzig ist eins der nächsten Dörfer bei Cöthen, auf der Straße nach Dessau, wohin ich mit meinen jetzigen Pferden in 10 Minuten fahre; ich brauchte aber eine volle Stunde, und im Gasthause ließ ich das Pferd füttern, damit es zum Rückweg rüstig wäre, so daß ich dann endlich nach 2—3 Stunden wieder zu Hause anlangte, und vielen Spaß darüber erleben mußte. Bald darauf wurde mir ein großes Pferd, mit Namen Almansor, angeboten, welches ich kaufte, und es viele Jahre besessen habe, weil es eben so gut, als schnell war, so daß ich nach Dessau ($2\frac{3}{4}$ Postmeilen) in $1\frac{1}{4}$ Stunde fuhr, ohne nur die Peitsche zu berühren. Später hielt ich 2 oder 4 Pferde. Letztere zu größeren Partieen mit einem Omnibus, den ich für die Heil-Anstalt angeschafft hatte.

Dreiundfunfzigster Abschnitt.

Reise nach Paris, Putbus und Kopenhagen. Bau der neuen Klinik. — Lutze-Thaler.

Im Jahre 1852 machte ich eine Reise nach Paris, um mir die dortigen Hospitäler, die wegen ihrer zweckmäßigen Einrichtung berühmt sind, anzusehen, und das Beste davon für mich zu benutzen.

Im Jahre 1853 reiste ich nach Putbus auf der Insel Rügen, eigentlich, um in der Stille, an meinem „Lehrbuche der Homöopathie" arbeiten zu können; doch es kamen bald täglich so viele Kranke zu mir, daß meine Zeit dadurch in Anspruch genommen war. Im Spätherbst desselben Jahres wurde ich wegen eines sehr kranken Kindes nach Kopenhagen gerufen, wohin ich um so lieber ging, als die Cholera damals dort wüthete, und ich hoffte, für die Homöopathie dabei thätig sein zu können, weil diese sich bei der Behandlung der Cholera überall so glänzend bewährt hatte. Ich nahm jedoch einen mir empfohlenen Bildhauer aus Berlin mit, theils um in so gefährlicher Zeit nicht allein zu sein, theils damit dieser strebende Künstler die Werkstatt und das Museum des berühmten Thorwaldsen kennen lernen sollte.

Auf dieser Reise ward der Plan zu dem Standbilde Hahnemann's entworfen, welches zu dessen hundertjährigem Geburtstage am 10. April 1855 in Mitten meines Gartens errichtet wurde. Der Bildhauer blieb indessen in meinem Hause. Ich ließ im Frühjahr 1854 das Atelier im Garten bauen, in welchem Hahnemann's Standbild modellirt und gegossen wurde, und welches später zu einem Orangeriehause umgewandelt worden ist.

Das Bedürfniß zu einem Anbau wurde immer dringender. Die Anzahl der Kranken, welche die Poliklinik besuchten und Aufnahme in der Heil-Anstalt zu finden hofften, vermehrte sich täglich, und die Räumlichkeit war doch sehr beschränkt. Da beschloß ich, an der Nordost-Seite meines Wohnhauses ein dreistöckiges Haus anzubauen, welches nur Krankenzimmer enthalten sollte; doch als ich dem hiesigen Bürgermeister den Plan des mit Stuckatur verzierten Hauses vorlegte, meinte dieser, es wäre schade, daß ein so schönes Haus hinter dem alten gewölbten Thore und dem

daneben befindlichen, winzigen Thorschreiber-Hause stände, und eine Bitte an Seine Hoheit den Herzog Leopold würde mir gewiß die Wegnahme dieser beiden Bauwerke gewähren, so daß mein neu zu erbauendes Haus dann die Ecke bis zum Thore einnähme, welches letztere, dem Neubau entsprechend, von Gußeisen errichtet werden könnte.

Mit Freuden ergriff ich diesen Gedanken; ein Bildhauer fertigte schnell einen Entwurf von der Ansicht des neu projectirten Hauses, und ich fuhr damit nach Dessau zu unserm Landesherrn, der stets die Kunst befördert hat und sich namentlich für Bauwerke interessirt.

Ich erhielt nicht gleich die Entscheidung, doch Seine Hoheit nahm den Plan huldreich auf, und schien nicht abgeneigt zu dessen Ausführung zu sein.

Am nächsten Tage kam der hohe Herr zu meiner größten Ueberraschung selbst zu mir, besah die Lokalitäten von allen Seiten und ertheilte mir vorläufig die Bewilligung zum Abbruch des alten Thores nebst Thorschreiberwohnung, mit der Bedingung, daß ich meinem Hause gegenüber, an der Ecke des Schloßgartens, ein neues Haus für den Thorschreiber bauen und ein Thor von Eisen errichten ließe, zu welchem die Staatskasse jedoch einen Zuschuß von circa 1000 Thalern geben wolle.

In der nächsten Nacht entwarf ich nun den Plan zur innern Einrichtung des neuen Gebäudes. Jedes Stockwerk sollte die Höhe von circa 15 Fuß haben, demgemäß große Fenster, und für jedes Krankenzimmer eins, welches auch nicht ohne ärztliche Rücksicht für Augenkranke und Nervenleidende bestimmt wurde, da 2 Fenster stets einen störenden Doppelschatten werfen.

Nach diesen Angaben wurde der Plan gezeichnet und von der Behörde genehmigt. Es verstrich die Zeit so schnell, daß wir erst am 15. October den Bau beginnen

konnten, nachdem einige Vorarbeiten gemacht waren, doch wurde Alles so eingerichtet, daß das ganze Haus am 15. December unter Dach war. Manche bewundern dies jetzt, doch wir wurden von der Witterung merkwürdig begünstigt, und 149 Arbeiter waren täglich in Bewegung.

Während des Baues trat noch manche Veränderung ein, und manche neue Idee wurde ausgeführt. Z. B. der Platz zwischen dem alten Hause und dem neben dem Gasthof „zum Hirsch" begonnenen Portiershause sollte, wie früher, zur Durchfahrt dienen; auf Rath des Herrn Ministers von Goßler überbaute ich den Raum, und bekam dadurch eine bedeckte Durchfahrt und den schönen Speisesaal, dessen Ost- und Westseite von oben bis unten aus Fenstern bestehen, und der noch durch ein einfallendes Licht von oben geschmückt wurde.

In dem neuen Hauptgebäude nimmt ein Saal, zur Poliklinik bestimmt, den größten Theil der Front nach Osten ein, mit einem Eingange von der Straße. Dicht daran stößt das Sprechzimmer, zu Special-Consultationen, Untersuchungen und Operationen. In dem Stockwerke unmittelbar darüber befindet sich der Musiksaal mit seinen beiden Vorhallen, vom Bildhauer mit einem Kreuzgewölbe und reicher Stuckatur-Arbeit in gothischem Style geziert. In dem dritten Stockwerke ist das Eckzimmer nach Nord-Ost zu einer Gallerie von etwa 40 bis 50 Oelgemälden benutzt, und den Corridor des Seitenflügels zieren Kupferstiche der bedeutendsten Meister. Der neuerbaute Flügel nach Süden ist zu einem Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet bestimmt, und unmittelbar von diesem gelangt man auf einer kleinen eisernen Wendeltreppe nach der Sternwarte.

Im Ganzen hat das Haus 72 Zimmer, und was davon nicht von meiner Familie bewohnt oder zu Arbeitszimmern benutzt wird, sind Krankenstuben.

Wie sehr man auch in neuerer Zeit darauf bedacht gewesen ist, die Kliniken so zweckmäßig und bequem wie möglich einzurichten, so fehlt doch in allen noch Etwas, was ich als erstes Erforderniß ansah. Es ist dies die **Wasserheizung**, die alle Vortheile einer guten Heizung mit sich verbindet, und sämmtliche Nachtheile ausschließt. In jedem Zimmer steht ein kupferner Heizkörper, entweder in Form eines Cylinders als Piedestal zu irgend einer Büste oder Statue, oder in Form von Orgelpfeifen, die entweder offen oder verdeckt angebracht sind. Auf den Corridors liegen die Verbindungsröhren, in denen das Wasser circulirt, welches in zwei großen Kesseln im untern Raume des Hauses fortwährend heiß erhalten wird. Das Haupt-Steigerohr geht direct aus dem Kessel bis in das dritte Stockwerk hinauf, von dort in das zweite, und dann in das unterste hinunter, so daß das letzte Rohr im untern Theile des Kessels mündet. Da das heißeste Wasser immer nach oben drängt, so wird auf diese Weise ein fortwährender Umlauf erhalten, und alle Theile des Hauses, alle Corridors und Treppen sind, wie die Zimmer und Säle, Tag und Nacht gleichmäßig warm. Im Jahre 1858 habe ich noch eine Vorrichtung an jedem Cylinder anbringen lassen, wodurch man vermittelst eines Messinghahnes jedes einzelne Zimmer absperren oder kühler erhalten kann.

Nicht bloß für Kranken-Anstalten, sondern auch für jedes Privathaus kann ich diese Heizungsart empfehlen, die nicht nur wegen ihrer Reinlichkeit und Entbehrung jeder Feuersgefahr, sondern auch wegen ihrer Billigkeit zu empfehlen ist. Die Einrichtung in meinem Hause kostet allerdings circa 15,000 Thaler, doch jedes Jahr erspare ich an Brennmaterial circa 2000 Thaler.

Wer den Neubau mit seinen beiden Flügeln, im Ganzen 530 Fuß lang, betrachtet, der mag wohl denken: „was

muß der Lutze für ein reicher Mann sein," und wird sich wundern, wenn er erfährt, daß ich nichts weiter habe, als meine tägliche Einnahme und was ich mir durch den Bau gespart habe; denn ich sagte immer: „der Bau ist meine Sparbüchse," weil bis dahin die große Einnahme stets aufgegangen war, und auch Anforderungen der verschiedensten und unglaublichsten Art an meinen Geldbeutel gemacht wurden. Ich will nur erwähnen, daß kürzlich wieder aus Warschau ein mir gänzlich unbekannter Mann an mich schrieb, und mich bat, ihm 100 Thaler zu leihen. Dergleichen Briefe kommen unzählige an, und wenn früher auch manche berücksichtigt wurden, so müssen sie jetzt doch größtentheils abschläglich beschieden werden.

Da ich den Bau als eine Nothwendigkeit ansah, so hatte ich auch das volle Vertrauen zur Vorsehung, sie würde mich dabei unterstützen, was auch wirklich gerechtfertigt wurde.

Erst im Spätherbst war die Erlaubniß zum Bau erschienen, so daß nach Legung des Fundaments der eigentliche Bau erst am 15. October 1854 beginnen konnte. Ein Blechkästchen mit gangbaren Münzen, und Schriften von mir, ward unter der Mauer an der stumpfen Ecke des Hauses, nach Osten zu, versenkt, wie ein Jahr früher bei Gründung des Ateliers, späteren Orangerie-Hauses, ein durchbrochenes Eisenkästchen mit Andenken aus unserer Zeit unter dem nördlichen Eckpfeiler in den Grundstein gelegt wurde.

Der ganze Chor der Arbeiter und Hausbewohner sang zu Anfange der Feier den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," und nach einer kurzen Rede, in welcher ich das Ganze dem Schutze des Allerhöchsten befahl, das Lied: „Nun danket Alle Gott!"

Der Anfang ging recht gut, doch der Kürze der Zeit wegen mußten im Ganzen 149 Arbeiter angenommen wer-

den, die unter der Leitung meines Werkführers, des Maurer-Polirs Ziller, tüchtig förderten. Da gebrach es denn bald an Geld, und als der Zuschuß, den die Landesbank in Dessau mir gegeben hatte, verbraucht war, und ich gar nicht wußte, wie ich sollte weiter arbeiten lassen, kam mir der Gedanke, **selbst** Thaler-Anweisungen zu machen, wozu mir der Staatsminister von Goßler, der ebenso gewandt als Staatsmann, wie leutselig als Mensch ist, die Erlaubniß gab. Nun wurde alles Geld, was ich aus den vier Weltgegenden einnahm, gespart und ich zahlte nur mit meinen Anweisungen aus, die vulgo „Lutze-Thaler" genannt wurden. Man hatte Anfangs der Sache wohl nur eine geringe Bedeutung beigelegt, indem man glaubte, diese Anweisungen würden unbeachtet bleiben; doch bald fanden sie solches Interesse, daß sie von Reisenden in die fernsten Gegenden mitgenommen wurden, ja, ich war Zeuge, wie Durchreisende am Bahnhofe einen solchen Thalerschein mit 5 Sgr. Aufgeld einwechselten. Als ich später die Einlösung derselben bekannt machte, bekam ich meine Thaler aus Preußen, Sachsen, Baiern und Oesterreich zugesandt.

Auf diese Weise habe ich also mein Haus von meinem e i g e n e n Gelde gebaut; und nur so war es mir möglich, das große Haus, sammt dem alten, dessen hohes Dach abgerissen wurde, bis zum 15. December 1854 unter ein flaches Zinkdach zu bringen, so daß der äußere Bau in 8 Wochen vollendet war, eine Schnelligkeit, die man in Anhalt noch nicht erlebt hatte. Doch der Zweck war erreicht und schon im nächsten Frühjahr wurden viele Räume, die gänzlich ausgetrocknet waren, bezogen.

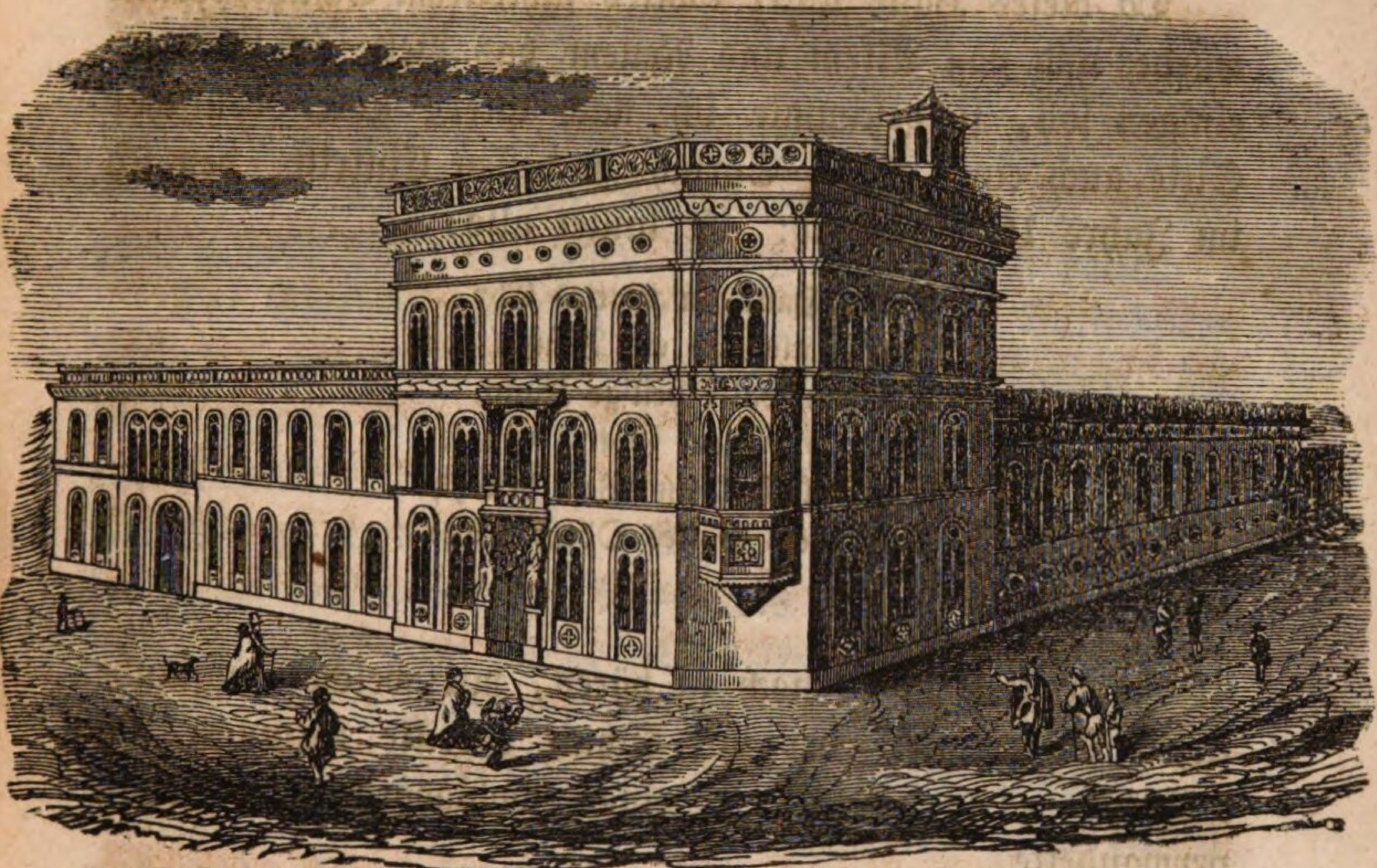
Trotz der Schnelligkeit ist der Bau doch so solide vollendet worden, daß das Haupthaus, ungeachtet seiner Last, sich auch nicht um e i n e n Zoll gesetzt hat, was ich der Umsicht meines Werkführers Ziller verdanke, der ein 8 Fuß

tiefes und 6 bis 8 Fuß breites, äußerst dauerhaftes Fundament gelegt hat.

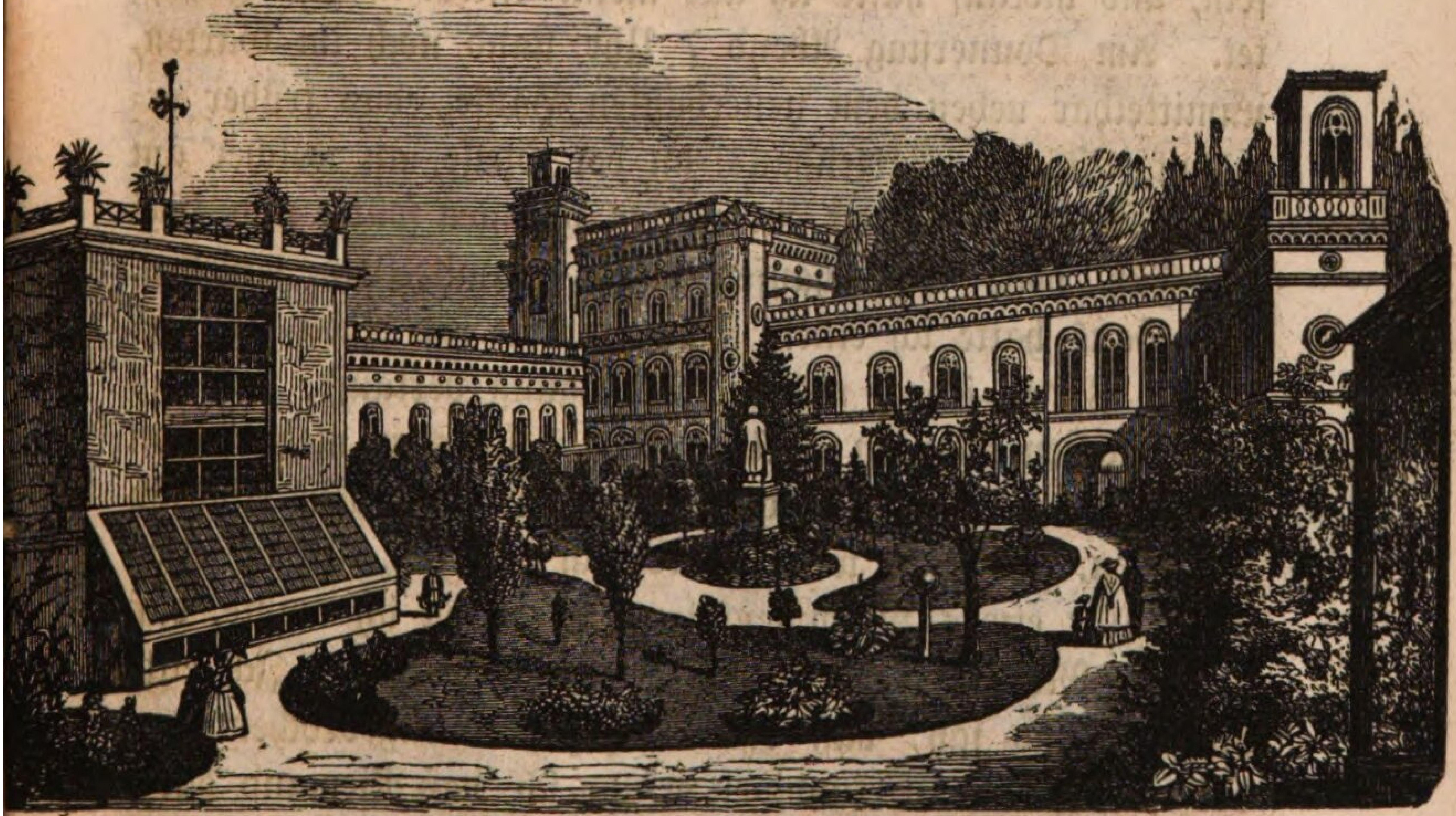
Daß der Bau, außer seinem praktischen Zwecke, auch so viel Schönheit entfalten würde, hatte ich unbeachtet gelassen, bis ein deutscher, dem Hause Anhalt nahe verwandter Fürst, den Musiksaal betrachtend, zu mir sagte: „es sei das schönste Haus in Europa". Ich staunte Anfangs darüber, doch da ein bedeutender Künstler Berlin's, der weit gereist ist, England, Frankreich und Italien gesehen hatte, dies bestätigte und hinzufügte: „der König von Preußen hätte in all seinen Schlössern nicht einen so schönen Saal, wie meinen Musiksaal," da erst ward mir klar, wie hiermit nur die Harmonie gemeint war, die das Ganze durchweht und den Eindruck des Schönen hervorruft. Mit Gold, Gestein und Teppichen geschmückte Säle haben viele Monarchen, aber nicht diese einfach großen und schönen Formen, die durch die immer wiederkehrende Ellipse einen Eindruck hervorrufen, den glitzernde Pracht vergeblich erstreben würde.

Der allgemeine Baustil ist der italienische mit gothischem Schmuck. Jedes Fenster ist ein modern gothisches. Wie aber zu dem düstern, himmelaufstrebenden Dome der Spitzbogen paßte, und kleine gemalte Scheiben dem Ganzen etwas Geisterhaftes, Andachterregendes einhauchten, so wurden für ein freundliches Wohnhaus die Spitzen abgerundet, und große klare Scheiben traten an Stelle der düstern; doch der gothische Schmuck in der Krone des Fensters verfehlte nicht seinen Eindruck von Schönheit. Nicht in einen Halbkreis läuft jedes Fenster aus, sondern in eine aus den Seitenlinien sanft hervorgehende Ellipse; und vielleicht ist darum der Eindruck des Ganzen ein so schöner, weil auch in der Natur, die uns so oft entzückt, die ellipsische Form die vorwaltende ist.

Die Abbildung dieses Hauses von der Vorder- und Garttenseite möge hier einen Platz finden.



Vorderseite, dem Herzogl. Schloßgarten gegenüber.



Gartenseite, mit Hahnemann's Denkmal.

Da dieses Haus unter Gottes sichtbarem Schutze erbaut wurde, und von Altem und Neuem das Beste in sich vereinigen soll, so bestimmte ich nach alter, guter deutscher Sitte auch einen Weih-Spruch zu dessen Eintritt, den ich im Jahre 1855 dichtete: Er lautet also:

Dieses Haus, zu Gottes Ehr'
Steh's, als ob's ein Tempel wär';
Drinnen walte heil'ge Kunst,
Doch vor Allem Gottes Gunst:
Denn allhier kein Werk besteht,
Drin nicht Gottes Odem weht!

Interessant ist es noch zu hören, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit der mit Schutt bedeckte Bauplatz sich während einer Nacht in einen wohlgeordneten Garten verwandelte.

Da nämlich der 10. April 1855 auf den Oster-Montag fiel, so mußte schon am Charfreitage Alles in Ordnung sein, und hierauf hatte ich alle meine Anordnungen gerichtet. Am Donnerstag Abend 7 Uhr stand noch im Garten, unmittelbar neben dem neuerbauten Hause, das früher erwähnte 2stöckige Gartenhaus, an der Stelle, an welcher am Charfreitage früh schon ein Garten prangen sollte, und zwei 20 Fuß hohe Schutthaufen lagen unmittelbar daneben. Das Haus hatte ich einem Zimmermann für einen sehr geringen Preis, jedoch mit der Bedingung verkauft, daß bis zum nächsten Morgen 4 Uhr, kein Stäubchen mehr davon vorhanden wäre. Abends 8 Uhr ward mit dem Abbruch begonnen, und nicht wenig wurde ich erschreckt, als ich etwa um 9 Uhr etwas zusammenstürzen hörte, da ich wußte, daß mehrere Menschen im Hause beschäftigt waren. Ich eilte hinaus, und sah, daß das Dach zusammengebrochen war, doch auf genaues Erkundigen erfuhr ich, daß Niemand dabei zu Schaden gekommen war, obgleich das Dach mit seinen

Balken über sämmtliche Arbeiter zusammengestürzt war. Zur Vorsicht aufgefordert setzten sie nun ihre Arbeit fort, und früh 4 Uhr war jede Spur von dem Hause, sammt den beiden Schutthaufen verschwunden, über die ich mit zwei andern Arbeitern einen Accord abgeschlossen hatte.

Der Gärtner und Zimmermann hatten alle Vorarbeiten gemacht; der Platz wurde früh 4 Uhr umgegraben, der schon fertige Zaun aufgerichtet, und die bereit gehaltenen Tannen eingepflanzt, so daß ich um 8 Uhr früh am Charfreitag an der Stelle des Hauses und der Schutthaufen einen wohlgeordneten Park fand. Das Merkwürdigste dabei ist noch, daß die in solcher Eile gepflanzten Bäume, Tannen und Strauchwerk sämmtlich fortgegangen und dieselben sind, die man jetzt noch an dem Platze erblickt.

Alle Personen, die am grünen Donnerstage gegen Abend noch das alte Haus gesehen hatten, und am Charfreitag früh den Park erblickten, glaubten im ersten Augenblicke, es sei Zauberei dabei im Spiele, obgleich doch Alles ganz natürlich zugegangen war. Und dennoch war ein Zaubermittel nicht ganz unbenutzt dabei geblieben, welches noch heute und zu allen Zeiten die Lebensgeister in Bewegung setzt, und kaum Mögliches möglich macht: — das Geld.

Vierundfunfzigster Abschnitt.

Enthüllung von Hahnemann's Standbild.

Am 10. April 1855, dem hundertjährigen Geburtstage des Meisters, wurde das überlebensgroße Standbild Hahnemann's in dem Garten meiner Heilanstalt, umgeben von den Flügeln des großen neuerbauten Hauses, enthüllt, und mögen jene Worte hier eine Stelle finden, die ich vor demselben, umgeben von meinen theuren

Collegen, die zum Theil aus weiter Ferne hergekommen waren, und an der Seite des Herrn Staatsministers v. Goßler, als Deputirter Seiner Hoheit des Herzogs Leopold von Anhalt, sprach:

„Hochverehrte Versammlung!

Wir sind hierher gekommen, um Hahnemann's hundertjährigen Geburtstag zu feiern, und sein Standbild zu enthüllen.

Samuel Hahnemann hatte sich bereits früh als Chemiker und als Forscher in den Naturwissenschaften einen Namen erworben, der von seinen Collegen mit Ehrerbietung genannt wurde.

Seine Forschungen gingen aber weiter; und diejenigen, welche sich seine Schüler, seine Jünger nennen, die dem neuen Heilwege folgten, den er eingeschlagen hatte, die wissen es am besten, wie viel sie ihrem Meister verdanken.

Wenn mich nun aber Jemand fragt, weshalb **ich** gerade ihm ein Standbild errichte, so antworte ich diesem: Weil **ich** ihm **Alles** — **Alles** verdanke!

Keinen passenderen Ort zur Errichtung eines Standbildes Hahnemann's giebt es, als Cöthen, wo er, von Sachsen vertrieben, durch den erlauchten Herzog Ferdinand ein Asyl fand, seine Kunst frei und ungestört ausüben und weiterforschen zu können. Denselben Schutz verlieh der in Gott ruhende, unvergeßliche Herzog Heinrich der neuen Lehre, und Seine Hoheit, unser allverehrter, jetzt regierender Herzog Leopold von Anhalt hatte ihr längst schon angehört, und hat mir, bei dem Bau der neuen Klinik wiederum unverkennbare Zeichen Seiner Huld und Gnade gegeben, wie wir ja Alle wissen.

So können wir Anhalt, und besonders Cöthen mit Recht die Wiege der neuen Heilkunst nennen, denn von hier aus hat sie ihr Licht über die ganze bewohnte Erde

verbreitet, und in den entferntesten Zonen wird der Name des Meisters heute mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt.

Dies sind die Gründe, weshalb ihm ein Standbild errichtet wird, und auch seine einzigen noch lebenden drei Töchter sind, die eine aus weiter Ferne, hergekommen, um das eherne Bild ihres unvergeßlichen Vaters zu sehen, den sie einst an das warme Herz zu drücken das Glück hatten.

So enthülle Dich denn!

(Auf ein gegebenes Zeichen fiel die Hülle, und ein dreimaliges „Hoch!" mit Trompetenstoß und Paukenwirbel erfolgte.)

Da steht das ehrwürdige Bild unsers Meisters vor uns, ein Zeugniß nicht bloß für uns, sondern für die kommenden Geschlechter. Denn wenn die Wahrheit des von Hahnemann gefundenen Gesetzes (Similia similibus) einst eingedrungen sein wird in alle Stadien und Phasen des Lebens, dann wird die Nachwelt hierdurch erfahren, daß wir dieses Weltgesetz zu erkennen bereits gewürdigt wurden.

So stehe denn inmitten dieser neuen Werkstatt, und erfülle mit Deinem Geiste der Wahrheit, des Glaubens und der Liebe Alle, die darin arbeiten!

Du aber, ewiger, unendlicher Geist, heiliger Vater im Himmel! gieb Du uns Kraft und Muth, das begonnene Werk mit Freudigkeit fortzusetzen, zu Deiner Ehre, und laß Deine Segenshände ausgebreitet sein über diesem Hause und über uns Allen! Amen."

Hierauf trat Herr Dr. Rath, homöopathischer Arzt in Magdeburg, vor, und sprach folgendes von ihm verfaßte Gedicht:

Nimm, sel'ger Geist, den Gott vor hundert Jahren
Als Stern an Deutschlands Himmel ausgesandt,
Den Dank, den Millionen Dir bewahren,
Die Deinem hellen Lichte zugewandt,
Und schmücke den Altar mit Deinem Namen,
An dem, zu opfern, Deine Jünger kamen.

Hier, wo Du einst nach heißen Kampfesstunden
Mit der Ungläubigen Berserker-Wuth
Ein stilles, fürstliches Asyl gefunden,
Wo Lorbeer sproßte Deinem Heldenmuth;
Hier soll fortan Dein Genius auch wohnen,
Mit Deinem Bild' im neuen Tempel thronen.

Ihn baut' ein jüng'rer, thätiger Genosse
Zu Deinem Preis als deutsche Dankesschuld,
Hier, wo verfolgt vom feindlichen Geschosse,
Auch er Asyl erhielt durch Fürstenhuld:
Drum wird der Tempel sein ein Doppelzeichen
Der Lieb', und weit in graue Zeiten reichen.

O mög' er stets nach Gottes gnäd'gem Willen
Als ein Asyl den Kranken offen stehn,
Und Millionen Schmerzensthränen stillen,
Die dann in Dankesthränen übergehn:
So wird des Meisters ew'ge Wahrheit leben,
Und Ruhm dem Gründer, wie dem Fürsten geben.

Darauf sang die ganze Versammlung den Schlußvers des Liedes von Spitta: „Ich und mein Haus, wir sind bereit rc.", von dem zwei Verse bereits zu Anfange der Feier unter Begleitung von Streich- und Blase-Instrumenten gesungen waren; derselbe lautet:

Und endlich fleh'n wir allermeist,
Daß in dem Haus kein andrer Geist,
Als nur Dein Geist regiere;
Der ist's, der Alles wohl bestellt,
Der gute Zucht und Ordnung hält,
Der Alles lieblich ziere.
Sende, sende ihn uns Allen,
Bis wir wallen
Heim, und oben
Dich in Deinem Hause loben!

Hiermit war der erste Theil der Feierlichkeit beschlossen, und während die Menge sich theilte, Einige das Atelier und die Garten-Anlagen, Andere das Innere des Neubaues, die homöopathische Apotheke, die Poliklinik rc. besichtigten,

spielten die Musikchöre erhebende Stücke klassischer Musik, bis die Zeit zum Festmahle herannahte, welches in dem großen Saale der hiesigen Eisenbahn-Restauration eingenommen wurde. Herrliche kernige und sinnige Reden würzten das Mahl und wechselten ab mit Instrumental- und Vocal-Musik; besonders zeichnete sich darunter ein Quartett von gemischten Stimmen aus, welches von Herrn Musikdirector Thiele geleitet wurde.

Gegen Abend pfiff ein Zug nach dem andern und trug die theuren Collegen wieder in ihre Heimath, von denen der College Dr. Kirsch aus Wiesbaden den weitesten Weg hatte, aber denselben nicht scheute, um an dem Ehrentage seines Meisters diesem, als einer seiner treusten Jünger, den Tribut seines Dankes darzubringen.

Der Vormittag war theils zu belehrenden Besprechungen benutzt worden, theils wurde von den auswärtigen Collegen das Haus des Meisters an der Ecke der Wallstraße besucht, in welchem noch zwei Töchter: Fräul. Charlotte Hahnemann und Frau Dr. Louise Mohsdorf geb. Hahnemann in stiller Zurückgezogenheit leben, aber Jeden gern und freudig empfangen, der da kommt, um das Andenken ihres unvergeßlichen Vaters zu feiern.

Noch sind die Räume, wie sie damals waren, als er die Kranken aus der weitesten Ferne empfing, als ein Las Casas von St. Helena in Cöthen lebte, um die Cur des Meisters zu gebrauchen.

Durch das kleine, äußerst saubere und zierliche Haus gelangt man über einen eben so reinlichen, mit Steinplatten belegten Hof in den Garten, der nur schmal, aber lang ist, und an dessen Ende man jene Laube mit Epheu umwachsen gewahrt, in der Hahnemann zur Sommerzeit den größten Theil des Tages zubrachte, in der er Kranke empfing und aus welcher die Grundsäulen der Homöo-

pathie in den neueren Auflagen hervorgingen: das „Organon" und die „Reine Arzneimittellehre".

Kaum Zwei können in den Gängen neben einander gehen, so klein ist der Garten, in welchem der größte Genius des Jahrhunderts, ja, des Jahrtausends waltete und seine Gedanken niederschrieb, die reichhaltig genug sind, daß die kommenden Geschlechter in Jahrtausenden dieselben nachzudenken und zu verwirklichen haben.

Fünfundfunfzigster Abschnitt.

Lebensmagnetismus. Aufschluß darüber im Hellschlaf.

Sowie es mir in Berlin gelungen war, die Baronesse v. St.-H. auf magnetischem Wege zu heilen, so kam auch in Cöthen ein Fall vor, der deshalb interessant ist, weil die Geheilte mir durch das, was sie im Schlafe dictirte, ein bleibendes Denkmal hinterließ, indem sie mir Aufschlüsse über den sogenannten Magnetismus gab, die auch den Leser in gleichem Maße interessiren werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch erzählen, wie ich bereits im Jahre 1844 in diesen Zweig der Heilkunst praktisch eingeführt wurde. Als ich nämlich die Bischöfin Eylert, die von zwei der berühmtesten Aerzte aufgegeben war, in kurzer Zeit hergestellt hatte, traten bei derselben Ohnmachts-Anfälle ein, was bei einem Alter von 71 Jahren und nach einer angreifenden allöopathischen Cur, die ihr beinahe den Tod gebracht hätte, kein Wunder war. Diese Ohnmachts-Anfälle traten einige Mal so heftig auf, daß die alte Dame umgefallen war, und es wurde überlegt, was dabei zu thun sei. Der Berliner Magnetiseur Julius Neuberth, dessen schon oft erwähnt ist, war gerade bei mir, und schlug eine animal-magnetische Cur vor; ich nahm denselben auch

einmal zur Patientin mit, und da diese nur von mir behandelt sein wollte, so gab er mir die erste Anweisung dazu. Nachdem ich ihr zuerst einen Tag um den andern, später seltener, 24 magnetische Striche, die eine Hälfte bis zu den Finger-, die andere bis zu den Zehen-Spitzen gemacht hatte, war sie in 4 bis 6 Wochen auch von diesem Uebel geheilt und fühlte sich so gestärkt und wohl, daß sie noch 12 bis 14 Jahre gelebt, also ein Alter von 83 Jahren erreicht hat.

Die Dame, welche in Cöthen zu mir kam, war sehr nervenschwach, angegriffen und aufgeregt. Ich wurde oft selbst Nachts von der sie begleitenden Verwandten zu Hülfe gerufen, wenn sie gar nicht schlafen konnte und sich stundenlang im Bett umhergeworfen hatte oder im Zimmer auf- und abgegangen war. Das Auflegen meiner Hand auf Kopf oder Herzgrube beruhigte in der Regel sehr bald; als es einmal jedoch gar nicht zu helfen schien, und sie wiederholt schrie: „mein Kreuz, mein Kreuz, es thut so weh!" legte ich die linke Hand aufs Kreuz, während die rechte noch auf der Herzgrube lag; in wenigen Secunden verschwanden die Schmerzen, und die Patientin sank mit einem tiefen Seufzer im Bette um, es verklärten sich ihre Mienen und sie sprach ganz sanft und leise, in gänzlich veränderter Weise, daß die Stunde ihrer Erlösung gekommen sei, sie würde nun fast täglich schlafen, bis sie gänzlich geheilt wäre, ich möchte ihr dann nur zu der bestimmten Stunde die Hand eine Viertelstunde lang auf die Herzgrube legen, darauf würde sie dann weiter schlafen, und ich möchte stets Papier und Bleistift mitbringen, da sie mir etwas dictiren wollte. Sie bestimmte gleich das erste Mal, wie lange sie schlafen würde und wann der Schlaf am nächsten Tage eintreten sollte. Alles traf richtig zu, und sie bat mich, nur ihr nie davon zu erzählen, was sie im Schlafe gesagt hätte, denn das würde sie im Wachen beunruhigen; da be-

kanntlich eine Hellsehende im wachen Zustande nichts davon weiß, was sie im Schlafe gesprochen hat.

Was mir nun im Hell- oder Hochschlafe wörtlich dictirt wurde (es war im Jahre 1853, also vor Erbauung des neuen Hauses), will ich hier wörtlich, und ohne irgend einen Zusatz von mir, abdrucken lassen. Bemerken muß ich noch, daß sie, wenn der Schlaf zu Ende ging, oft mitten in einer Periode abbrach, beim nächsten Schlafe aber stets, ohne sich das Letzte vorlesen zu lassen, fortfuhr, so daß der Zusammenhang nie im geringsten gestört wurde. Das Dictirte lautet:

„Der Magnetismus ist nichts, als ein feiner Duft, eine ätherartige Substanz, die in allen edleren organischen Körpern entwickelt wird und eine unerläßliche Bedingung ihres Bestehens und Gedeihens ist. Die Entwicklung dieser Substanz wird nur dann gehemmt, wenn innere Organe in Unthätigkeit oder Auflösung gerathen. Jeder gesunde Körper besitzt sie, aber nicht jeder in so hohem Grade, daß er ein Uebermaß davon ausströmen kann. Sobald durch irgend eine Veranlassung der Organismus eine Störung erleidet, wird die Entwicklung dieses Lebensduftes gehindert und endlich ganz aufgehoben. Wo nun ein Körper ihn in zu hohem Maße besitzt, und ein anderer in zu geringem, und beide Körper mit einander in Berührung treten, da saugt der schwächere begierig den ausströmenden Duft des andern in sich und stärkt und belebt sich dadurch, wie eine Pflanze nicht bloß durch die Wurzel ihre Nahrung zu sich nimmt, sondern mit allen Poren auch aus der Luft nährende Stoffe einsaugt.

Je schwächer ein Körper, desto begieriger und empfänglicher ist er; vorzüglich ist dies bei Blut- und Nervenleiden der Fall.

Wer gesund und kräftig ist, der versuche, ob er mit seiner Kraft Schwachen und Leidenden zu Hülfe kommen

könne; gelingt es ihm, so beherzige er folgende Worte: „Hasse die Welt, aber für die Menschen habe ein Herz voll Liebe!“ Wenn die Sonne auf grünende Pflanzen scheint, so entwickelt sich aus den Blättern Lebensduft und wird von ihnen ausgeströmt, und erquickt alles Lebende. Derjenige Mensch, der durch seinen ausströmenden Lebensduft andere erquicken will, der sorge, daß auch ihn die Sonne bescheine, d. h. die Sonne der göttlichen Gnade und Liebe. Er muß sich in einer reinen, richtigen Seelenstimmung zu erhalten suchen. — Es haben wohl auch gottlose Menschen magnetische Heilungen gemacht, aber sie können es nur in einzelnen Fällen, nur da, wo sie verwandte Seelenstimmung finden.

Das ist aber die Kraft der göttlichen Gnade, daß vor ihr sich Alles beugen muß, auch das Widerstrebende und Feindliche, und daß der, dem Gott die Gabe der Kraft verliehen, überall siegen muß, auch wenn er eine widersprechende Gemüthsrichtung fände. Er muß sich nur nicht irren lassen, sondern was er thut, das thue er im Namen Gottes! —

Wer da glaubt, den von ihm ausströmenden Magnetismus bloß durch Striche mit den Händen mittheilen, und so gründlich heilen zu können, der irrt auf zweifache Weise; denn einmal entströmt die Lebenskraft nicht bloß durch die Hände, sondern durch alle Poren des menschlichen Körpers. Allerdings sind die Hände die vorzüglichsten Leiter derselben, weil durch die Nägel, die den Lebensduft nicht entweichen lassen, derselbe zwischen diesen und den Fingerspitzen concentrirt wird. Mit den Nägeln ist es, wie mit dem Stahl, der durch Berührung des Magnets selbst magnetisch wird, und oft größere Kraft hat, als der Magnet selbst. Sie ziehen die heilende Kraft gleichfalls in sich, und wirken nun auch heilend, aber in anderer Weise. Der ausströmende Duft theilt sich mit,

stärkt und belebt, die Nägel dagegen saugen den krankhaften Stoff ein (d. h. wenn sie vom Körper getrennt sind; so lange sie sich an den Händen befinden, dienen sie nur dazu, um den Lebensduft festzuhalten). Aehnlich ist es mit den Haaren; auch diese sind bei magnetischen Menschen mit dieser Kraft gesättigt, und strömen dieselbe aus, sowohl, wenn sie sich noch an dem Körper befinden, als auch, wenn sie davon getrennt sind.

Es ist nicht einmal unter allen Verhältnissen gerathen, einen Kranken mit magnetischen Strichen zu behandeln; in manchen Fällen genügt die bloße Nähe der Person, von welcher die Lebenskraft ausströmt. In anderen Fällen sind Striche oder auch nur die Concentrirung der Kraft aus einer gewissen Entfernung (durch Ausstrecken der Hand oder dergl.) auf einen gewissen Punkt nothwendig. In noch anderen müssen die magnetischen Striche ganz dicht über dem Körper gemacht werden, oder es müssen sogar der ausströmende und aufnehmende Körper in genaue Verbindung gebracht werden, entweder durch Auflegen der Hände, durch Hauchen, oder, wie es von Elias heißt, als er den Sohn der Wittwe auferweckte, er maß sich mit dem Knaben, d. h. er legte sich auf ihn, und theilte so mit seinem ganzen Körper dem erstorbenen Körper die Kraft und das Leben mit.

Der zweite Irrthum ist der, daß man glaubt, die magnetische Behandlung sei eine rein physische.

Wenn überhaupt Niemand Arzt sein sollte, dessen Herz nicht empfänglich ist für die Leiden der Menschen, so sollte noch viel weniger Jemand die ihm von Gott ertheilten Gaben überflüssiger Lebenskraft zum Heilen verwenden wollen, dessen ganze Seele nicht um Gottes Willen alle Leidenden mit Liebe umfaßt.

Weder Ruhmsucht noch Gewinnsucht soll ihn leiten. Wenn Christus heilte, so verbot er, daß die Geheilten es

ausbreiteten. Das that er nicht, um dem Zulauf der Kranken zu wehren, sondern weil es seine Absicht war zu helfen, nicht aber Ruhm zu gewinnen.

Ebensowenig soll Jemand ein förmliches Gewerbe daraus machen, um Geld zu verdienen. Es soll ein Jeder sich bewußt sein, daß ihm mit dieser Kraft gleichsam ein Apostelamt anvertraut sei. Der Herr spricht: „Umsonst habt Ihr es empfangen, umsonst sollt Ihr es geben!" Wer Christi Vorbild stets vor Augen und im Herzen hat, dem werden Wunder gelingen.

Gewöhnlich ist diese Kraft nur bei Männern oder doch in höherem Grade bei diesen zu finden. Das weibliche Geschlecht verliert zu viel Säfte, als daß jene Kraft sich in überflüssigem Maße bei ihm entwickeln könnte; jedoch kommt sie bei gesunden Frauen auch vor, und zeigt sich besonders wirksam von der Mutter auf ihre Kinder, und es bestätigt sich da wieder der Grundsatz: „Je größer und reiner die Liebe, desto sicherer der Erfolg!"

Unwissende oder ungläubige Menschen wundern sich gewöhnlich über die innige Zuneigung, welche die Kranken zu Demjenigen haben, der sie durch solche Kraft heilt; ja sie spotten wohl gar darüber, und doch ist dies ein ganz natürliches, und vielleicht das heiligste Gefühl, dessen ein Menschenherz in Bezug auf Andere fähig ist. Wie das Kind die Mutter vor allen Andern liebt, ohne das Bewußtsein zu haben, warum, so ist es auch hier. Es ist ja ganz erklärlich, daß die Kranken sich in Gegenwart des Arztes wohler fühlen, da seine bloße Nähe sie oft nach Bedürfniß beruhigt oder stärkt. Zu diesem Wohlsein kommt noch das Gefühl der Dankbarkeit, der Gewöhnung an ihn bei längerer Behandlung, und das, was man gewöhnlich Rapport nennt. Dieser Zustand findet immer nur bei nervenleidenden Personen statt, und hat in Folgendem sei-

nen Grund: Die dem Körper des Arztes entströmende Kraft wird von dem kranken Körper aufgesogen und den leidenden Theilen zugeführt. Dadurch entsteht bei nervenleidenden Personen eine allmähliche Umstimmung des Nervensystems, d. h. die Nervenstimmung des kranken Körpers wird nach und nach der des gesunden, ausströmenden Körpers ähnlich gemacht. Bei ähnlicher Nervenstimmung müssen die Eindrücke, die Beide von außen her empfangen, gleichfalls ähnlich sein. Daher rührt oft eine Gleichförmigkeit des Gedankenganges, der sich an äußerliche Dinge heftet; aber dieser Zustand geht noch tiefer: Durch die Nerven wird sogar eine Verbindung der Seelenthätigkeit bewirkt, ohne daß die Sinne dabei betheiligt sind. Alles, was unsern Geist oder unser Gemüth lebhaft beschäftigt, erregt in höherem oder geringerem Grade die Nerven, nur mit dem Unterschiede, daß ein vollkommen gesunder Körper weniger darunter leidet, oder vielmehr kaum ein Gefühl davon hat.

Gedanken oder Thatsachen, die die Seele des Arztes erfüllen, bewegen oder erregen natürlich auch seine Nerven, da diese nur die Diener der Seele sind. Wendet er nun, auf diese Weise erregt, seine Heilkraft auf einen schwächeren und daher empfänglicheren Körper an, so werden die Nerven dieses letzten Körpers in eine ähnliche Schwingung oder Bewegung gebracht, und es tauchen dieselben Gedanken in der Seele des Kranken, freilich nur wie Ahnungen, bei einem höheren Grade der Empfänglichkeit aber wie lichte Bilder auf. Freilich gehört dazu, daß der Arzt seine ganze Willens- und Gedankenkraft zusammennehmen muß, wenn es ihm daran liegt, diesen Rapport zwischen sich und dem Kranken in hohem Grade hervorzubringen. In geringerem Grade findet er sich bei längerer Behandlung immer, auch ohne den besonderen Willen des Arztes. Wir wundern uns nicht mehr darüber, daß durch unser Auge der Seele allerlei Bilder von sinnlich wahrzunehmenden Gegen-

ständen zugeführt werden; doch beruht auch diese Zugänglichkeit nur auf der Thätigkeit der Sehnerven. Wenn nun durch die Nerven eine Vermittlung zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren stattfindet, so ist es ja ganz erklärlich, daß sie auch die Verbindungs-Brücke von einem unsichtbaren Leben zum andern bilden können.

Der magnetische Arzt muß bei Anwendung seiner Kraft die größte Vorsicht beobachten, da fast jeder kranke Körper einer andern Behandlung bedarf, und da diese Kraft, die als die höchste Naturgabe, richtig angewandt, das Leben erneut, es bei unrichtiger Anwendung zerstören kann. Auch darf er nie vergessen, daß, obgleich es in manchen Fällen nur äußerer Manipulationen bedarf, er doch in den allermeisten Fällen nur dann zu einem glücklichen Ziele gelangt, wenn er sich auch eine gewisse Herrschaft über das innere Leben des Kranken zu erwerben weiß. Je ruhiger, sicherer und beharrlicher er zu Werke geht, desto gewisser wird er das Vertrauen des Kranken erlangen, und wo er dieses besitzt, hat er schon das halbe Werk gethan. Er kann dazu aber nur durch festen, unerschütterlichen Glauben auf Gottes Gnade, durch herzliche, umfassende Liebe zu den Leidenden, und durch eine Bereitwilligkeit zu helfen gelangen, die fern von allem Eigennutz und aller Ruhmsucht ist.

Jeden Kranken, den er behandeln will, muß er einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, um zu erfahren, worin das Uebel seinen Grund habe, ob in einer falschen Seelenstimmung oder in gestörten Körperverrichtungen.

Darum heilte Christus ja oft mit einem Worte, weil vor ihm die Herzen der Menschen offen dalagen. „Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!“ rief er Vielen zu, und sie gingen dahin, erquickt und genesen an Leib und Seele. Aber den Blindgebornen, der nicht durch eigenes Verschulden des Augenlichtes beraubt war, den heilte er durch etwas Aeußerliches, durch seinen Speichel, den er mit

Sand vermischte. Christi Bild soll aber stets vor den Augen des Arztes schweben und in Seinem Namen soll er Alles thun.

Die Wirkung der ausströmenden Lebenskraft wird gewöhnlich durch die Verschiedenheit des Geschlechts bedeutend verstärkt, weil die Wechselwirkung des Gebens und Empfangens zwischen Beiden schon von Natur bedingt ist. Darum muß aber die heilende Person sich der höchsten Reinheit, nicht bloß im äußerlichen Lebenswandel, sondern auch in Gedanken und Worten befleißigen, weil im entgegengesetzten Falle sich die Unlauterkeit des Heilenden auf den Kranken überträgt, und somit keine gründliche Heilung, kein gesegneter Erfolg zu erwarten. Dies fällt aber wieder mit dem schon Gesagten zusammen, daß der Heilende Alles im Namen d. h. im Sinne Christi thun muß.

Wiewohl eigentlich jeder Kranke auf andere Weise behandelt werden muß, so hat doch oft der Arzt nicht die Zeit, das Leiden eines Jeden gründlich zu studiren, und danach seine Behandlung einzurichten, aber es giebt doch gewisse Kennzeichen, die den Arzt bei der Behandlung leiten können, und diese sind hauptsächlich folgende: 1) Ob die Krankheit von zu großer Fülle der Säfte, die der Körper nicht verarbeiten kann, herrührt, oder ob 2) im Gegensatz zu diesem der Körper zu viel Säfte verloren hat. 3) Ob Gram, Kummer oder Sorge den Grund zur Krankheit gelegt. 4) Ob geistige Anstrengung die Ursache. 5) Ob unterdrückte Hautthätigkeiten den Anlaß zur Krankheit gegeben, oder 6) ein fehlerhaftes Leben.

Eine Krankheit aus Ueberfülle der Säfte kann eigentlich nur dann vorkommen, wenn durch eine unrichtig gewählte Lebensweise dem Körper nicht Gelegenheit gegeben wird, die Säfte zu verarbeiten. Dieser Umstand erzeugt

so häufig bei weiblichen Personen eine Krankheit, die gewöhnlich falsch beurtheilt und darum auch falsch behandelt wird. Das Weib ist dazu bestimmt, Mutter zu werden, und den Ueberfluß von Säften, der sich in seinem Körper erzeugt, zur Entwicklung, zum Gedeihen neuer Körper zu verbrauchen, wie die Pflanze, wenn ihre Zeit gekommen ist, blüht und dann Früchte bringt, so soll es auch mit dem weiblichen Körper sein. Wird diesem die Gelegenheit dazu genommen, so häufen sich die überflüssigen Säfte an, und verdicken das Blut, namentlich wenn Mangel an körperlicher Thätigkeit den Körper verhindert, durch Schweiß oder andere Absonderungen das Ueberflüssige auszustoßen. Auch entsteht in dem Herzen des Weibes eine Leere, es fühlt einen Mangel, ein Verlangen, über das es sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß, und das ist auch natürlich und auf Naturgesetzen begründet. Wirken nun so äußere und innere Umstände zusammen, so entstehen allerhand Stockungen im Körper und daher Unzufriedenheit, Traurigkeit, Mißstimmung im Gemüth. Es sind zwar vom geistigen Standpunkte aus betrachtet die Leiber selig, die nie geboren haben, die Brüste, die nie gesäugt, denn die Zeit ist nicht fern, von der es heißt: „Wehe aber dann den Schwangern und Säugenden!“ und wo man sprechen wird: „Ihr Hügel fallet über mich und Ihr Berge bedecket mich!“ Aber die Natur fordert ihre Rechte, wie sie denn ein ewiger Kampf zwischen dem Fleisch und dem Geist. Wer recht weise wäre, sollte seine Töchter anders erziehen; nicht für die Welt, in Klugheit und Eitelkeit, sondern für den Beruf, den Gott dem Weibe angewiesen, als er in ihm dem Manne eine Gehülfin gab. Nicht zum selbstständigen Wirken ist das Weib bestimmt, sondern zum Helfen, Ausfüllen und Ergänzen, wo des Mannes Bestimmung aufhört. Wenn es überhaupt nöthig ist, ein Gleichgewicht zwischen geistigen und körperlichen Beschäftigungen herzustellen, so ist dies nament-

lich für Frauen von der höchsten Wichtigkeit, weil ihre feineren Nervenbildungen sie in geistiger und gemüthlicher Beziehung viel empfänglicher machen, und dadurch leicht ein Mißverhältniß zwischen körperlicher und geistiger Anstrengung hervorgerufen wird. Ist ein solches wirklich eingetreten, entsteht bei sonst ruhigen, sanften Frauen allmählich Gereiztheit, Verstimmung, wohl auch augenblickliche Heftigkeit oder Traurigkeit, so ist anzunehmen, daß ein körperliches Leiden im Anzuge ist, das aber noch unterdrückt werden kann. Man gebe ihnen, wo es möglich ist, einen anderen angemeßneren Wirkungskreis, eine Beschäftigung, die den Körper in Thätigkeit erhält, auch mit ihren Neigungen in Einklang steht. Spazierengehen, um der körperlichen Bewegung willen, ist immer nur ein Nothbehelf, weil, wenn schon Gemüthsverstimmung vorhanden ist, dieselbe gerade auf Spaziergängen oft genährt wird, weil man auf ihnen seinen Gedanken ungestört nachhängen kann. Beschäftigung im Hause und im Freien ist das beste Mittel dagegen. Gestatten die Verhältnisse eine solche Veränderung der Lebensweise nicht, so suche man der Leidenden doch auf irgend eine Weise Erheiterung zu verschaffen, vielleicht durch Umgang mit gesunden und fröhlichen Menschen.

Vor allen Dingen überhäufe man sie nicht mit allen den kleineren Bedürfnissen des Lebens, sondern man gebe ihnen Zeit, ihre Wünsche auf solche Kleinigkeiten zu richten, ja selbst darum zu sorgen, denn Sorgen und Schaffen ist des Weibes Beruf, und wo ihm dieser Beruf in seinem ganzen Umfange entzogen wird, muß es ihn wenigstens in geringerem Maße kennen lernen, sonst entsteht Stumpfheit und Gleichgültigkeit, und der Hang zum Grübeln wird nur um so mehr genährt. Man lasse sie nahrhafte, aber leicht verdauliche Nahrungsmittel genießen; sei aber nicht zu streng in der Vorschrift der Diät, nur dürfen sie besonders Abends nicht zu viel genießen. Milch, besonders saure,

und Früchte aller Art sind hier am rechten Orte. Kalte Bäder oder doch kalte Waschungen, namentlich des Unterleibes, nicht zu viel Schlaf, aber viel Bewegung, sind gleichfalls Haupterfordernisse. Der magnetische Arzt hat hier noch keinen bedeutenden Wirkungskreis, es kommt hauptsächlich darauf an, daß er auf das Gemüth zu wirken sucht. Greift das Uebel, trotz aller Vorsicht, weiter um sich, so entstehen auch bei solchen Personen allerhand Nervenleiden, die sich gewöhnlich als heftige Schmerzen äußern, von Zeit zu Zeit wiederkehren, und jedesmal stärker auftreten; dahin gehören: Kopf=, Gesichts=, Zahn=, Brust=, Unterleibs=, wohl auch Rückenschmerzen, Blutandrang nach Kopf und Herz u. dergl. Hier muß nun die magnetische Behandlung eingreifen. Der Arzt gebe zuerst die entsprechenden homöopathischen Arzneien, und unterstütze die Wirkung derselben durch seine eigene Kraft.

„Bei Schmerzen und Zufällen, die von Blutandrang nach Kopf und Herz herrühren, lege er aber ja nicht die Hand auf die leidende Stelle, sondern suche durch Striche von diesen Theilen nach unten herab das Blut wieder in richtigen Umlauf zu setzen, da dasselbe der Bewegung seiner Hand folgt. Bei Kopfschmerzen wehe er der leidenden Person mit den Händen nach Gesicht und Kopf zu, und ziehe dann schnell die Hände herunter; er lege die Hände in einiger Entfernung über dem Kopfe zusammen, und ziehe dann die eine über den Rücken, die andere über die Brust abwärts, das mehrmals hintereinander, aber nie zu lange auf einmal, sondern er wiederhole es lieber von Zeit zu Zeit, weil, wenn er stark ausströmt, schon seine Nähe oft im Anfange das Leiden bedeutend verstärkt. Er lasse magnetisches Wasser trinken, und will Alles nicht helfen, so reibe er Kreuz, Unterleib und Füße, auch wenn diese nicht kalt sind, mit den Händen.

Bei Kopfschmerzen, die seltner wiederkommen, dann

aber lange hintereinander fortdauern, muß der Kopf Abends mit kaltem Wasser gewaschen, dann tüchtig abgetrocknet und mit einem leinenen Tuche umwunden werden (bei Vollsäftigen nicht mit Seide). Auch die Füße können kalt gewaschen und dann tüchtig gerieben werden; doch muß dies mit Vorsicht geschehen, namentlich nie, wenn man erhitzt ist. Folgendes ist überhaupt bei allen schmerzhaften Leiden, die durch Blutandrang entstehen, Hauptsache: sind sie an Theilen des Oberkörpers, so halte sich der magnetische Arzt fern von den Patienten, und suche nur durch Striche das Blut herabzuziehen, dagegen kann er bei Rücken- und Leibschmerzen oder auch bei rheumatischen Schmerzen in den Extremitäten durch Reiben und Streichen oder auch durch Handauflegen Erleichterung verschaffen, nur nie zu lange auf einmal, lieber öfter wiederholt.

Ganz anders ist es bei Personen, deren Krankheit aus Mangel an Säften oder durch Säfteverlust entstanden. Achtet man bei vollsäftigen Personen nicht zeitig genug auf das Leiden, beugt daher auch einem weiteren Umsichgreifen nicht vor oder behandelt man sie unrichtig, so stößt die Natur oft gewaltsam aus, was der Körper nicht verbraucht. Solch ein Zustand wird häufig auch durch zu große Anstrengung, durch Kummer oder wohl auch durch eine unpassende Diät herbeigeführt. Welches nun auch die Ursache sein möge, dieser Zustand der Schwäche und Entkräftung verlangt immer eine besondere Beachtung von Seiten des Arztes. Vor allen Dingen überzeuge sich der Arzt zuerst, ob der Kranke Fieber hat. In diesem Falle sei er ja recht vorsichtig, nähere sich dem Kranken nicht zu oft, beschränke seine ganze Behandlung auf einige beruhigende Striche, weil eine ausgedehntere magnetische Einwirkung die schon beschleunigte, dem Tode zuströmende Lebens-

thätigkeit, noch mehr beeilt, und somit das Ende schneller herbeiführt.*)

Strömt der Arzt nicht zu stark aus, so mag er sich wohl dann und wann ein Viertelstündchen im Zimmer des Kranken, aber nicht in dessen unmittelbarer Nähe aufhalten. Auf diese Weise ernährt er den Kranken durch die von ihm ausgehende Kraft; kommt er ihm aber zu nah, so reibt er ihn auf.

Auch wenn ein schwacher Kranker kein Fieber hat, so muß der Arzt ihm im Anfange der Behandlung nicht zu oft nahen, oder zu lange bleiben; er gehe lieber mehrmals des Tages zu ihm.

Bei solchen Personen wird der Arzt durch Striche wenig oder gar nichts ausrichten, er lege vielmehr die Hand auf diejenigen Theile, welche die leidendsten sind, vorzüglich auf Kopf, Rücken und Herzgrube; anfänglich nur kurze Zeit, so wie der Kranke aber kräftiger wird, länger; ja, wenn er Zeit hat, wohl stundenlang. Solchem Kranken ist die unmittelbare Nähe des Arztes nöthig und heilsam. Der schwächere Körper wird durch die Ausströmung des gesunden nicht allein ernährt, sondern es geht auch folgender Prozeß vor sich, der noch wichtiger ist. Durch großen Säfteverlust werden die Nerven entweder schlaff und fast unthätig, oder sie verdorren gleichsam, werden trocken und spröde. Im ersten Falle entsteht große Hinfälligkeit, Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Im zweiten dagegen Aufregung und Ueberreiztheit. Im ersteren Falle werden durch den eindringenden Lebenshauch die Nerven wieder belebt, im zweiten wird den Nerven die nothwendige Feuch-

---

*) Wer homöopathische Mittel besitzt oder erlangen kann, löse einige Körnchen Aconit in Wasser auf, und gebe davon alle 1—2 Stunden einen Theelöffel voll, oder einen Schluck.

tigkeit mitgetheilt, und hier ist es aber nothwendig, daß der Arzt, sobald der Kranke etwas vorgeschritten ist, so lange bei ihm bleibe, bis die Haut feucht wird. Durch diesen Schweiß, der nicht eigentlich aus dem Körper des Kranken hervorbricht, sondern erst durch die Einströmung des aus dem gesunden Körper ausgehenden, in den kranken eindringenden Lebensduftes entstanden ist, wird die Trockenheit der Nerven allmählich gemildert.

Ueberhaupt bleibe der Grundsatz: bei großer belästigender Säftefülle sorge der Arzt für richtige Verwendung derselben, oder beruhige sie, in nöthigen Fällen durch Handbewegungen und Striche aus einiger Entfernung. Bei entkräfteten Personen dagegen muß er von seiner eignen Kraft mittheilen, sich also mehr und mehr dem Kranken nähern, um unmittelbar auf ihn einzuwirken. Natürlich gehört zu einer solchen Behandlung ein Arzt, der Gott fürchtet und ein reines Herz hat, sonst kann er leicht in geistiger Beziehung mehr schaden, als er dem Körper nützt. Er bestrebe sich, wenn er Kranke weiblichen Geschlechts zu behandeln hat, denselben gegenüber stets eine gewisse Ruhe und Würde zu behaupten; er mache es ihnen recht oft anschaulich, daß Alles, was gesegnet sein solle, im Namen Gottes geschehen müsse; und dann sei er auch so pünktlich als möglich in seinen Besuchen.“

Bis hierher hatte die Schlafende dictirt; darauf verschwand der Schlaf, und die Kranke war genesen.

Sechsundfunfzigster Abschnitt.

Doctor-Promotion. — Ernennung zum Sanitätsrath und Ehrenmitglied verschiedener Academieen etc. — Lehrbuch der Homöopathie. — Errichtung einer Verlags-Buchhandlung.

Meine übrigen Erlebnisse in Cöthen genauer zu erzählen, behalte ich mir einer späteren Zeit für den 2ten Band vor. Erwähnen will ich nur noch, daß ich am 18. Mai 1850 von der Medicinischen Facultät in Jena zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt wurde, nachdem ich vorher einen Augen-Operations-Cursus beim Geh. Medicinalrath Dr. Blasius, Director der chirurgischen Universitäts-Klinik zu Halle a. d. S. gehört, und meine Doctor-Dissertation über diesen Gegenstand geschrieben hatte, unter dem Titel: De cataractae extractione.

Mehrere Jahre zuvor war ich von der homöopathischen Academie zu Palermo zum correspondirenden, und im Jahre 1852 zum Ehren-Mitgliede der homöopathischen Academie zu Rio de Janeiro ernannt. Eine gleiche Ehre erzeigten mir der homöopathische Verein zu Darmstadt 1854, und die „Société de Pharmacodynamie homöopathique" zu Brüssel, und mehrere andere naturwissenschaftliche Gesellschaften.

Im Jahre 1860 wurde ich, bald nach dem vollständigen Erscheinen meines „Lehrbuchs der Homöopathie", von Seiner Hoheit dem Herzoge von Sachsen-Meiningen zum Sanitätsrath ernannt.

Die erste Auflage des Lehrbuchs, 23,000 Exemplare stark, war in zwei Jahren vergriffen, und sind bis jetzt

5 Abdrücke mit einigen Veränderungen erschienen. Dasselbe ist, vom Dr. Hempel in New-York ins Englische, und vom Dr. Anton Ritter von Kaczkowski ins Polnische übersetzt, erschienen. Jetzt wird an einer Russischen, Spanischen und Französischen Uebersetzung gearbeitet. Da meine „Hahnemann's Todtenfeier," wodurch die Homöopathie am meisten verbreitet wurde, bereits in der 34sten, meine „Lebensregeln" dagegen in der 44sten Auflage erschienen sind, und auch meine poetischen Werke — Gedichte und Schauspiele — stets neue Auflagen erlebten, so wurde ich im October 1862 Verlagsbuchhändler, wodurch mir der Absatz bedeutend erleichtert wurde, obgleich ich zur Auslieferung meiner Verlags-Artikel und Buchführung überhaupt einen besondern Beamten anstellen mußte.

Siebenundfunfzigster Abschnitt.

Meine Zeit-Eintheilung.

Durch die verschiedenen Beschäftigungsarten, die mir obliegen, ist meine Zeit so besetzt, daß ich, außer den Nachtstunden, keine Viertelstunde mein eigen nennen kann, und es wird meine Freunde interessiren zu hören, wie ich den Tag eingetheilt habe. Sobald ich aufstehe, im Winter 7 oder ½8 Uhr, wird mir aus der Heilanstalt gemeldet, wo ich etwa nöthig habe, selbst einen Besuch zu machen, was ich nur ausnahmsweise thue, da ich meist ambulante, chronische Kranke im Hause behandle. Von ½9 bis 9 Uhr werden mir Briefe zur Unterschrift vorgelegt, die ich theils Tags zuvor dictirt habe, oder deren Inhalt ich jetzt genehmigen

soll. Von 9 bis 10 Uhr collationire ich die Revisionen des eben zum Druck bereit liegenden Bogens, da stets mehrere Pressen für mich in Bewegung sind. Dabei trinke ich zwei Tassen Mehlsuppe mit ganz wenig Rothwein und Zucker. Um 10¼ Uhr gehe ich in die Poliklinik, wo indessen die früh schon erschienenen Kranken von den Assistenz-Aerzten examinirt und untersucht sind, und ich gewissermaßen eine Super-Revision halte, und die Leute abfertige, die mit dem nächsten Zuge fort, oder aufs Land gehen wollen. Bleibt vor der 2ten Abfertigung gegen 12 Uhr noch Zeit übrig, so werden mir Briefe vorgetragen und ich dictire die Antwort, theils zur stenographischen Notiz, theils wird sie mit Bleistift geschrieben, so daß sie im Secretariat abgeschrieben werden kann. Während dieser Arbeit bin ich mechanisch mit dem Anfeuchten und Potenziren der Arzneien beschäftigt, was ich täglich allein besorge, und nie einer fremden Hand überlasse. Gegen 12 Uhr werden Diejenigen in der Poliklinik abgefertigt, die nach Halle, Leipzig und Süddeutschland, oder nach Wittenberg, Berlin und weiter nach Osten zu fahren wünschen. Hierauf fahre ich fort, zu dictiren, oder werde von Hauskranken consultirt, bis ich gegen 1 Uhr Vormittags zum letzten Male in der Klinik diejenigen abfertige, die um 2 Uhr nach Magdeburg, Hamburg und weiter nach Norden, oder nach Bernburg, Aschersleben und Halberstadt abfahren. — Um ½2 Uhr erschallt die Tischglocke, und ich esse mit meiner Familie und allen Patienten im Speisesaal bis 2 Uhr. Dann liegen wieder eine Menge Briefe zum Unterschreiben bereit, und ich nehme einen neuen Vortrag an, der gewöhnlich bis 4 Uhr dauert. Dann ist die Sprechstunde für Personen aus der Stadt, die zum Theil Geld abholen, Bestellungen empfangen 2c. Um 5 Uhr fertige ich einen Theil der Kranken in der Klinik ab, die noch mit dem Zuge oder aufs Land fort müssen. Von 5¼ — 6 Uhr, wenn irgend die Zeit es zuläßt, dictire

ich wieder Briefe beim Anfeuchten der Arzneien, und um 6 Uhr Abends fahre ich in einem geschlossenen Wagen zu denjenigen acuten Kranken, die im Laufe des Vormittags um einen besonderen Besuch gebeten haben, sonst besuche ich Niemanden. Um 7 Uhr kehre ich heim, und fertige in der Klinik die letzten Patienten ab, dann um 7¼ Uhr läutet es zum Abendbrodt, das ich wieder am Gesammttisch zu mir nehme, und welches für mich seit 13 Jahren aus geriebenen Kartoffeln besteht, mit etwas Fleisch, das vom Mittag übrig geblieben, oder auch frisch bereitet ist, was ich ganz meiner Kochmamsell überlasse. Nach dem Abendessen sind in der Regel wieder Briefe zu unterschreiben, oder Consultationen zu halten, sodaß 10 Uhr sehr schnell heranrückt, und ich nur selten ungestört im Musiksaale bei den übrigen Patienten verweilen kann, wo in der Regel Etwas vorgelesen, oder Dame, Schach &c. gespielt, oder auch musicirt wird. Nach 10 Uhr erst ist die Zeit mein eigen, und wird zu nothwendigen Briefen oder schriftstellerischen Arbeiten, was eben am meisten Noth thut, benutzt, wie ich z. B. dies soeben niederschreibe, während der Zeiger der Uhr auf ½1 Uhr Nachts zeigt. Um diese Zeit aber gehe ich in der Regel zu Bett, und nur, als ich eine so wichtige Arbeit, wie das Lehrbuch vorhatte, schlief ich oft nur 2, nie aber länger als 5 Stunden. Jetzt jedoch in meinem 53sten Lebensjahre schlafe ich 6 — 7 Stunden in einem Zuge, ohne zu erwachen, stelle deshalb jedesmal den Wecker, weil ich sonst in den Tag hineinschlafen und Manches versäumen würde.

Eine Ausnahme von der gewöhnlichen Tagesordnung macht der Sonntag. Da ist die Klinik geschlossen, und werden um 11 Uhr nur acute Kranke aus der Stadt, und sehr arme auswärtige angenommen und abgefertigt. Um ½1 Uhr halte ich seit 18 Jahren Hausandacht, da viele meiner nervenleidenden Kranken das Orgelspiel nicht vertragen und daher die Kirche nicht besuchen können. Ohne weitere Vorberei-

tung (denn dazu wäre doch keine Zeit übrig) erkläre ich das vorgeschriebene Evangelium, nachdem ich zu Anfang ein schönes Kernlied vorgelesen habe, doch nur im Urtext, und nicht mit den neuern Verböserungen mancher Gesangbücher. Mein Vortrag dauert nur 20 Minuten, weil es sonst Nervenkranke angreifen würde, und unter meinen Zuhörern habe ich schon zu gleicher Zeit Römische und Griechische Katholiken, Lutheraner und Reformirte, Irvingianer und Juden gehabt. Es hat aber Alle erbaut, weil ich nur die reine Christuslehre der Liebe und des Glaubens predige, die Alle gemein haben sollten! Am Sonntag Nachmittag bin ich bei den Patienten im Garten oder im Salon, oder mache Landpartien mit ihnen. Abends lese ich in der Regel etwas Klassisches vor, bisweilen ein ganzes Schauspiel, z. B. „das Leben ein Traum" von Calderon, „Hamlet" oder „Shylock" von Shakespeare, den „Stern von Sevilla" von Lope de Vega oder dgl. mehr.

Hieraus wird ein Jeder leicht ersehen, daß ich mich längst aufgerieben haben müßte, hätte mir die Vorsehung nicht eine so feste Constitution und unerschütterliche Gesundheit gegeben; doch sehe ich sehr wohl ein, daß ich es lange in dieser Weise nicht fortführen kann. Deshalb will ich unter allen Umständen meine Heil-Anstalt verkaufen. Diesen Entschluß faßte ich bereits vor 2 — 3 Jahren, und wollte nach Gotha übersiedeln, wozu ich bereits die Erlaubniß Sr. Hoheit des regierenden Herzogs Ernst erhalten hatte; doch es fand sich kein annehmbarer Käufer für mein Haus. Ich zweifle aber nicht, daß ein solcher kommen wird, und dann möchte ich am liebsten nach einer größeren Stadt ziehen, wo ich nur die Poliklinik, die am meisten bildend für junge Aerzte, und Studenten der Medizin ist, und meine Correspondenz fortsetzen würde; ohne jedoch wieder Kranke in meinem Hause aufzunehmen, was zu viel Zeit und Mühe kostet. Ich hätte dann we-

nigstens die Abende für mich, hätte durch den Besuch interessanter Vorlesungen neue Anregung für den Geist, und durch den Besuch schöner Concerte, Opern oder klassischer Stücke, Erquickung für Herz und Geist, was ich jetzt fast ganz entbehren muß, und gewiß, bei so unausgesetzter Anstrengung, mit Bedürfniß zur Aufrechterhaltung der Körperkräfte ist.

Den Entschluß, Cöthen zu verlassen, habe ich nur nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, da sich mein Hierbleiben nicht mit einer Geschäfts-Veringerung vereinigen läßt. Sonst habe ich ja über Nichts zu klagen, vielmehr ist mir die Einwohnerschaft von Cöthen aufs Freundlichste entgegengekommen, und hat mich zwei Mal mit einem Fackelzuge erfreut und beehrt. Doch wie ich bei Allem die Sache der Homöopathie zumeist im Auge habe, also auch hier. In solchem Trubel schaffe ich zwar für den Augenblick; doch bei mehr Muße und Ruhe könnte ich durch schriftstellerische Thätigkeit für die Zukunft schaffen, was ich für meine Schuldigkeit halte, und bis jetzt nach Kräften gethan habe. Wie in allen Dingen in meinem Leben lasse ich mich auch hierin von der Vorsehung lenken, der ich zwar nicht vorgreifen, aber auch nicht lässig sein will, wenn sie mich ruft.

Achtundfunfzigster Abschnitt.

Meine Kinder.

Was meine Kinder betrifft, so hat mir die Vorsehung drei Söhne geschenkt. Der älteste, Ernst Arthur, der am 13. October 1848, Mittags ½12 Uhr geboren

wurde, sitzt jetzt in Secunda, Carl Arthur, geboren den 29. November 1851, Morgens 8 Uhr, in Ober-Tertia, und Paul Arthur, geboren den 4. März 1853, 11 Uhr Abends, in Quarta.

Dieselben berechtigen zu den besten Hoffnungen, und Ernst hat entschiedne Neigung zum ärztlichen Berufe, so daß ich und seine Erzieher Noth haben, ihn von den jetzt noch zu frühen anatomischen Studien zurückzuhalten.

Neunundfunfzigster Abschnitt.

Meine Poesieen.

Zu Hause ist es ganz unmöglich, nur einen poetischen Gedanken zu fassen, viel weniger ihn zu einem Gedichte zu formen; daher sind fast alle in neuerer Zeit entstandenen Gedichte unterwegs geschrieben, theils im Wagen bei längeren Fahrten zu Kranken auf dem Lande, theils aber, und in den meisten Fällen, im Eisenbahn-Coupee. So schrieb ich z. B. die erste Scene des 3ten Akts meines Schauspiels „Herzog Heinrich und Marie" von Magdeburg bis Hamm, als ich nach Dortmund zur Versammlung der homöopathischen Aerzte fuhr. In diesem Jahre den ganzen 1. Akt meines neuen Schauspiels von Berlin bis Pasewalk im Coupee, und bis Greifswald noch einen großen Theil des 2. Aktes. Wenn ich producire, so stört mich keine Umgebung, doch gewöhnlich sitze ich allein in einem Coupee zweiter Klasse. Ich habe zu diesem Zwecke stets ein Stück Pappe bei mir, das ich in der linken Hand halte, während ich mit der rechten mit Bleistift schreibe. Fühle ich mich dann im geringsten

ermüdet, so lege ich mich um, und schlafe sogleich ein. Sobald ich erwache, schreibe ich weiter, und so wird stets unter Schlaf und Schreiben etwas gefördert, ohne daß es mich im geringsten angreift. Daß es bei meinem letzten Schauspiel „Graf Evremont“ so überaus schnell ging, ist nur dadurch zu erklären, daß ich seit einem Jahre den Stoff mit mir umhertrug, und öfters Gelegenheit hatte, ihn zu erzählen. Dies geschah auch 2 Tage vor der Fahrt nach der Insel Rügen, und da erst merkte ich, daß ich mit der Disposition fertig wäre. Als ich nun mit dem einen fertigen Akte in Lauterbach bei Putbus ankam, arbeitete ich anhaltend an dem Stücke, und am 6ten Tage Abends nach 12 Uhr schrieb ich am Schlusse des 5ten Aktes: Der Vorhang fällt. Es sind 154 Quartseiten, und das Stück wird einen ganzen Abend füllen. Das vorletzte Schauspiel: „Herzog Heinrich und Marie“ wurde am 15. Febr. d. J. zum ersten Male auf der Königl. Hofbühne in Potsdam aufgeführt, und einige Tage darauf wiederholt. Es hat bei allen späteren Aufführungen Beifall gefunden, was die verschiedenartigsten Recensionen einstimmig aussprechen. Auch mein erstes im Jahr 1839 gedrucktes dramatisches Gedicht: „das Galgenmännlein“ ist zuerst ohne mein Wissen auf die Bühne gebracht worden, während ich es nur geschrieben hatte, um mich, nach dem Studium des Götheschen Faust, wieder frei zu machen.

Höchst selten mache ich ein Gedicht absichtlich, das kann höchstens einmal bei einem Balladenstoff vorkommen, sonst kommt mir in der Regel bei irgend einer Gelegenheit der Gedanke, und zwar fertig in gebundener Form, daß ich ihn nur niederzuschreiben brauche. Als ich z. B. einmal beim Erwachen einen Blumenstrauß sah, und an eine Person dachte, die Blumen sehr liebt, sprach ich, und schrieb bald darauf unverändert nieder:

O, meine Blumen!
Ihr, meine Freude!
Welkt ihr auch morgen,
Blüht ihr doch heute.
Freuden und Blumen
Vergehen schnell;
's giebt kein Verblühen —
Bleibt's Herz nur hell!

Auf der Reise nach Neudietendorf zu meiner kranken Freundin, der Mama Braun, geb. v. Mercklin, schrieb ich meine letzte poetische Erzählung, die hier eine Stelle finden soll. Dieselbe ist mir deshalb merkwürdig, weil ich zuerst einige unreine Reime stehen gelassen hatte. Als jedoch bei meiner Anwesenheit in München in diesem Jahre Oscar von Redwitz das Gedicht las, mißfielen ihm die genannten Reime, und er sagte mir, daß er den Grundsatz hätte, nie einen unreinen Reim passiren zu lassen, da unsre Sprache ja so reich wäre, daß man stets auch einen reinen finden würde. Er war selbst so freundlich, die betreffenden Verse bis zum nächsten Tage umzuarbeiten, und da mir dies einleuchtete, so habe ich auch den Entschluß gefaßt, womöglich nie wieder einen unreinen Reim durchzulassen, deren noch mehrere im ersten Bande meiner Gedichte vorkommen, weil ich früher meinte, was Göthe und Schiller gethan, könnten wir auch machen; doch ich habe mich eines Andern überzeugt: daß Jeder immer mehr und mehr nach Vollendung streben muß.

Da ich gerade in München anwesend war, und den Ertrag für dieses Gedicht der äußerst wohlthätigen Anstalt für arme Kranke, der von Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Alexandra gestifteten Marien-Armen-Küche bei St. Bonifaz in München, widmete, so hatte Herr Graf Pocci, Oberstkämmerer Sr. Majestät des Königs von Bayern, der durch seine reizenden Handzeichnungen auch in der Künstlerwelt bekannt ist, die Güte, mir zu diesem Gedichte eine Holz-Zeichnung zu machen.

Zeichnung und Gedicht mögen hier einen Platz finden:



Miss Mary.

Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet.

Am grünen Rhein, vor altersgrauem Thurme
Der Meister herrscht in der Gesellen Schar:
„Verjüngt ersteh' hier aus der Zeiten Sturme,
Was seit Jahrhunderten zerfallen war."

„Gesellen, vorwärts drum, erst von der Pforte
Den Mauerschutt nun flugs hinweggeräumt!" —
Und sie gehorchen ihres Meisters Worte,
Indeß er selber müßig steht und träumt.

Und Stein auf Stein sieht er hinweg sie heben —
Die Treppe war's, die hier einst niederschlug —
Da will die Frag' ihm auf die Lippe schweben:
Wer war's wohl, dessen Fuß zuletzt sie trug?

Da späht er durch das freie Thor nach Innen,
Doch wie, was sieht er? — Ist es nicht nur Schein?
„Gott! — Ein Gerippe knieend vor den Zinnen,
Noch hüllt es seidne Pracht vermodert ein.“

„Schnell, schnell, die Leiter her! — hinangeklommen!
O sieh! noch liegt sie da, wie im Gebet.
Wie bist du Aermste nur hieher gekommen?
Und ach, wie hast du wohl so heiß gefleht!“

„Dort liegt ein Buch, in Pergament gebunden; —
Vielleicht erstumpft' an dir der Zahn der Zeit! —
Fürwahr so ist's, — die Lösung ist gefunden! —
Wer wäre nicht zu hören gern bereit:“

* * *

„„Ich ging zur Burg, was täglich fast geschehen,
Die Landschaft zeichnend, froh mich zu erlaben,
Da fand ich diesen Thurm, sonst übersehen,
Er schien ob allen andern mir erhaben.““

„„Die kleine Pforte führte mich nach Innen,
Die Wendeltreppe, sie war bald erstiegen, — —
Da kracht's gewaltig, — Nacht wird meinen Sinnen, —
Ich finde mich in Schutt und Trümmern liegen.““

„„Das war ein schweres, schmerzliches Erwachen! —
Die Wendeltreppe war hinabgesunken. —
Nur über mir sah ich den Himmel lachen;
Im Herzen glimmt ein schwacher Hoffnungsfunken.““

„„Sie werden suchen; — werden sie mich finden?
Wer ahnt im Schutte noch ein menschlich Wesen?
Wird nicht mein Ruf verhallen mit den Winden?
Bin ich zu unerhörter Qual erlesen? —““

„„Jetzt wandt' ich meiner Seele Ruf nach Oben:
Du kannst, o Herr, so du es willst, mich retten!
O, gieb mir Kraft, Dein Walten auch zu loben,
Sollt' ich verschmachten in des Todes Ketten.““

„„Da hört' ich rufen! — Meines Vaters Stimme! —
Ich schrie so laut, als irgend ich vermochte. —
Man hört mich nicht! — O Hoffnungsfunken glimme!
Ein Tröpfchen Oel dem fast erloschnen Dochte!““

„„Die Nacht brach an; die Sterne sah ich funkeln,
Da warf ich nieder mich, mit Gott zu ringen.
O Herr, mein Licht! auch in der Nacht, der dunkeln,
Laß Deiner Gnade Strahl doch zu mir dringen!““

„„O schenk' den armen Eltern Dein Erbarmen!
Das einz'ge Kind laß ihrem Alter leben!
Wie wird ihr Herz voll Dankesgluth erwarmen,
Wenn Du aufs Neue ihnen mich gegeben.““

„„So fleht' ich lange, bis die Kraft entschwunden,
Und ich zum Tod' ermattet brach zusammen.
Ein tiefer Schlaf umfing mich flücht'ge Stunden,
Doch bald erweckte mich des Frühroths Flammen.““

„„Und wieder war's ein Tag voll Angst und Zähren;
Die Nächte hab' ich in Gebet durchschmachtet.
Fünfmal sah ich den Tag die Nacht verklären,
Jetzt lieg' ich da, vom Tod' schon halb umnachtet.““

„„Ich habe abgeschlossen mit dem Leben,
Die Ewigkeit fühl' ich herein schon ragen.
Dir, Herr, mein Gott, hab' ich mich ganz ergeben,
Du wollst die freie Seele aufwärts tragen!““

* *
*

„So schrieb es ihre Hand vor funfzig Jahren. —
Du armes Kind, welch unerhört Geschick!
O, daß der Himmel dir's nicht wollt' ersparen!“ —
Und eine Thräne netzt des Meisters Blick.

In Englands Erde längst die Eltern schliefen;
Ihr Kind umfing das Grab am deutschen Rhein.
Die Herzen, die sich einst vergeblich riefen,
Sie werden droben längst beisammen sein.

Daß auch meine Söhne, mehr oder minder, Anlage zur Dichtkunst haben, darf Niemand Wunder nehmen, da auch in deren Mutter eine poetische Ader fließt, und dieselbe erst in diesem Sommer eine artige Novelle unter dem Titel: „Wenn der Flieder blüht. Ein Abendtraum", geschrieben hat, der es an poetischen Momenten nicht fehlt; nachdem im Jahre 1861 in Gubitz's Volkskalender eine musikalische Erzählung „die Silberstimme" von derselben erschienen war. Vor unsrer Verheirathung hatte sie schon mehrere Gedichte gemacht, unter welchen ich folgendes hier abdrucken lasse:

Die Absolution.

Die Orgel tönt, Gesang erschallt,
„Ora pro nobis!" ringsum hallt.

Ein sündig Weib kniet am Altar,
Sie ringt die Hände, sie rauft das Haar.

Jetzt schreitet sie zum Beichtstuhl vor,
Und neigt sich des frommen Priesters Ohr.

Sie beichtet reuig dem heil'gen Mann,
Und klagt sich also selber an:

„Ich hab' einem Jüngling gebrochen den Eid,
„Den ich ihm geschworen für ewige Zeit.

„Er blieb mir so treu, er war so gut! —
„Auf meinem Gewissen da lastet sein Blut!

„O heil'ger Vater, sag' mir an,
„Ob Gott die Schuld mir vergeben kann?"

O Weib, dein Wunsch ist schon erfüllt! —
So spricht der Priester ernst und mild.

Du hast gebeichtet jetzt dem Mann,
Dem du die Schuld einst angethan

Und nicht nur Er hat dir verziehn,
Nein, Gott verzeiht dir jetzt durch ihn!

Da ich einmal der Poesieen gedenke, so kann ich auch eine nicht unerwähnt lassen, die mir die Tochter meiner theuersten und treusten Freundin zusandte, als ich ihre hochbetagte Mutter von einer lebensgefährlichen Krankheit mit Gottes Hülfe hergestellt hatte. Die Dichterin ist die beliebte Jugendschriftstellerin Isabella Braun in München, und ihre Dichtung lautet:

An Dr. Arthur Lutze.

In dankbarer Verehrung, für die meiner lieben Mutter geleistete Hülfe.

Erloschen ist des Tages Schimmer,
Und tiefe Nacht ruht auf der Flur
In einem stillen, kleinen Zimmer
Brennt eine blasse Lampe nur;
In schwarzem, faltigem Talare
Steht sinnend hier ein bleicher Mann;
Nicht hat die Zeit geraubt die Haare,
Die Sorge hat das Werk gethan.

Als wie ein Feldherr auf die Krieger,
Die er geordnet hat zur Schlacht,
Und die er einzeln weiht zum Sieger
Bei seiner einsam stillen Wacht: —
Schaut er auf seiner Flaschen Reihen
Und ordnet sie zum großen Streit,
Den kranken Körper zu befreien
Von drückender Gefangenheit.

Und endlich bricht er nun sein Sinnen,
Ein Lächeln spielt um seinen Mund:
„Der Plan ist fertig, fort von hinnen
Ihr Kämpfer nun in dieser Stund'!" —
Schon streckt die Hand sich aus nach ihnen,
Was hält sie plötzlich nun zurück?
Was leuchtet in den ernsten Mienen?
Was sagt des dunklen Auges Blick? —

Es schweift empor zum Kreuzeszeichen,
Dort ruht es ernst, dort ruht es lang; —
Er sieht den Heiland hier erbleichen
Auf seinem schweren Lebensgang;
Er hört im Geiste nun die Worte:
„Ich bin die Wahrheit nur allein,
Ich bin die einzig sichre Pforte,
Durch die man geht zum Leben ein!"

Da wird sein Sinnen zum Gebete,
Und leise flüstert nun sein Mund:
„Mit Deiner Weisheit, Herr, vertrete
Du mich in dieser ernsten Stund'!
Gieb Leben, Herr, nach Deinem Willen,
Gieb Tod nach Deinem heil'gen Spruch!
Ich bin Dein Werkzeug, zu erfüllen,
Was steht in Deinem Lebensbuch!

Wohlan, ihr Fläschlein! zieht von hinnen!
Ihr seid ein sonderbares Heer!
Du, Belladonna, sollst gewinnen
Manch' Leben mir mit gift'gem Speer!
Du, Conium, steh' ihr zur Seite,
Und Dulcamara, halt' dich gut,
Du, Arnica, gieb das Geleite,
Besänft'ge, Aconit, das Blut!

„Ignatia amara lindre
Der Seele Druck, den bangen Schmerz,
Spigelia, die Schläge mindre,
Wenn stürmisch pocht das kranke Herz!

Und sende Schlaf auf manche Lider,
Und gieb dem Blute seinen Lauf,
Du, China, hilf dem Leibe wieder
Zu neuen Lebenskräften auf!

„Ihr Alle. wie ihr möget heißen,
Und habt ihr auch gar schlechten Ruf,
Zieht fort auf eure Segensreisen
Und übet göttlichen Beruf!
Verkannt ist Manches wohl hienieden,
Doch nur getrost und nur voran!
Es ist dem Menschen auch beschieden
Das gleiche Loos auf seiner Bahn!" —

Der Weise schweigt. — Zu kurzem Schlummer
Schließt sich sein müdes Augenpaar,
Und Träume von gestilltem Kummer
Verwebt darein die Engelschaar.
Ja, schlafe sanft, Du müder Streiter!
Und tagt auch früh der Morgen schon,
So hilft der liebe Gott doch weiter,
Und sorgt für Deinen ew'gen Lohn! —

Isabella Braun.

Zum Schlusse dieses Abschnittes will ich noch erwähnen, daß ich, in Berücksichtigung meiner schriftstellerischen Thätigkeit, am 28. August 1864 zum Mitglied des „Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung, in Göthe's Vaterhause zu Frankfurt am Main" ernannt wurde, und das darüber ausgefertigte Diplom erhielt.

Noch vor dem Drucke dieses Bogens erhielt ich unterm 30. December 1865 vom genannten „Freien Deutschen Hochstift" in Frankfurt am Main folgendes Schreiben:

Hochgeehrter Herr!

Indem wir uns beehren, Ihnen, mit Beziehung auf Satz 27—33 und 37 unserer Satzungen, hierdurch ergebenst anzuzeigen, daß Sie auf den Vorschlag der Meisterschaft durch die Mitgliederschaft unserer Stiftung zum

Ehrenmitgliede und Meister

ernannt worden sind, ertheilen wir Ihnen hiermit die Rechte eines solchen und bitten Sie zugleich, Sich in dem von Ihnen mit so großem Erfolge gepflegten Gebiete der gesammten Heilkunde kräftigst an der Thätigkeit des Freien Deutschen Hochstiftes zu betheiligen.

Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes.

Sechzigster Abschnitt.

Meine Thätigkeit zur Verbreitung der Homöopathie.

Das Erste, was darin geschah, war der Abdruck von „Hahnemann's Todtenfeier", den ich bereits in Potsdam machen ließ. Diese Schrift, sammt den „Lebensregeln", die auch bereits in Potsdam erschienen, fand solche Verbreitung, daß, bei 5000 Auflage, jetzt die 34ste Auflage von „Hahnemann's Todtenfeier" und die 44ste der „Lebensregeln" erschienen ist. Jeder Gebildete, der die erstgenannte Schrift liest, bekommt dadurch einen deutlichen Begriff von dem Wesen der Homöopathie, sowie von den Haupt-Irrthümern, Vorurtheilen und Mißbräuchen der Allöopathie. Dieselbe ist theils ganz, theils auszugsweise in die meisten lebenden Sprachen übersetzt.

Zur ausgedehntesten Verbreitung der neuen Heilkunst trug mein „Lehrbuch der Homöopathie" bei. Ich hatte früher selbst den Mangel eines recht praktischen Buches empfunden, da einzelne zu oberflächlich, andere zu unvollständig waren, und keins genau die Dosis beim Einnehmen angab, was zu wissen nicht bloß für den Laien, sondern auch für den Arzt, der das Studium der Homöopathie beginnen und Versuche machen will, von großer Wichtigkeit ist. Zwar hat mir dies Buch unsägliche Mühe gekostet, da ich jahrelang in den Nachtstunden daran gearbeitet und oft nur 2—3 Stunden binnen 24 Stunden geschlafen habe; doch ist mir dafür auch ein reicher Lohn zu Theil geworden, nämlich der, daß eine Menge Aerzte alter Schule sich zur Homöopathie gewandt haben, und noch täglich zu derselben übergehen, weil jede Heilung, die sie nach meinem Lehrbuche, und mit den von mir selbst bereiteten Arzneien versuchen, auch gelingt, und oft die Prüfenden in Erstaunen versetzt.

Im Jahre 1863 erschien, wie ich bereits im 56sten Abschnitt beiläufig erwähnt habe, eine Englische Uebersetzung meines Lehrbuchs von Dr. med. Hempel in New-York bei William Radde, und in demselben Jahre eine Polnische von Dr. Anton Ritter von Kaczkowski in Lemberg. Gegenwärtig ist eine Französische, Spanische und Russische unter der Feder.

Da die Missionare in der Regel eine Apotheke nebst Lehrbuch mitnehmen, so wird jetzt in China und Hindostan, Surinam und Brasilien, im Caplande und an der Goldküste, in Australien, Labrador und in Palästina nach meiner Instruction geheilt, und den gelungenen Curen aus meiner Apotheke verdanke ich z. B. den Abschnitt eines Oelbaumzweiges aus Gethsemane, von einem Stamme, der bereits zu Christi Zeit gestanden hatte, welchen die

Oberin des dortigen Klosters mir mit mehreren werthvollen Gegenständen aus Dankbarkeit zusandte.

Die Jahresberichte, welche von meinen Assistenz-Aerzten nach den Büchern zusammengestellt werden, geben näheren Aufschluß über manche Specialitäten, und ich lasse den zuletzt erschienenen hier abdrucken:

Jahres-Bericht
vom 1. Januar 1864—1865
über die Heil- und Lehr-Anstalt der Homöopathie des Sanitätsrath Dr. med. Arthur Lutze in Cöthen.

Die **Poliklinik** haben besucht: 26,690 Kranke, also 3,978 mehr als im vorigen Jahre.

Durch die Post sind 51,452 Briefe eingegangen, worin 162,781 Krankenberichte enthalten waren. **In Summa** wurden **189,471 Kranke** abgefertigt, (7,264 mehr, als im vorigen Jahre). Mehr als drei Viertheile sämmtlicher Kranken sind unentgeltlich behandelt worden.

In der **Heil-Anstalt** waren Winter und Sommer meist sämmtliche Zimmer besetzt, und hat sich sowohl die Wasserheizung, als auch die electrische Klingel bestens bewährt.

2,706 Stück **homöopathische Haus- und Reise-Apotheken** (mit den vom Dr. Arthur Lutze selbst bereiteten Potenzen), einschließlich der Zahnschmerzen-, Cholera-, Pocken- und Bräune-Apotheken, wurden bestellt und versandt; außer Europa nach Nord- und Süd-Amerika, West- und Ostindien, China und Australien. Mr. Epps, Apotheker in London, hat die Niederlage für England und Spedition nach West- und Ost-Indien, Herr Apotheker Peter Mikolasch in Lemberg für Galizien, Herr Kühnel in Adelaide für Australien übernommen.

Die zur Klinik gehörige Verlags-Buchhandlung unter der Firma: „Verlag der Lutze'schen Klinik" hat sich in erfreulicher Weise erweitert. Das **Lehrbuch der Homöopathie** von Dr. Arthur Lutze, welches in **Englischer** und **Polnischer** Uebersetzung bereits vor 2 Jahren erschienen ist, wird jetzt auch ins **Russische** übersetzt, und da das deutsche Original bis Ostern gänzlich vergriffen, so hat der Neudruck desselben bereits begonnen. **„Hahnemann's Todtenfeier"**, **„Lebensregeln der neuen naturgemäßen Heilkunst"**, **„Die Schutzpocken-Impfung völlig unnütz und Verderben bringend"**, **„Anweisung für junge Frauen zum naturgemäßen Verhalten vor, in und nach dem Wochenbett"**, sowie **Arthur Lutze's Gedichte** und **Schauspiele** erfreuten sich des gewohnten Absatzes.

Sämmtliche Geschäfte wurden im Laufe des Jahres mit Hülfe von circa 21 Beamten, einschließlich der Assistenz-Aerzte beschafft.

Die seit dem 10. April 1858 **(Samuel Hahnemann's Geburtstag)** bestehende neue populäre homöopathische Zeitschrift unter dem Titel: **„Fliegende Blätter für Stadt und Land über Homöopathie (Hahnemannia),"** von Dr. Arthur Lutze gegründet und herausgegeben, ist von da ab regelmäßig alle 14 Tage erschienen.

Cöthen, den 10. Januar 1865.

Hierzu muß ich erwähnen, daß bis heute, (noch vor Ablauf des Jahres 1865), nach Ausweis des Journals bereits 52,312 Krankenberichte mit der Post eingegangen sind, also beinahe 1000 mehr, als im vorigen Jahre. Ebenso haben sich die Apotheken-Bestellungen bedeutend vermehrt, und an Allem ist ein Fortschritt der Sache sichtbar.

Im Februar gab ich die 6. Auflage von Hahnemann's „Organon der Heilkunst" heraus, wozu ich von der

letzten noch lebenden Tochter Hahnemann's, der Frau Dr. Mohsdorf in Cöthen autorisirt worden war, nachdem dies so wichtige Buch länger als 15 Jahre im Buchhandel gänzlich gefehlt hatte, und oft gesucht und verlangt war. Ich habe besonders darauf gesehen, daß *meine* Ausgabe getreu nach den frühern Auflagen abgedruckt wurde; habe sie aber noch mit Hahnemann's Vorworten, Einleitungen und Varianten der frühern Auflagen versehen, und die wichtigsten Aufsätze unsres Meisters, auf die im Buche hingewiesen war, am Schlusse mit abdrucken lassen, so daß das Buch fast doppelt so stark ist, als die frühern Auflagen. Außerdem habe ich den Paragraphen über die *Doppelmittel*, dessen Manuscript ich von Hahnemann's eigner Hand besitze, als eine Bereicherung der Literatur mit eingeschaltet, und die nähern Umstände in einer ausführlichen Anmerkung angegeben. Dies hat der Neid und die Mißgunst als Aushängeschild gebraucht, einen „*Protest*" gegen diese Auflage zu erlassen, den 4 Redacteure homöopathischer Blätter unterschrieben und in ihre Spalten aufgenommen haben, worin sie mich unter andern der „Fälschung" u. dergl. mehr aufs Gröblichste beschuldigten; ja sie hatten sogar die Frechheit, den Erwiederungen und Rechtfertigungen von meiner Seite die Aufnahme in ihre Blätter zu verweigern. Da traten denn verschiedene Aerzte gegen diese gemeine Despoten-Theorie auf, und der Leser wird aus dem Abdruck eines einzigen Briefes eines homöopathischen Arztes aus Berlin den richtigen Standpunkt der Sache erkennen. Der Brief lautet so:

„An meiner Ansicht über den Protest halte ich fest; ich finde denselben lächerlich und schmachvoll. Lächerlich, weil er eine hohle, noch dazu falsch angewendete Phrase ohne alle practische Wirkung ist. Protest erheben heißt: sein Recht, daß man im Augenblick nicht erlangen kann, für

die Zukunft wahren; protestiren heißt Widerspruch erheben, zu dem Zweck um sein Recht zu wahren. Was heißt nun, gegen ein Buch Protest erheben? Soll das gedruckte Buch dadurch ungedruckt gemacht werden? Oder soll, wie es hier scheint, damit das Recht der orthodoxen Homöopathie gegen die ketzerische gewahrt werden? Wie unaussprechlich lächerlich! Wie unwissenschaftlich, kindisch und albern! Meinen die zelotischen Herren, weil es ihnen gelungen ist, ihr Protest-Delirium von hier bis Amerika epidemisch zu machen, daß sie damit auch nur ein Sonnenstäubchen gewonnen haben. Welcher Mensch von gesunden Sinnen wird sich abhalten lassen, um dieses abgeschmackten Einspruchs willen, das von Ihnen edirte Organon zu lesen? — Die Bannflüche der echten Päpste haben schon keine Wirkung mehr, wie viel weniger die der After-Päpste! Wissenschaftliche Irrthümer widerlegt man, aber man verflucht sie nicht. Warum werden verbotene Bücher am meisten gelesen? Weil man sich sagt, ein Buch, daß der Gegner nicht widerlegen könne, müsse vortrefflich sein, — oder weil das natürliche Rechtsgefühl sich gegen die brutale Anwendung der Gewalt, gegen den Gedanken, den sie nicht widerlegen kann, empört. Was war denn der Haß gegen die Censur, was der Spott gegen den Index librorum prohibitorum? Ich bitte Sie bei alledem nicht außer Acht zu lassen, daß ich keineswegs ein Anhänger der Doppelmittel bin, denn ich wende sie nicht an, auch kein Gegner, denn ich habe noch nicht geprüft, um schon verwerfen zu können. Es ist für mich eben eine offene Frage, die der wissenschaftlichen Debatte anheimfällt, nicht aber dem dummdreisten: „anathema sit!“ Wenn nun aber diese Herren „einzigen Vertreter der wissenschaftlichen Literatur der Homöopathie“ dieses Anathema aussprechen, dieses Ketzergericht abhalten, dieses Autodafe wenigstens in effigie vollziehen, kurz dieses Schmachvollste, diese Henker-Polizei in dem freien Reiche der Wissen-

schaft ausüben, so fügen sie der Homöopathie als Wissenschaft eine tiefe Schmach und Erniedrigung zu, und dieser Protest mit seinen Beitritten wird eins der schmutzigsten Blätter in den Annalen der Homöopathie sein! Um die Homöopathie handelt es sich, nicht um Ihre Person, obgleich diese den Motiven zu jenem albernen und schmachvollen Proteste gewiß nicht fremd ist. Schlimm genug das, wenn jene Leute dem Haß gegen Ihre Person die Ehre der Wissenschaft, deren Priester sie sind, opfern! Traurig wie der ganze Protest ist dessen Motivirung! Daß man Sie für unfähig erklärt, einen neuen Abdruck eines alten Buches zu veranstalten, ist so lächerlich, daß man es eigentlich blödsinnig nennen könnte, wenn es nicht so über alle Maßen beschämend wäre! Welche Benommenheit, welcher Gehirn-Torpor gehört dazu, Jemanden, der ein Buch edirt hat, für unfähig zu erklären, es zu ediren! Man kann allenfalls Jemanden für unfähig erklären, ein gutes Buch zu schreiben, indeß ist auch solche Erklärung, gelinde gesagt, abgeschmackt. Und welche Bosheit gehört dazu, Ihr Organon für eine Fälschung zu erklären, da Sie ja in der Anmerkung das Sachverhältniß klar ausgesprochen haben. Sind, in neuen Ausgaben alter Bücher, Anmerkungen Fälschungen, dann sind unsere gefeiertsten Gelehrten sammt und sonders Fälscher; glücklicherweise aber sind die Beschuldiger nur Deliranten, — irae furor brevis est! Die Herren waren sehr zornig, als sie ihren Protest schrieben. Der böse Geist des Hasses trieb sie zum Schreiben, ihr guter Engel mahnte sie ab, und so, verwirrt und bethört, haben sie ihr trauriges opus zu Stande gebracht. Haben sie doch sogar den Brief der alten eigennützigen, französischen Kokette mit abgedruckt, worin Hahnemann für den Heiland, das Organon für ein Evangelium, und jede abweichende Meinung für Blasphemie erklärt wird! Und jetzt kommt Vater Trinks und erklärt, aus einem neuen Organon der Homöopathie

müsse die Psora-Theorie, die Sykosis und noch Manches ausgemerzt werden! Wenn Sie nun ein Fälscher sind, was ist dann Trinks? Und was sind die Protestler? Es ist wahrlich traurig! In unserer Zeit des Strebens nach Freiheit wissen Männer der Wissenschaft, der in ihren Forschungen freiesten und uneingeschränktesten Wissenschaft, der Naturforschung, deren legitimste Tochter die Heilwissenschaft ist, wissen, sage ich, jene Männer der Wissenschaft die Heiligkeit der Freiheit so zu schätzen, daß Sie den schmutzigsten Polizei-Apparat als Waffe aufsuchen und handhaben. Ich weiß nicht, wie lange die epidemische Verblendung der Beitrittler dauern wird; — wenn sie genesen, werden sie sich schämen.

Doch genug! — Für Alles was noch zu sagen wäre, ist der Raum hier zu klein, die Zeit mir zu kurz.

Ihr
ergebener College

Berlin, den 1. August 1865. Dr. . . . . . .

Auch nach Amerika hatte man jene Verleumdungen gesandt, und da die dortigen Redacteure nicht annehmen konnten, daß die Leipziger, Dresdner und Aachener Redacteure sich offenbarer Lügen bedienen würden, um mich zu schmähen, so hatten sie jenen lügenhaften und verleumderischen Protest auch in ihre Spalten aufgenommen, und ein College kam nach Europa, um sich von dem Sachverhalte zu überzeugen, nicht ahnend, daß er von neidischen Collegen so hintergangen wäre, weshalb er in seinem „Protest" gegen diesen „Lügen-Protest" auch ausdrücklich sagt:

„denn niemals ist im modernen Journalismus je eine Lüge frecher behauptet worden, als in diesem Falle."

Nicht wenig war ich erstaunt, als ich im Novemberheft des „North American Journal of Homoeopathy“ Seite 319 meine Rechtfertigung gegen den Leipziger Lügen-Protest fand. Ich lasse dies Aktenstück im Original, sowie in einer wortgetreuen Uebersetzung folgen:

A PROTEST VERSUS „A PROTEST“ *in No.* LIII., *page* 140, *of the North American Journal of Homœopathy.*

On a recent tour through England and the European Continent I also wandered to the shrine of Father Hahnemann, at Cöthen; I visited his humble dwelling, walked through his diminutive garden, and sat down in the little cosy arbor under which he composed most of his writings, and took a twig of ivy to transplant to my transatlantic home, which, for more than half a century ago, has also become a home for the teachings of the great master. Afterwards I resolved to make a visit to Dr. Lutze's sanitary establishment, also at Cöthen, though very much prejudiced, and in Leipzig even forewarned against him. But I most truthfully confess, that I never before have met with a more agreeable and astonishing surprise; the building, externally as well as internally, of noble style and finish, with very judicious arrangements and all the modern improved conveniences, would do honor to any of the European capitals; in his public clinic and through his private correspondence, the doctor, assisted by a well-selected and regulated corps of secretaries and medical aids, treats over 100,000 individuals annually, which would appear incredible, had I not, with my own eyes, witnessed the daily progress of the journals, in which every case is posted with the most

scrupulous exactness. Altogether (not to trespass too much on the space of this JOURNAL) I became convinced: that Dr. Lutze represents homoeopathy, on the very spot where its illustrious founder at best enjoyed only a mere pitiable tolerance and obscure notoriety, with a splendor and practical success, which vindicates the triumph of the cause in a manner thus far unparalleled; as a living monument to the manes of the great master by one of his most devoted and enthusiastic disciples. That such a man should have made himself liable to the grave accusations published in the „Allgemeine Homoeopathische Zeitung", thus nullifying by one base act all he had done and attained for homoeopathy, seemed to me too painful to believe; and I therefore boldly asked the doctor for a full explanation of the subject. The following facts are the result of this explanation: The assertion that „the paragraphs 272—274, in the 5th edition (of the Organon) are omitted, and spurious and false ones have been inserted in their place", ***is most audaciously false and without any foundation whatever***, said paragraphs appearing in this 6th edition on pages 264—265 ***verbatim et literatim.*** The documents authorizing the insertion of paragraph 274 *b.*, are in Hahnemann's own handwriting in Dr. Lutze's possession, and open to everybody's inspection, and being myself perfectly acquainted with Hahnemann's autography, I declare these documents beyond all doubt as genuine.

Now, by no means wishing to appear as a champion for the „Doppelmittel", and very much doubting the expediency of the insertion of paragraph 274 *b.* in the 6th edition of the Organon; I simply protest against the unfounded accusations published in the „Allgemeine Homoeopathische Zeitung" against a man who has done

and is doing more for the propagation of homoeopathy than any living individual, and say: do not tarnish the honor of one of the brightest representatives of homoeopathy! That the worthy faculty of the Homoeopathic Medical College of Pennsylvania should have fallen into the snare of republishing and thereby endorsing said accusations, is not to be wondered at: for never before has falsehood more boldly been asserted in „modern journalism" than at this instance; but nevertheless it is to be hoped, that after a faithful examination of the facts, the Faculty will honor the truth, do justice to Lutze and *faire l'amende honorable.*

New-York, October 30th, 1865.

GEO. LINGEN, M. D.

Ein Protest gegen einen „Protest"
in Nr. 53, Seite 140 des Nord-Amerikanischen Journals über Homöopathie.

„Bei meiner unlängst gemachten Tour durch England und den Europäischen Continent wanderte ich auch zu dem Heiligthume von Vater Hahnemann nach Cöthen. Ich besuchte sein bescheidenes Wohnhaus, spazierte durch seinen kleinen Garten, und setzte mich in die kleine trauliche Laube, in welcher er die meisten seiner Schriften verfaßte, und nahm einen Epheu-Zweig mit, um ihn nach meiner transatlantischen Heimath zu verpflanzen, welche seit länger als einem halben Jahrhundert auch die Heimath der Lehre des großen Meisters geworden ist. Darauf beschloß ich, die Heilanstalt des Dr. Lutze, gleichfalls in Cöthen, zu besuchen, obgleich ich sehr gegen denselben eingenommen, und in Leipzig sogar vor ihm gewarnt worden war. Aber ich muß der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich noch nie eine angenehmere und erstaunlichere Ueberraschung gehabt habe.

Das Gebäude, äußerlich sowohl, als im Innern, edel in Styl und Vollendung, mit sehr einsichtsvollen Einrichtungen, und allen neuern bewährten Bequemlichkeiten versehen, würde jeder Europäischen Hauptstadt zur Ehre gereichen. In seiner öffentlichen Klinik und durch seine Privat-Correspondenz behandelt Dr. Lutze, unterstützt durch eine wohl gewählte und eingeübte Schar von Secretären und Assistenz-Aerzten mehr als 100,000 Patienten jährlich, was unglaublich erscheinen würde, hätte ich mich nicht mit eigenen Augen von dem täglichen Fortschritt in den Journalen, in welche jeder einzelne Fall mit der gewissenhaftesten Genauigkeit eingetragen wird, überzeugt. Alles in Allem (um den Raum dieses Blattes nicht zu sehr zu überschreiten), ich bekam die Ueberzeugung, daß an demselben Orte, wo der erleuchtete Gründer der Homöopathie damals, nach vielen Verfolgungen, nur ein stilles Asyl fand, Dr. Lutze dieselbe mit einem Glanze und practischen Erfolge repräsentirt, welcher den Triumph der Sache in einer bis jetzt unvergleichlichen Weise bekundet; als ein lebendes Denkmal den Manen des großen Meisters von einem seiner ergebensten und enthusiastischsten Schüler. Daß solch ein Mann sich den harten Anklagen, wie sie in der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung" veröffentlicht sind, schuldig gemacht haben sollte, wobei er durch eine unedle Handlung Alles, was er für die Homöopathie gethan und erreicht hat, zu nichte gemacht hätte, schien mir zu schmerzlich zu glauben; deshalb bat ich den Dr. Lutze dreist um eine umfassende Erklärung der Sache. Die folgenden Thatsachen sind das Resultat dieser Erklärung: Die Behauptung, daß „die Paragraphen 272—274 der 5ten Auflage des Organon ausgelassen, und unechte falsche an deren Stelle gesetzt worden sind", ist eine freche Unwahrheit und ohne irgend eine Begründung, da besagte Paragraphen in dieser 6ten Auflage Seite 264—265 wörtlich und buchstäblich vor-

handen sind. Die Documente, welche die Hinzufügung des Paragraphen 274 b rechtfertigen, sind in Hahnemann's eigener Handschrift in Dr. Lutze's Besitz, und liegen zu Jedermanns Ansicht offen, und da ich selbst mit Hahnemann's Handschrift vollkommen bekannt bin, erkläre ich diese Documente außer allem Zweifel für echt.

Endlich, keineswegs als ein Verfechter der „Doppelmittel" erscheinen zu wollen, und die Nothwendigkeit von dem Abdruck des §. 274 b in der 6ten Auflage des Organon sehr bezweifelnd, protestire ich einfach gegen die unbegründeten Anschuldigungen, veröffentlicht in der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung" gegen einen Mann, der mehr gethan und mehr thut für die Verbreitung der Homöopathie, als irgend ein lebendes Individuum, und sage: befleckt nicht die Ehre von einem der glänzendsten Repräsentanten der Homöopathie!

Daß die ehrenwerthe Facultät des homöopathisch-medicinischen Collegiums von Pennsylvanien in die Schlinge gegangen ist, indem sie eine nochmalige Bekanntmachung ergehen ließ, und so besagte Anschuldigungen gut hieß, ist nicht zu verwundern, denn niemals ist im „modernen Journalismus" je eine Lüge frecher behauptet worden, als in diesem Falle; aber dennoch steht zu hoffen, daß nach einer getreuen Prüfung der Thatsachen, die Facultät die Wahrheit ehren, dem Dr. Lutze Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, und **faire l'amende honorable.**

New-York, den 30. October 1865.

Georg Lingen, M. D."

So giebt es immer Kampf, auch bei der gerechtesten Sache, und ich danke Gott, daß ich stets den Sieg davon getragen habe, weil ich nie Etwas unbesonnen oder übereilt begonnen.

Jene Collegen konnten es mir nicht verzeihen, daß ich der einzige Arzt in der ganzen Welt bin, so lange überhaupt die Medizin besteht, der in einem Jahre 189,471 Patienten zu behandeln gehabt hat! — Ich kann aber doch nicht dafür, daß sie nicht zu Dr. M.... nach Leipzig kommen, dem ich sie mit Freuden gönnen würde, denn dann hätte er wenigstens nicht Zeit, so ungewaschenes Zeug in die Welt zu schicken, und sich und die Homöopathie so zu blamiren, wie er, mit seinen saubern Collegen, es gethan hat.

Daß ich aber von der Vorsehung so hoch begnadet bin (denn ich vermöchte es ja nicht aus eigner Kraft), erkenne ich in tiefer Demuth und mit heißem Danke gegen Gott an, und will nie aufhören mit dem Psalmisten aus tiefster Seele zu sprechen:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!“ Ps. 103, 1—2.

Cöthen,
am Ende des Jahres
1865.

Arthur Lutze.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage der **Lutze**'schen **Klinik** zu **Cöthen** sind erschienen, und sowohl direct, als auch durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lehrbuch der Homöopathie. Eine faßliche Anweisung zur Erlernung und Ausübung dieser Heilkunst. Von Dr. Arthur Lutze. (64 Bogen.) Preis: In Halbfranz gebunden 2 Thlr. Inhalt: Vorwort. Einleitung über Größe und Wiederholung der Arzneigaben, Doppelmittel etc. — Charakteristische Symptome von 140 Mitteln. Anweisung zur Heilung bei Cholera, Bräune, Zahnschmerzen, Schwindsucht, Gehirn-Entzündung Asthma, Scharlach, Keuchhusten, Leber-Entzündung, hitzige Gehirnhöhlen-Wassersucht, Wassersucht, Nervenfieber etc., Gelbes Fieber, Seekrankheit, Lungen-Entzündung, Brustfell- oder Rippenfell-Entzündung, Luftröhren-Entzündung, Hals-Entzündung, Halsschmerz oder bösem Hals, Ohrendrüsen-Bräune etc. etc.

Hahnemann's Todtenfeier. Allgemein verständliche Entwickelung des Wesens der Homöopathie, sowie der Haupt-Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche der Allöopathie. Ein öffentlicher Vortrag in Berlin von Dr. Arthur Lutze. — Anhang: 1. Lebensregeln. — 2. Anweisung zur Heilung von Wunden und Verbrennungen — 3. Erklärung der Wirksamkeit homöopathischer Potenzen durch Lebens-Magnetismus etc. etc — 34ste Stereotyp-Auflage. Gr.-8°. 1865. Geh. 15 Sgr.

Lebensregeln der neuen naturgemäßen Heilkunst, so wie Anweisung zur Heilung von Wunden und Verbrennungen von Dr. Arthur Lutze. 44ste Auflage. Geh. 5 Sgr.

Zahnschmerzen durch Riechen zu heilen. Genaue Anweisung dazu von Dr. Arthur Lutze. Als Beilage ein Kästchen mit **14 Zahn-Potenzen.** 8te Auflage. 1 Thlr.

Anweisung zur schnellen Selbsthülfe bei der Cholera und Schutzmittel dagegen von Dr. Arthur Lutze. 4te Auflage. Mit einer **Cholera-Apotheke** 1 Thlr.

Genaue Anweisung für Mütter zur Heilung der häutigen Bräune ohne Arzt, von Dr. Arthur Lutze. 6te Auflage. Dabei ein Kästchen mit 8 homöopathischen Mitteln. 20 Sgr. Mit 12 Mitteln (zugleich gegen die brandige Rachenbräune) 1 Thlr.

Sichere Heilung der Pocken oder Blattern durch homöopathische Mittel. Eine Anweisung für Jedermann von Dr. Arthur Lutze. Nebst einer homöopathischen **Pocken-Apotheke.** 1 Thlr.

Die Schutzpocken-Impfung völlig unnütz und Verderben bringend. Aus statistischen Tabellen und durch die berühmtesten Autoritäten nachgewiesen. Ein Mahnruf, allen Staatsgewalten ans Herz gelegt von Dr. Arthur Lutze. 13te Auflage. 2½ Sgr.

Anweisung für junge Frauen zum naturgemäßen Verhalten vor, in und nach dem Wochenbette. Mit Angabe der **Heilmittel** bei Krankheiten. Nach den neuesten Erfahrungen von Dr. Arthur Lutze. 2te Aufl. Brosch. 10 Sgr.

Arthur Lutze's Gedichte. Dritte Auflage. Erster Theil mit dem Bilde des Dichters in Stahlstich und drei Holzschnitten, elegant gebunden 1 Thlr. 5 Sgr. — Zweiter Theil mit 3 Compositionen des Dichters eleg. geb. 1 Thlr. — Beide Theile zusammengebunden 2 Thlr. 5 Sgr.

Das Galgenmännlein. Ein Schauspiel in 5 Acten von Arthur Lutze. Zweite vermehrte Auflage. Preis: elegant gebunden 20 Sgr.

Herzog Heinrich und Marie, oder: **Der Triumph der Liebe.** Ein Schauspiel in 5 Acten von Arthur Lutze. Eleg. geb. 20 Sgr.

Auswahl von Arthur Lutze's Gedichten. Für die reifere Jugend; nebst einem **Kinderschauspiel.** Preis: cartonnirt 18 Sgr.

Emilie, oder: **Das rothe Kleid.** Ein Kinderschauspiel von Arthur Lutze. 4te Auflage. Mit einer Composition von Dr. Carl Löwe. Preis: 3 Sgr.

Samuel Hahnemann's Organon der Heilkunst. Mit Abdruck der Vorreden und wichtigsten Varianten der fünf bis jetzt erschienenen Auflagen, neuen Bemerkungen, und einem Anhange aus Samuel Hahnemann's Schriften Herausgegeben von Dr. Arthur Lutze. (Mit Hahnemann's Stahlstich.) 6te Aufl. Preis elegant geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Arthur Lutze's Selbstbiographie. Preis: 1 Thlr. — Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dr. **Arthur Lutze's wohlgetroffenes Portrait** mit Facsimile. Nach einer Pariser Photographie in Stahl gestochen von L. Sichling. 15 Sgr. (In kleinerem Format 10 Sgr.)

Fliegende Blätter für Stadt und Land über Homöopathie (genannt Hahnemannia). Eine populäre homöopathische Zeitschrift von Dr. Arthur Lutze. Preis für den Jahrgang per Post oder durch den Buchhandel 18¾ Sgr.

Gedächtnißbrücke für angehende Homöopathen erscheint Ostern 1866.

Druckfehler.

Seite	2	Zeile	5	von	unten	lies:	Großbritanischen.
"	6	"	9	"	oben	"	Frauendorf.
"	27	"	9	"	"	"	bewunderswürdiger.
"	57	"	15	"	"	"	Kopfkissen.
"	73	"	4	"	"	"	ist.
"	73	"	12	"	"	"	nennt.
"	88	"	4	"	"	"	Mendelssohn-Bartholdy.
"	94	"	2	"	"	"	innere.
"	98	"	2	"	unten	"	Adlerorden.
"	109	"	8	"	oben	"	bedeckt.
"	112	"	8	"	"	"	nur.
"	145	"	8	"	"	"	Titel.
"	147	"	11	"	"	"	verheerte.
"	159	"	11	"	unten	"	zu.
"	165	"	9	"	"	"	Antwort.
"	167	"	6	"	oben	"	Wohlthaten.
"	169	"	17	"	"	"	expedirt.
"	174	"	14	"	"	"	hülfsbedürftige.
"	186	"	3	"	"	"	zu.
"	196	"	16	"	"	"	Personen.
"	199	"	9	"	"	"	wider den.
"	213	"	1	"	unten	"	Mitleid.
"	230	"	15	"	oben	"	nöthig.

Schnellpressendruck von H. Gocht in Cöthen.

Gf Bentzel

S. 270.

S. 272: warum muß gerufen werden
genügt nicht der reine Wille allein?